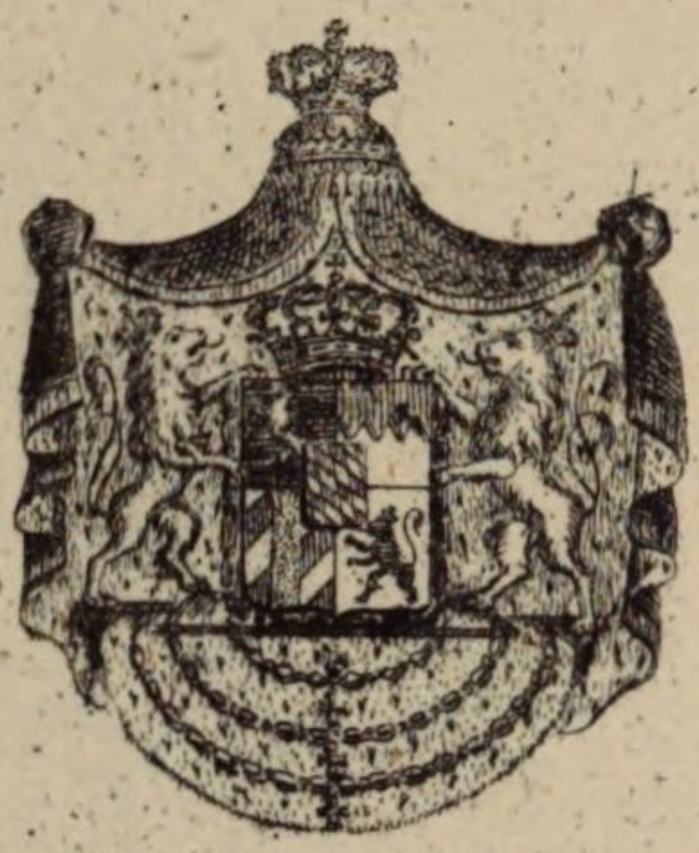
Polon. Tholuck
2707m — 1



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36604973550012

<36604973550012

Bayer. Staatsbibliothek

Vermischte

Schriften

größtentheils

apologetischen Inhalts

von

A. Tholuck,

Dr. der Theologie und Philosophie, Konsistorialrath und ordentl. Professor der Theologie an der Königl. Universität Halle-Wittenberg, korresp. Mitglied der Königl. Asiatischen Gesellschaft in London, der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften, der Haagschen Gesellschaft pro vindicanda religione christiana.

Erster Theil.

Hamburg,

bei Friedrich Perthes.

1839.

213. D.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Schule.

Ein

Beitrag

zur

Erfahrungsseelenkunde.

Erster Theil.

Bamberg,

bei Friedrich Kerz.

1829.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Schon seit längerer Zeit war mir der Wunsch ausgedrückt worden, mehrere meiner Aufsätze aus dem Litt. Anzeiger, da die betreffenden Jahrgänge vergriffen waren, gesammelt und aufs Neue abgedruckt zu sehen. Unterdeß gab ich meine Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte heraus und behielt zwei ursprünglich für dieses Werk ausgearbeitete Abhandlungen zurück, über die angeblichen Wunder Muhammeds und über die Wunderkreise der katholischen Kirche. Um so eher fühlte ich mich aufgefordert, dem mir ausgesprochenen Wunsche nachzugeben und eine Sammlung vermischter Aufsätze drucken zu lassen. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß diejenigen, welche ich hier zusammengestellt habe, nicht bloß in theologischen, sondern auch in andern Kreisen Leser finden und zur Befestigung christlicher Ueberzeugungen beitragen werden.

Fast sämmtliche hier vorliegenden Aufsätze haben Nachbesserung und Vervollständigung erhalten, am meisten die Beiträge zur Einleitung in die paulinischen

Schriften. Dennoch kann ich nicht Alles, was in diesen Aufsätzen gesagt ist, gegenwärtig vertreten; über manche Punkte würde ich mich jetzt anders erklären. Besondere Nachsicht nehme ich für den Aufsatz über die Urwelt in Anspruch: er berührt ein wissenschaftliches Gebiet, auf welchem der Wechsel der Meinungen so groß ist, daß manches vor sechs Jahren Ausgesprochene jetzt gar nicht mehr gilt. Es hat mir aber an Muße und Neigung gefehlt, auf diesem Gebiete so nachzuarbeiten, wie es nöthig gewesen wäre. Wenigstens wird der Theologe aus einem Gebiete, welches den meisten fern liegt, eine Anzahl Data und Mittheilungen gebrauchen können, die man sonst nicht so leicht auf einem Punkte beisammen findet. Auch der Aufsatz über die Wunder der katholischen Kirche behandelt eine zwar sehr anziehende, aber auch sehr schwierige Frage, inwiefern die Erscheinungen des Somnambulismus mit dem christlichen Wundergebiete zusammenhangen. Wer selbst eine Einsicht in die Schwierigkeiten dieser wichtigen Frage hat und sich bewußt bleibt, wie wenig sich bisjetzt noch Theologen darauf eingelassen haben, wird nachsichtig seyn, wenn ihm nicht alles hier Gesagte Genüge thut. Ich habe mich wenigstens einer leidenschaftlosen Kritik befleißigt. — Den Aufsatz über Zinzendorf habe ich beigefügt, weil es uns noch an einer nicht einseitigen Charakteristik der Persönlichkeit dieses großen Mannes fehlt und die Schrift von Schrautenbach wenig gekannt ist — Besonders wünschte ich die Aufmerksamkeit

auf den zu dem Aufsatze über Paulus neuhinzugekommenen Abschnitt über die Offenbarungen des Apostels zu lenken — ein Gegenstand der um so ernstere Prüfung verdient, je einflußreicher die Ansichten darüber auf vieles Andere sind. Ich glaube hier manche neue Ansichten aufgestellt zu haben, welche sich vor einer Kritik, die nicht von vorgefaßten Meinungen ausgeht, rechtfertigen werden.

Mögen denn wohlwollende Leser auch in diesen Bänden Manches finden, was zum Aufbau christlicher Wahrheit dient.

Halle, den 1. Februar 1839.

Dr. A. Tholuck.

Inhalt.

I. Die Wunder Muhammed's und der Character dieses Religionsstifters . . . . . Seite 1—27

II. Ueber die Wunder der katholischen Kirche und insbesondere über das Verhältniß dieser und der biblischen Wunder zu den Erscheinungen des Magnetismus und Somnambulismus . . 28—148

Erstes Kapitel. Fortdauer der Wundergabe nach dem Abtritte der Apostel . . . . . 28—32

Zweites Kapitel. Gründe für das Verschwinden der Wunderkraft seit der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts . . . . . 33—39

Drittes Kapitel. Möglichkeit der Fortdauer des eigentlichen Wunders. Ueber den Begriff des Wunders im eigentlichen Sinne . . . . . 40—49

Viertes Kapitel. Katholische Wunderkreise, welche ihren Ursprung theils absichtlicher theils unabsichtlicher Täuschung verdanken. Die Wunder des Ignatius Loyola und des Franz Xaver . . . . . 50—57

Fünftes Kapitel. Katholische Wunder, welche mit den Erscheinungen des Magnetismus und Somnambulismus verwandt sind.

§. 1. Das Wesen des Somnambulismus und Magnetismus . . . . . Seite 58—78

§. 2. Verhältniß der neutestamentlichen Wunder zu den Erscheinungen des Magnetismus und Somnambulismus . . . . . 78—88

§. 3. Katholische Wunder, welche mit den Erscheinungen des Somnambulismus und Magnetismus Verwandtschaft haben. 1. Die Visionen in der katholischen Kirche. 2. Die Tanzwuth. — 1) Franciscus von Assisi. 2) Katharina Emmerich. 3) Die Wunder auf dem Grabe des Abbé Paris . . . . . 89—148

III. Ueber Apologetik und ihre Litteratur (aus dem litt. Anz. 1831. N. 68 ff. 1832. N. 41—45. 66—71. 1833. N. 61—66.) . . . . . 150—376

1. Grotius . . . . . 158—162
2. Die englischen Apologeten des 17. und 18. Jahrhunderts im Allgemeinen . . . . . 163—170
3. Addison . . . . . 170—178
4. Paley . . . . . 178—192
5. Butler . . . . . 129—200
6. Chalmers . . . . . 200—224

Die französischen Apologeten.

7. Pascal . . . . . 224—247
8. Huet . . . . . 247—266
9. Bonnet . . . . . 266—280

Die übrigen katholischen Apologeten: le Vassor, Bernh. Lamy, Franz Lamy, Denyse, Houteville, d'Aguesseau, Bergier, Chateaubriand . . . . . 280—303

Die übrigen protestantischen Apologeten: Abbadie, Jacquelot, Vernet . . . . . 303—311

Deutsche Apologeten.

1. Leibnitz . . . . . 311—337
2. Haller . . . . . 337—351
3. Euler . . . . . 351—362

Theologische Apologeten bis auf die neueste Zeit . . 262—373

IV. Ueber die Hypothese des Ursprunges des Namens Jehovah aus Aegypten, Phönicien oder Indien (aus dem Litter. Anz. 1832. N. 27—30.) . . Seite 377—405

V. Die Geschichte Bileams (aus dem Litter. Anz. 1832. N. 78 f. 1833. N. 1.) . . . . . 406—432

VI. Graf Zinzendorf (aus dem Litter. Anz. 1831. N. 52 f.) 433—464

I.

Die Wunder Muhammed's

und

der Charakter dieses Religionsstifters.

Hat nach der Versicherung der christlichen Mythenfreunde die Phantasie der Jünger des Propheten von Nazareth nicht gefeiert, den dürren Leisten seines prosaischen Lebens mit sinnigen Guirlanden zu umziehen, so hat es die Jüngerschaft des Propheten von Mekka weder an sinnigen noch an unsinnigen Guirlanden fehlen lassen. Halten wir uns an das Bild, welches die zahlreichen Verfasser der Lebensbeschreibungen سيرات Muhammeds größtentheils auf Grund der Ueberlieferung geben, so bleibt der christliche Prophet hinter dem des Islam noch unendlich weiter zurück, als der wunderthätige Jesus der kanonischen Evangelien hinter dem der Apokryphen. Hat der Weise von Nazareth Speichel auf das Auge des Blindgebornen gelegt, damit er sähe, so hat der Weise von Mekka Speichel auf den harten Fels gethan und er ist zu Sand geworden; hat der Weise von Nazareth mit fünf Broten fünftausend Mann gespeiset, so der Weise von Mekka mit ein Paar Datteln eine hungrige Armee Soldaten; hat der Weise von Nazareth mit einem Worte einen Feigenbaum vertrocknen lassen, so hat der Weise von Mekka den Baum, zu dem er hinzugehn nicht Lust hatte, mit einem Worte zu sich beschieden. Hat der Scharfsinn der Feinde des Nazareners seine Macht durch die Forderung eines Zeichens vom Himmel auf

die Probe gestellt, der er aber ausgewichen ist, so hat der Scharfsinn der Feinde des Mekkaners ihm wahrlich keine kleineren Proben geboten, wenn einst Habib, der Sohn Malek, die Forderung stellte: «Muhammed, es ist jetzt Mittag; sollen wir dir glauben, so laß es sofort Nacht werden, sodann wirst du dich auf den Berg Abu-Kobais stellen und dem Monde, der jetzt der Sonne nahe ist, denn wir sind im fünften Tage des Monats, befehlen, daß er sogleich Vollmond werde. Darauf wirst du ihm heißen, sich über die Kaaba zu stellen und sieben Mal die Wallfahrt um das heilige Haus zu vollenden, dann wirst du ihm sagen: wirf dich nieder vor der Kaaba und wirst ihm befehlen, daß er dir eine tiefe Reverenz mache und im guten Arabisch, so daß Städtebewohner und Landleute es verstehen können, dir zurufe: Friede sei über dir, wahrhaftiger Apostel Gottes. Nach dieser Reverenz wirst du ihn heißen am rechten Ellbogen in deinen Rock hinein gehen und am linken Ellbogen wieder heraus, dann soll er in zwei Hälften sich spalten und die eine sich an den Osten, die andere an den Westen stellen, mit dem leichten Sprunge einer Heuschrecke sollen sie dann wieder zusammen springen und sich wieder vereinigen.» Und Muhammed — ist er etwa wie der Nazarener ausgewichen? (Matth. 16, 1—4.) «Ich bin nicht von den Weichenden!» hat er gesagt. Er spricht und es wird Nacht am Mittage, und es kommt der Mond geflogen, und verrichtet seine siebenfache Runde um der Kaaba heiliges Haus, und beugt sich nieder vor ihr zum Erstaunen aller Anwesenden, und tritt vor den Propheten mit ehrerbietiger Reverenz, und ruft im vortrefflichsten Arabisch laut vor allen Einwohnern Mekka's: Friede sei über dir, o Achmet! und begiebt gehorsam sich in des Propheten rechten Aermel hinein und geht zum linken heraus, und spaltet sich in zwei Hälf-

ten, die sich an den Orient und Occident postiren, und schließt sich wieder zusammen, und setzt ruhig wie vorher seinen Lauf fort, ohne daß man ihm jetzt noch irgend ein dérangement anmerken könnte. Und vierhundert siebzig Mekkaner wurden gläubig, und allein der dumme Abudschahal *) blieb übrig, welcher sagte: «Muhammed hat uns wieder einen Streich gespielt, denn es ist Alles nur Zauberei.»

Man muß gestehn, Abudschahal hat sich tapfer gehalten. Bei allem Respekt vor der Renitenzkraft der weimarischen und heidelbergischen Denkgläubigkeit — ob sie aber einen solchen choc ertragen würde? Was aber den Propheten von Mekka anbetrifft, so werden hoffentlich auch diesem unsre Leser zugestehn, daß es unbillig wäre, ihm nach einem solchen tentamen rigorosum die licentia concionandi zu verweigern. Wir glauben ihm demnach das zweite Examen erlassen zu können; sollte sich indeß unter unsern Lesern ein zweiter Abudschahal finden, der auf fernerweitige specimina dränge, den verweisen wir z. B. auf Gagniers vie de Mahomet, wo er ihrer, mit steter Rückweisung auf die Gewährsmänner, zur Genüge finden kann.

Daß nun solche unsinnige Geschichten schon zu Lebzeiten des Propheten unter seinen Anhängern im Schwange gewesen wären, läßt sich kaum glauben, auch wenn man sich die Söhne der Wüste, mit denen er es zu thun hatte, mit einer starken Dosis Schwärmerei und pia fraus versehen dächte Allerdings haben wir uns die arabischen Stämme in der Zeit vor dem Islam als von mannichfachem Aberglauben befangen zu denken, wie man dies z. B. aus den Zauber- und Traum-

---

*) Dieser Abudschahal (Dummkopf), ein Hauptgegner Muhammeds unter den heidnischen Arabern, repräsentirt immer eine Art advocatus Diaboli in der muhammedanischen Geschichte.

geschichten sehen kann, welche der Auszug aus Massudi von de Sacy in den mémoires de l'Académie des inscriptions B. XLVIII. S. 627. mittheilt. Geschichten wie die ebenerwähnten hätten nichtsdestoweniger, sollte man glauben, vielfachem Widerspruche begegnen müssen; denn es muß doch auch eine Anzahl ehrlicher und nüchterner Leute in Mekka gegeben haben, auch gingen ja nicht sofort alle Heiden zum Islam über. So werden wir denn schon durch den allzu übertriebenen Charakter dieser Wundergeschichten a priori darauf geführt, wenigstens das Grellste der Art der spätern Sage zuzuschreiben. Dies ist nun aber auch in Bezug auf sämmtliche von ihm erzählte Wundergeschichten das Resultat einer näheren historischen Untersuchung.

Zuvörderst nämlich findet der merkwürdige Umstand statt daß eine große Menge Aussprüche des Kuran auf's Bestimmteste der Meinung widersprechen, daß der Mann selbst sich zum Wunderthäter habe aufwerfen wollen, und hat er dies selbst nicht beabsichtigt, so muß man schon danach wenigstens sehr zweifelhaft werden, ob die vielen Wundergeschichten von ihm schon zu seinen Lebzeiten in Umlauf gekommen sind. Wir stellen eine Anzahl der Aussprüche Muhammeds, die sich auf diesen Gegenstand beziehen, zusammen.

Muhammed ist von seinen Zeitgenossen aufgefordert worden, Wunder zu thun, und hat sich für unfähig erklärt. Sura 6, V. 33. heißt es: «Ist dir ihre Widerwilligkeit schwer zu ertragen? Wohlan, kannst du eine Grube in die Erde finden oder eine Leiter nach dem Himmel, so daß du ihnen Wunder bringen kannst, so magst du es thun; wollte es Gott, so würde er sie schon auf den rechten Weg bringen, so gehöre denn nicht zu den Thoren.» Nach Dschelaleddin ist der Sinn hievon: «das wirst du nicht können, darum ertrage geduldig, bis daß Gott richten wird.»

Nach V. 35. sagten die Mekkaner, sie wollten nicht an ihn glauben, wenn nicht Gott ein Zeichen herabsendete und wie Dschelaleddin hinzusetzt, sie verlangten ein solches Zeichen, wie das Kamel des Saloh oder wie den Stab Mosis, oder wie die Speisung Christi. Darauf antwortet Gott dem Muhammed: «Sprich zu ihnen: wohl hat Gott die Macht, ein solches Wunder zu senden, aber die Meisten von ihnen sind allzu verblendet.» In der 10ten Sura V. 20. sprechen abermals die Mekkaner: «Wir werden nicht an ihn glauben, wenn er nicht ein Zeichen von seinem Herrn bringt; du aber sprich zu ihnen: das Geheime gehört Gott an, wartet nur, ich will mit euch warten, (nämlich) auf eure Bestrafung.» In der 13ten Sura V. 8. geschieht dieselbe Anforderung an ihn, und Gott giebt ihm die Antwort: «Du bist zum Prediger gesendet, und jedes Volk hat einen, der es auf den rechten Weg weist,» wozu Dschelaleddin: «es ist nicht deine Sache, daß du ein Wunder für sie thuest.» V. 28., wo dieselbe Anforderung an ihn geschieht, wird ihm von Gott die Antwort gegeben: «Gott läßt irren, wen er will, und wird Buße geben, wem er will.» Nach V. 31. sagen die Mekkaner: «Ja wenn es einen Kuran gäbe, durch den die Berge zu gehn anfingen, oder die Erde durchschnitten würde, oder die Todten zu sprechen anfingen! Aber Gott gehört die Sache an; wissen nicht die Gläubigen, daß wenn Gott wollte, er alle Menschen auf den rechten Weg ließe?» «Dies, bemerkt Dschelaleddin, wurde geoffenbart, als die Gefährten Muhammeds selbst ein Wunder verlangt hatten zur Stärkung ihres Glaubens, aber der Glaube ist ohne Wunder;» und Muhammed Ben Abdallah Ben Abu Samanin bemerkt zu der Stelle: «es wird berichtet, daß die Koraischiten zu Muhammed sagten: ««wenn wir dir folgen sollen, so laß die Berge von Mekka weggehen und mache uns mehr Ebenen, damit wir Furchen ziehen können und säen, oder wecke uns diesen und den auf, welche in der

Zeit des Götzendienstes starben,»» damals ließ Gott jenen Vers hernieder, der den Sinn hat: wenn das Gott durch einen andern Kuran als den eurigen gethan hätte, so würde er es auch durch den eurigen thun.» Und V. 37. derselbigen Sura heißt es: «Wir haben schon Gesandte vor dir geschickt und haben ihnen Weiber und Kinder gegeben, ein Gesandter kann aber kein Wunder thun, außer wenn es Gott will.» Nach Jahia Ben Sellam wurde der Vers geoffenbart, weil Muhammed zu sehr auf Weiber und Kinder bedacht wäre, und statt dessen lieber ein Wunder thun sollte. In der 17ten Sura V. 60. spricht Gott zum Propheten: «Es hat uns nichts davon abgehalten, dich mit Wundern zu schicken, als weil sie die der Frühern für Lügen ausgeben. Wir haben den Themuditen das wunderbar aussehende Kamel geschickt und sie haben sich daran vergriffen; wir schicken keine Wunder außer zum Schreck.» Wie der Kommentator Jahia bemerkt: «weil die Ungläubigen alsdann zur Strafe vernichtet werden.» In der 6ten Sura V. 105. heißt es von den Götzendienern zu Mekka: «Sie schwuren Gott einen starken Eid, daß wenn ein Wunder geschähe, sie gewiß glauben wollten; sage ihnen, es sind Wunder bei Gott, er läßt es euch aber nicht gewahr werden, und wenn sie geschähen, so würden sie nicht glauben; wir kehren aber ihre Herzen und Augen um (sie zu verblenden), gemäß dem, daß sie früher nicht geglaubt haben.» In der 17ten Sura V. 93. sprechen die Mekkaner: «Wir werden dir nimmer glauben, bis du uns aus der Erde eine Quelle springen läßt, oder einen Garten schaffst mit Palmen und Weinstöcken, in welchem reiche Flüsse fließen, oder den Himmel über uns zusammenstürzen läßt, wie du uns gedroht, oder uns Gott sehen läßt und seine Engel offenbar, oder du ein Haus dir schaffest aus Gold, oder in den Himmel steigest; wir werden aber nicht glauben, daß du hinaufgestiegen bist, bis du uns von oben her ein Buch mitbringst, das wir lesen

können; antworte: erhaben ist Gott, bin ich etwas Anderes, als ein Mensch, sein Gesandter?» Aussprüche, wie diese, enthält der Kuran noch eine ganze Anzahl. Sura 7, 194. 20, 134. 21, 5. 28, 48.

Es wäre nun allerdings nicht begreiflich, wie die Muhammedaner so gedrängten und unwidersprechlichen Aussagen ihres Kurans gegenüber es hätten wagen können, ihren Propheten zu einem solchen Wunderthäter ohne Gleichen zu erheben, wenn nicht andererseits der Kuran wenigstens scheinbare Haltpunkte für solches Vorgeben enthielte. Diese enthält er würklich in einigen Stellen, wo von Zeichen آيات die Rede ist, die dem Muhammed zugeschrieben werden. Diese Zeichen sind indeß keinesweges Wunder معجزات, wie dieses theils der Zusammenhang jener Stellen, wo von den Zeichen die Rede ist, darthut, theils auch die aufrichtige Angabe der Muhammedanischen Ausleger selbst. Entweder sind nämlich unter diesen Zeichen providentielle Erlebnisse des Pseudopropheten zu verstehen, oder die Aussprüche des Kuran, deren Beredtsamkeit ja das Hauptargument für die Propheten-würde Muhammeds seyn sollte, oder auch der Inhalt dieser Aussprüche, insofern dieselben wunderbare Thaten Gottes verkündigten. Sura 2, 98. spricht Gott zum Propheten: «Wir haben dir offenbare Zeichen kund werden lassen, und es läugnet sie Niemand, als die Uebelthäter,» wozu Dschelaleddin: «dies war die Antwort, als der Jude Ben Surie zum Propheten sprach: Du hast uns ja nichts mitgebracht.» Hier hat man unter den Zeichen die Verse des Kuran zu verstehen, oder nach einigen Auslegern die providentiellen Erlebnisse des Propheten. Sura 37, 12. spricht Gabriel: «Du wunderst dich und jene spotten, und wenn sie ermahnt werden, so lassen sie sich nicht ermahnen, und wenn sie ein Zeichen sehn, so spotten sie und sagen: dies ist eine offenbare Zauberei.» Hiezu bemerkt aber der Kommentator Jahia: «Das heißt,

wenn ihnen ein Vers aus dem Kuran vorgelesen wird», und auf solche bloß verkündigte wunderbare Dinge scheint es sich auch würklich zu beziehen, indem bald darauf die Mekkaner sagen: «Werden wir denn etwa, wenn wir Asche und Knochen geworden sind, wieder auferweckt werden, wir und unsere Väter?» Sura 6, 4. heißt es endlich: «Du wirst ihnen kein Zeichen bringen ihres Herrn, ohne daß sie sich davon abwenden;» nach den Kommentatoren sind auch unter diesen Zeichen die Verse des Kuran zu verstehen. —

Wie ist es nun zu erklären, daß ungeachtet der deutlichen und unwidersprechlichen Belege dafür, daß der Pseudoprophet sich selbst das Wunderthun nicht anmaaßte, dennoch eine solche Unzahl von Wunderlegenden sich verbreiten konnte? Ziehen wir das chronologische Verhältniß der Berichte in genauere Erwägung, so wird es uns begreiflich. Jene zahllosen Wunderlegenden sind nämlich entweder, wie gesagt, aus den Lebensbeschreibungen Muhammeds entlehnt, oder aus den Sammlungen der Ueberlieferungen. Nun sind aber die ältesten dieser schriftlichen Quellen nicht weniger als zweihundert Jahr nach der Hedschra zu setzen; ist nun schon dieser weite Zwischenraum zwischen der Geschichte und ihrer Aufzeichnung an sich im Stande, der Zuverlässigkeit derselben mißtrauen zu lassen, wie vielmehr, wenn nun noch hinzukommt, daß wir weder für die intellectuelle Befähigung noch für die Wahrheitsliebe der Berichterstatter, durch welche die Zeugnisse an uns gelangt sind, die geringste Beglaubigung haben. Zwar führen dieselben zuweilen durch acht oder zehn Glieder hindurch ihre Nachrichten bis auf die nächsten Umgebungen des Propheten zurück; aber abgesehn davon, daß diese Zeugenkette kein Gewicht hat, so lange die intellectuelle und moralische Befähigung derselben nicht nachgewiesen ist, so sind auch gerade manche auf diese Art bezeugte Anekdoten so unsinnig und mit dem Stempel der Lüge oder Ueberspannung

so gezeichnet, daß dadurch auch auf diejenigen, bei denen dies nicht der Fall ist, ein nachtheiliges Licht fällt. So findet sich z. B. bei dem Hauptsammler der Ueberlieferungen, bei Buchari, die Tradition: «Es erzählte Ali, dem es Sufein erzählte, der es von Alsuchari gehört, der es von Alaradsch gehört, der da sagte: Es erzählte mir Abu Huraira, ich war einst mit Muhammed, der sagte: Wer seinen Mantel ausbreitet, bis ich meine Rede endige und ihn dann zusammenzieht, der wird nichts vergessen von dem, was ich gesagt habe. Ich breitete also meinen Mantel aus und ich bezeuge bei Gott, der ihn in Wahrheit gesandt hat, daß ich nichts vergessen habe.» —

Die muhammedanische Ueberlieferung zerfällt in zwei Klassen, die Sunna und die Hadiß, die erstere enthält vorzüglich Traditionen von Aussprüchen des Propheten, die letztere von Handlungen desselben; indeß finden sich auch in der Sunna Geschichten und in der Hadiß Aussprüche Muhammeds. Daß sich in der Masse jener Ueberlieferungen gar keine wahren Bestandtheile erhalten hätten, wollen wir nicht behaupten, bedenkt man indessen, wie wir schon sagten, die geringe Garantie, welche man für den Wahrheitssinn und die Nüchternheit der Zeugen hat, und das späte Zeitalter der Aufzeichnung, so kann wenigstens das Vertrauen zu ihrer Glaubwürdigkeit nicht groß seyn. Ueberhaupt hat die Schriftstellerei unter den Anhängern des Islam erst in später Zeit angefangen. Unter den Himjariden, den Bewohnern des glücklichen Arabiens, ist die Schreibkunst und mit ihr wohl auch einige Litteratur durch die dort angesiedelten äthiopischen Christen verbreitet worden; unter den Einwohnern von Hedschas kann man, wie die treffliche Abhandlung von de Sacy in den Mémoires de l'Académie des inscriptions T. L. zeigt, den Ursprung der Schreibkunst nicht vor das Jahr 560 setzen. Der Kuran selbst ist kein im Ganzen aufgeschriebenes

Werk; ob Muhammed habe lesen und schreiben können, ist zweifelhaft.*) Die einzelnen Aussprüche wurden einzeln aufgeschrieben auf Material, dessen Anwendung zeigt, wie wenig noch die Schreibkunst im allgemeinen Gebrauch gewesen seyn kann, auf Stücke Zeug, Ziegel, Schulterblätter von Schafen; erst etwa zehn Jahr nach des Propheten Tode haben Abubekr und Ali diese zerstreuten Bruchstücke zu einem Ganzen vereinigt. Um wie viel weniger kann man nun an eine gleichzeitige Aufzeichnung der Ueberlieferungen denken! In der That ist nach dem Zeugnisse moslemischer Schriftsteller selbst das erste schriftstellerische Produkt von Moslemen erst etwa anderthalb hundert Jahr nach der Hedschra erschienen. Einige nennen als den ersten Schriftsteller den Imam Abdolmelik Ben Abdol-Asis, andere den Abunassar Said Ibni Abi Aruba, noch andere den Raba Ben Sabah; der erste starb im Jahre 155 der Hedschra, der zweite im Jahre 156, der zuletzt genannte im Jahre 160.**) Der erste nun, den man als Sammler zuverlässiger Traditionen nennt, ist Muhammed Ben Ishak, welcher im Jahre 150 oder 151 der Hedschra starb; von ihm ist indessen noch

---

*) Man stellt das Gegentheil als gewiß auf, so Gibbon; auch Hase, Kirchengeschichte 3. A. S. 124: „Als sein Gott ihn berief, konnte er weder lesen noch schreiben." Die Stelle Sura 29. V. 45. und das Prädikat النبي الامّي scheint dies allerdings zu beweisen, indeß zeigt de Sacy a. a. O. S. 295 f., daß man auch die andere Ansicht vertheidigen könne.

**) S. v. Hammers encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients. Th. I. S. 130. Und in dem endlich uns in Text und Uebersetzung zu Theil gewordenen ersten Theile des Hadschi Chalfa ed. Flügel London 1835. S. 80. Hadschi Chalfa berichtet ferner S. 97 f., daß auch die ersten Schriftsteller der Nation, selbst die arabischen Grammatiker, nicht Araber von Geburt waren, sondern Perser, indem es den Arabern noch immer zu sehr an Kultur gefehlt habe.

keine Aufzeichnung geschehen, sondern erst von Abu Muhammed Abdolmelik Ben Hescham, dessen Tod in das Jahr 213 oder 218 fällt.*) Dieser Mann ist der älteste Geschichtschreiber der Araber; von ihm besitzen wir ein Leben des Propheten كتاب سيرات النبي, welches mit der Zeit vor Muhammed anfängt und den meisten Lebensbeschreibungen Muhammeds zu Grunde gelegt worden ist. Noch viel später ist ein anderer Lebensbeschreiber des Propheten, aus dem noch mehr wunderbarer Stoff in die Lebensbeschreibungen, welche Maracci und Gagnier gegeben haben, übergegangen ist, und der bei den Muhammedanern als eine ganz vorzügliche Autorität gilt, Abu Muhammed Mustapha al Dschannabi, von welchem eine Universalgeschichte existirt vom Anfange der Welt bis ins Jahr 997. der Hedschra unter dem Titel البحر الزخار «das brausende Meer.» Der Tod dieses Schriftstellers fällt erst in das Jahr 999 der Hedschra. So steht es mit den geschichtlichen Denkmälern des Lebens Muhammeds und seiner Wunder: zweihundert bis tausend Jahr nach den Begebenheiten sind sie verzeichnet. Aber auch die Sammler der Ueberlieferungen sind so spät; der vornehmste und älteste nämlich von ihnen, Buchara Scherif, von welchem das Werk «der wahrhaftige Sammler» جامع الصحيح, herrührt, gehört in die Mitte des dritten Jahrhunderts der Hedschra, er ist 256 gestorben. Aus nicht weniger denn 600,000 Ueberlieferungen, wie er sagt, hat er diejenigen gezogen, welche er hier vorlegt, deren Zahl sich auf 7275 beläuft. So sehen wir uns denn auf al-

---

*) Abulfeda ann. moslem. II. S. 27. 151. Vgl. v. Hammer in den Wiener Jahrb. B. 69., wo er S. 14. das Verzeichniß von 120 biographischen Schriften über Muhammed giebt. Ueber das Werk des Heschams hat de Sacy in den mém. de l'acad. des inscript. T. XLVIII. berichtet.

len Punkten von gleichzeitiger, historischer Basis verlassen. Daß unter dem Volke, auch wenn Muhammed selbst keine Wunderthätigkeit prätendirte, doch sehr leicht die erhitzte Phantasie dergleichen erfinden konnte, ist wohl begreiflich und einen interessanten Beleg für die Art, wie es geschah, giebt uns die von Abulfeda ann. mosl. T. I. S. 186. mitgetheilte Erzählung über den Eindruck, welchen der Tod des Propheten auf einen Theil seiner Anhänger machte. Es heißt nämlich daselbst: «Der Kadi Schehabboddin, der Sohn des Abudam, erzählt, daß einige hereinstürzten, um den gestorbenen Propheten zu sehen und riefen: wie kann er sterben, er ist ja unser Zeuge der Wahrheit, er ist wahrlich nicht gestorben, sondern gen Himmel gestiegen, wie Jesus. Und sie standen an der Thüre, und wollten ihn nicht begraben lassen, denn der Prophet Gottes stürbe nicht. So zögerten sie denn, bis sein Körper schwoll; da ging der Oheim des Propheten Abbas heraus und rief ihnen zu: bei Gott, neben dem es keinen andern giebt, der Prophet ist gestorben.» Nach andern Nachrichten hatte auch Omar sich zu der Partei derer geschlagen, welche das Wunder verlangten, Abubekr dagegen das Volk zu beschwichtigen versucht. Man sieht aus dieser einen Scene, wie sowohl nüchterne Leute unter ihnen gefunden wurden, denen das Wunderwesen fremd war, als schwärmerische, welche es begünstigten. Daß dem Propheten fabelhafte Wunder nacherzählt wurden, läugnen auch die muhammedanischen Lehrer selbst nicht; es gesteht dieses z. B. ein sonst sehr abergläubiger Mann Abdol Halim, welcher eine Vertheidigung der Wunder seiner Religion geschrieben hat (in Maracci's Prodromus II. S. 50.). Unter diesen fälschlich erfundenen Wundern nennt er folgende abenteuerliche, «daß den Propheten immer eine Wolke beschattet habe, daß er auf Felsen, nicht aber im Sande Fußtapfen hinterlassen, daß Ali einst das Nachmittagsgebet unterlassen, damit er den Propheten, der

in seinem Schooße schlief, nicht zu wecken brauchte und daß darauf die Sonne zurückgegangen sei, damit er es noch halten könnte.» Die vernünftigeren Muhammedaner, zu denen z. B. auch Abulfeda gehört, sind auch in ihren Wunderrelationen aus dem Leben ihres Propheten sehr sparsam.

Je greller nun der Kontrast ist, in welchen jene zahllosen, unsinnigen Wundergeschichten mit den oberwähnten Aussprüchen des Kuran treten, desto weniger dürfen wir übergehen, daß in einer andern Klasse von Aussprüchen des Kuran eine Anzahl Wunder erwähnt wird, auf welche sich denn auch die Wunderfreunde der Nation berufen. Die Stellen sind folgende. Zuvörderst wird in der 3ten Sura V. 11. 122. von zwei Engelheeren gesprochen, welche in der Schlacht bei Beder auf Seiten der beiden streitenden Heere gestanden und mit ihnen zugleich gekriegt hätten; mit den Dienern des Islam hätten dreitausend Engel gefochten und ihnen den Sieg errungen. Ferner heißt es Sura 105.: «Hast du nicht gehört, wie sich dein Herr gegen die Elephantenreiter verhalten hat? Hat er nicht ihre List in Irrthum verwandelt, und schickte gegen sie Vögel in großen Haufen, welche Steine aus Thon gegen sie schleuderten?» Es bezieht sich diese Erzählung, wie Dschelaleddin und die andern Kommentatoren bemerken, darauf, daß ein christlicher König Abraha einen Angriff gegen die Kaaba in Mekka unternehmen wollte, Gott aber eine Anzahl Vögel gegen ihn geschickt habe, von denen jeder auf je einen Mann aus dem Heere einen Stein fallen ließ, auf dem sein Name stand. In Sura 72, V. 1. erklärt Muhammed, es sei ihm offenbart worden, daß auch eine Anzahl Genien ihren Glauben an den Kuran ihm versichert hätten. In der 54sten Sura wird dem Anschein nach ein mit dem oben von uns erwähnten verwandtes portentum berichtet, indem es nämlich heißt: «Die Stunde ist da, es spaltet sich der Mond, aber wenn sie auch ein Wunder sehen, so kehren sie sich ab und

rufen: eine beständige Zauberei!» Endlich spricht Sura 17. V. 1. mit folgenden Worten von jener berühmten Nachtreise des Propheten von Mekka nach dem Tempel von Jerusalem: «Gepriesen sei der, der bei Nachtzeit seinen Knecht von dem Heiligthum von Mekka nach dem Tempel von Jerusalem versetzte, den wir von allen Seiten gesegnet haben, so daß wir ihm unsere Wunder zeigten.» — In Betreff dieser wunderbaren Begebenheiten ist indeß zunächst darauf aufmerksam zu machen, daß sie, die vorletzte ausgenommen, mit jener andern Klasse von Stellen nicht in Widerspruch stehen, insofern hier nicht von Wundern gesprochen wird, welche Muhammed gethan habe, sondern von außerordentlichen Begebenheiten, die er erlebt, und zwar gehören alle diese Ereignisse dem Gebiete der Vision an, welchem auch seine häufigen Zusammenkünfte mit Gabriel anheim fallen; auch jene Nachtreise nämlich nach dem Tempel von Jerusalem, von welcher die Sunna ungemein viel Albernes fabelt, ist vielleicht schon von Muhammed selbst als Vision mitgetheilt worden, wenigstens führen die Ausleger eine Ueberlieferung von Ajascha, der Frau Muhammeds, an, welche dies aussagt. Was aber das Mondwunder in der Sura 54. betrifft, so ist zu bemerken, daß diese Stelle ganz ungezwungen von den Wundern des jüngsten Tages erklärt werden kann, ja sogar muß. Anerkannt ist nämlich, daß das Wort «die Stunde» السّاعة die gangbare Bezeichnung für das ist, was die christliche Sprache «den jüngsten Tag» nennt, im Neuen Testament auch schlechthin ἡ ἡμέρα genannt, und wiewohl der gemeine Haufe der Muhammedaner die Stelle von einem von Muhammed verrichteten Wunder versteht, wie denn auch die obenerwähnte, unsinnige Erzählung ursprünglich in einer solchen Auslegung dieser Stelle ihre Begründung gehabt zu haben scheint, so haben doch auch viele Andere bestimmt erklärt, daß hier nur von jenem Spalten des Mondes die Rede sei, welches auch sonst

als eines der Zeichen des jüngsten Tages angegeben wird, s. die beiden berühmtesten Ausleger des Kurans, Beidawi und Samachschari, zu der Stelle in Maracci's Prodromus II. S. 16. — Somit ergiebt sich uns denn das merkwürdige Resultat, daß in der That dieser Prophet der Araber zwar vielfach Visionen, aber niemals das Vermögen Wunder zu thun prätendirt hat.

Es kann dieses Resultat auch einen Beitrag zur Entscheidung der für den Theologen wie für den Historiker nicht uninteressanten, in früherer Zeit öfters besprochenen, Frage abgeben, ob das Werk des arabischen Propheten als das Werk der Schwärmerei oder des Betruges anzusehen sei. Je weniger in neuester Zeit dieser Gegenstand zur Sprache gekommen ist — nur der letzte Uebersetzer des Kuran, Wahl, hat sich, aber freilich auf gar oberflächliche Weise, darüber vernehmen lassen — desto mehr fühlen wir uns aufgefordert, bei dieser Gelegenheit hierüber einige Bemerkungen zu machen. Hat Muhammed so offen und geradezu bis an das Ende seines Lebens erklärt, daß ihm als bloßen Menschen die Gabe des Wunderthuns versagt sei, so scheint ja dieses allerdings der Ansicht derjenigen günstig zu seyn, welche in ihm einen visionären aber redlichen Mann anerkennen; denn wiewohl sich gerade auf dieses Datum auch der entgegengesetzte Schluß gründen ließe, daß er als recht verschlagen solche Zeichen der Beglaubigung von sich abgelehnt habe, durch die er sich hätte eine Blöße geben können, und nur auf jene andern visionären sich berufen, die von Niemandem kontrollirt werden konnten, so wird doch wohl kaum von einem Betrüger, welcher das Dokument von Visionen für sich geltend macht, jemals das andere so nahe damit verwandte der Wunderthätigkeit abgelehnt worden seyn, da es ja wenig schwer fallen kann, bei denen, bei welchen jenes erste sich Anerkennung verschafft hat, auch dem zweiten Geltung zu verschaffen.

Jene Begebenheit bei dem Tode Muhammeds, welche wir oben S. 12. anführten, läßt uns ja deutlich sehen, daß der Prophet, wenn er Wunder zu thun begehrt hätte, bei seinen Anhängern nicht sowohl den Wunderglauben zu erzeugen, als nur den vorhandenen zu befriedigen gehabt hätte. Von andern Seiten her können nun freilich nicht unbedeutende Gründe für die Annahme absichtlicher Betrügerei bei dem Pseudopropheten geltend gemacht werden, und die bisherigen Vertheidiger dieser Ansicht, Prideaux, Bayle, Maracci, Wahl, haben noch gar nicht Alles, was sich für dieselbe geltend machen läßt, angeführt. Nur in der Kürze deuten wir auf Folgendes hin.

Ist jemals ein Buch von dem entfernt gewesen, was wir uns unter Gluth orientalischer Phantasie vorzustellen pflegen, so ist es der Kuran, der zwar von Arabiens Sandwüsten, aber wahrlich nicht von den phantastischen, lockenden mirages derselben ein Abbild giebt. Ein neuerer Schriftsteller nennt diese unverbundenen Sentenzen des Kurans «glühende Kohlen aus einem unterirdischen Heerde geschleudert.»*) Wir möchten sie eher — natürlich eine Anzahl Ausnahmen gestattet — Mörtel nennen, der allmählich von einem alten Gebäude abbröckelt. Etliche orientalische Kunstrichter Deutschlands haben wohl auch den An- und Aushauch der Gottheit im Kuran gefunden. Anders hat Gibbon geurtheilt, der da, wo er auf den Halbmond einen Schatten und auf das Kreuz einen Lichtstrahl fallen läßt, gewiß keiner Parteilichkeit beschuldigt werden kann. Er sagt vom Kuran: the harmony and copiousness of style will not reach, in a version, the European infidel: he will peruse with impatience the endless in-

---

*) Des effets de la religion de Mohammed par Oelsner, p. 176.: Elles (ses idées) se succèdent pêle-mêle comme les matières brûlantes, qui s'écoulent d'un foyer souterrain.

coherent rhapsody of fable and precept and declamation, which seldom excites a sentiment or idea, which sometimes crawls in the dust and is sometimes lost in the clouds. Und noch etwas derber Reiske (in Bleſſigs Leben Th. 2. S. 24.): «Der Koran iſt das unſinnigſte Buch in der Welt. Fade Sentenzen, Schwulſt, Bilder auf Bilder, ohne daß ſie etwas ſagen. Keine Folge der Gedanken, keine Verbindung der Materien, er iſt eine wahre Geißel für den geſunden Menſchenverſtand und ein Martyrerleiden für mich, wenn ſie mich zwingen, ihn zu leſen.» Hat Muhammed Recht gehabt, als er ſeine Beredtſamkeit zum Siegel ſeines Prophetenthums machte, ſo hätte mit demſelben Rechte auch Cromwell anſtatt des Glückes ſeines Schwertes ſeine Parlamentsreden als Beweiſe ſeiner göttlichen Miſſion anſehen können. Wenn nun der ſchriftſtelleriſche Charakter des Pſeudopropheten von dem élan der Schwärmerei keine Indicien an ſich trägt, ſo kann auch das Alter, in welchem er mit ſeiner Offenbarung auftrat, nicht zur Vorausſetzung ſchwärmeriſcher Begeiſterung leiten. Die franzöſiſche Republik unter dem Direktorium hatte aus Fünfundzwanzig- bis Vierzigjährigen den Rath der Fünfhundert gebildet, damit an ihm die große Nation «Repräſentanten ihrer Phantaſie,» aus Vierzig- bis Sechzigjährigen den Rath der Alten, damit ſie an ihnen «Repräſentanten ihres Verſtandes» hätten. Muhammed war in der Periode ſeiner Inſpiration bereits in den Jahren, wo er die Phantaſie ſeines Volkes nicht mehr repräſentiren konnte; er war in den Vierzigern. Und welche neue Wahrheit hatte er damals vernommen, die ihn in ſchon gereiftem Alter auf ein Mal ſo hätte entzünden können? Die Lehre von Einem Gotte? Allein von Kindheit an mußte er mit dieſer wohl vertraut ſeyn. War doch ſeine Mutter Emina, eine Jüdin, ſein Vetter, Warraka, wie Abulfeda ſagt, «mit chriſtlichen und jüdiſchen Büchern wohl ver-

traut; *) waren doch ganze Stämme der Araber der christlichen Religion zugethan, das Königreich Hira, der Stamm Bahra, Tanuch, Taglab (nach Anderen auch Rabia und Gessan), andere Stämme dem Judenthum, so der Stamm Kainoka in der Nähe von Medina, vorzüglich Chaibar, wo noch Niebuhr Juden fand, ja was noch mehr ist, gab es doch auch noch Beduinen — nach Stephan Schulz soll es noch gegenwärtig welche geben — welche, ohne Juden zu seyn, von Abraham her den reinen Gottesglauben ableiten, **) so nach dem كتاب لاشتقاق (bei Millius de Mohammed. ante Moh. S. 11) Muhammed Ben Dureid und nach der Angabe der Kommentatoren sind sie es, welche Muhammed Sura 39, 18. anredet: «Die, welche keine Götzen anbeten und sich zum wahren Gotte wenden, für sie ist die Botschaft, verkündige sie meinen Knechten!» Wie lebendig noch das Andenken an jenen Altvater der Gläubigen, den die alttestamentliche Hyperkritik neuester Zeit für ein mythisches Schattenbild ohne historische Realität erklärt, unter dem arabischen Zweige seiner Nachkommenschaft war, zeigt auch der Umstand, daß seine Statue die vornehmste im Tempel von Mekka war. Wie mußte nicht, bei dieser Lage der Dinge, die Kenntniß von jenem Einen Gotte für den Pseudopropheten eine ganz alltägliche geworden seyn! — Vielleicht aber ist

---

*) Hr. v. Hammer hat neuerlich darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Warraka der erste Uebersetzer der Bibel ins Arabische gewesen. S. v. Hammers Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen moslimischer Herrscher. 1837. 1. Th. S. 57.

**) Ich sehe nicht, daß dieses Umstands in den Geschichten von der Entstehung der muhammedanischen Religion Erwähnung gethan wird, und doch ist er wichtig genug, um auch in der kürzesten Darstellung der Sache nicht unberührt zu bleiben. Nur Neander, dessen Darstellung hier wie sonst, so wenig man es ihr ansieht, auf sehr genauen Studien ruht, hat auch diesen Umstand nicht übersehen.

es nicht sowohl der Wille zu betrügen, der ihm gefehlt hat, sondern nur das Vermögen — allein ist nicht vielmehr die Politik seines Verfahrens das untrügliche Zeichen, daß wir es mit einem Manne zu thun haben, den kluge Reflexion bei seinen Handlungen leitet? Wie geschickt weiß er von jeglicher Gattung von Kulten, die er sich dienstbar zu machen wünscht, Etliches zu entlehnen, um, gleichsam wie das alte Rom alle Götter in seiner Hauptstadt versammelte, die Heiligthümer aller Nationen der Welt zu vereinigen! Von den Christen entlehnt er «das von der Jungfrau geborene Wort Gottes,» von den Juden das Verbot des Schweinefleisches und ihre Talmudfabeln, von den Magiern die Prüfungsbrücke, von seinen heidnischen Volksgenossen viele ihrer Ceremonien und Rechte. Wie heuchlerisch hat er ferner zuerst in den Mekkensischen Suren den Christen und Juden geschmeichelt, und nichts als Duldung für seine Religion in Anspruch genommen, bis sein Arm sich gestärkt hatte! *) — Und könnte man auch hierüber hinwegkommen, wie anders als aus einem reflektirenden Betruge soll man es erklären, wenn er sich von seinem Gotte Ausnahmegesetze geben läßt, wenn er frühere Aussprüche abschaffen läßt durch spätere, und selbst auf moralischem Gebiete Privilegien für sich geltend macht, auf welche seine Anhänger keinen Anspruch haben. Sind nicht die Ausnahmegesetze für sinnlichen Genuß, welche Sura 33. enthält, von der empörendsten Art, wo 1) dem Propheten in göttlichem Ausspruche das ausschließliche Vorrecht ertheilt wird, die Töchter von Oheim und Tante, die mit ihm von Mekka geflohen sind, zu heirathen, während Anderen diese Heirathen verboten waren, 2) wo ihm gestattet wird, Weiber zu nehmen, ohne eine Mitgift, 3) wo ihm gestattet wird, nach Gutdünken das eine

---

*) S. Tychsen in den Comment. Gott. T. XV., de Mohammede alias religiones tolerante.

oder das andere Weib in der ehelichen Pflicht zu übergehen, 4) wo seinen Anhängern verboten wird, seine Weiber nach seinem Tode zu heirathen, 5) wo gestattet wird, daß sein Freund Seid sich von seinem Weibe Seinab scheiden lasse, weil sich der Prophet in dieselbe verliebt, und diesem die Erlaubniß ertheilt wird, diese Seinab zur Zahl seiner andern vierzehn Weiber und zwanzig Beischläferinnen hinzuzufügen, ja selbst ein leiser Vorwurf wird dem Propheten von seinem Gotte gemacht, wie er in dieser Hinsicht an der Güte seines Gottes habe zweifeln können. Sind das die Pratiquen eines gottseligen Schwärmers oder eines gottlosen Betrügers?

Wohl sind diese Gründe nicht schwach, dennoch liegt, genauer angesehn, in allem diesem nichts, was für die Annahme, daß alles nur Betrug gewesen, einen entscheidenden Ausschlag gäbe. Hat den Muhammed, wenn er sprach, die Phantasie verlassen, so hat sie ihn doch nicht verlassen, wo es galt zu thun, und dürfen wir den englischen Protektor, wenn auch nur der Einen Hälfte nach, den Selbstbetrogenen beizählen, so übernimmt er auch für die Schwärmerei des Propheten von Mekka das Protektorat; denn wenn der Araber dem Engländer an Schwärmerei nichts nachgab, so hat der Engländer den Araber wahrlich an phantastischer Gluth der Rede nicht übertroffen. Wenn ferner auch zur Zeit des Direktoriums die französische Phantasie gegen das 40ste Jahr hin an Flüssigkeit verlor und sich zum Verstande verdichtete, so beweist dies noch nichts für den Araber, ja nicht einmal für den Deutschen, denn der Langensalzer Prophet Jesaias Stiefel z. B. war ebenfalls über die Vierziger hinaus, als er seinem Superintendens verdächtig zu werden begann, und Joh. Baptist Helmont war 33 Jahr alt, als er durch das Afterloch zum ersten Male das göttliche Licht erblickte. — Von größerer Bedeutung erscheint der Eindruck, daß die

Idee, welche den Pseudopropheten entzündet haben soll, demselben schon längst bekannt gewesen seyn müsse; aber wer weiß nicht aus der religiösen Geschichte des eigenen Lebens, welch' ein Unterschied ist, ob ich eine religiöse Wahrheit an sich weiß, oder für mich. Liegt eine weite Landstrecke zwischen der Unwissenheit und dem Auswendigwissen, so liegt zwischen dem Auswendigwissen und Inwendigwissen eine Welt. Hat Muhammed ferner trotz seiner visionairen Einfälle auch das Scepter zu führen verstanden, so wird man, sobald man keinen Anstand nimmt, auch dem partiell Wahnsinnigen scharfen Verstand zuzusprechen, sich doch noch eher partielle Schwärmerei mit praktischem Verstande vereint denken können. War nicht der visionaire Swedenborg einer der geschicktesten Mineralogen und Maschinenerfinder? und legt das Monument, welches Muhammed sich als Schriftsteller errichtet hat, von diesem Verstande die Proben nicht ab, so kommen wir wieder auf den Protektor zurück, von dem Hume sagt: in the great variety of human geniuses there are some, which, though they see their object clearly and distinctly in general, yet when they come to unfold its parts by discourse or writing, lose their luminous conceptions. Gerade von dieser Klasse von geniuses ist der Mekkaner ein Exemplar. Daß er aber bloß aus Klugheit die verschiedenen specimina aller Kulten zusammengestellt, ist eine Annahme, die weniger für sich hat, als jene andere, daß ihm eben das Eine Stück in dieser, das andere in einer anderen mehr zusagte. Und so sieht man auch nicht ein, warum die Erweiterung des Gesichtspunktes in Betreff der Bestimmung seiner Religion für einen klug ersonnenen Plan sprechen soll, warum soll nicht der Selbstgetäuschte in dieser Einsicht eine gesteigerte Erleuchtung gefunden haben? Wird doch bei dem deutschen Reformator niemand aus der Erweiterung seines Gegensatzes zu Rom einen klug ersonnenen Plan folgern! Was endlich die fourberie in

Betreff der Ausnahmgesetze betrifft, so ist das selber sowohl auf dem geistlichen, als auf dem weltlichen Gebiete der Schwärmerei am wenigsten ohne Ausnahme. Der Stifter der Ronsdorfer Secte, Eller, glaubte mit seinen Auserwählten den Vorzug der Tafelfreuden genießen zu dürfen, während den Schülern die Uebung der Enthaltsamkeit an das Herz gelegt wurde, und der berühmte, begeisterte Repräsentant des Deutschthums predigte in den Tagen der Freiheitskriege seinen begeisterten Jüngern von dem ächt deutschen Charakter der Biersuppen, während er für seine Person der Chokolade den Vorzug geben zu müssen glaubte. Freilich wird man nicht umhin können, in solchen Fällen eine mehr oder minder klar ins Bewußtseyn tretende Abfindung des Gewissens anzunehmen, und in diesem Grade wird denn auch die Selbsttäuschung mehr oder minder eine bewußte seyn, und am Betrug Antheil haben. Allein diese Erscheinung ist ja sosehr eine gewöhnliche zu nennen, daß sie in irgend welchem Grade in keinem Menschenleben gefehlt haben kann; kann doch der Mensch etwas, das er weiß, nicht wissen wollen. Bei schwärmerischen Sektenhäuptern wie bei mächtig gewordenen parvenus wird es nicht leicht hieran fehlen, sie müßten denn einen besondern Grad von Herzensreinheit besitzen. Napoleon hat seinem Volke hundert Mal gesagt, daß der Zweck seines Lebens sei, de rendre la grande nation aussi heureuse qu'elle le mérite; aber ohne Zweifel hat es auch bei ihm nicht an Augenblicken gefehlt, wo in seinem Ohre als Echo hinter her klang, was im Wörterbuche seines Herzens stand: la grande nation c'est moi. Daß nun Unredlichkeiten dieser Art auch bei dem Propheten von Mekka statt gefunden, ziehen wir nicht in Zweifel, daß aber der Aufzug des ganzen Gewebes redliche Ueberzeugung gewesen, das glauben wir bei Muhammed wie bei Cromwell gleich sehr annehmen zu dürfen; denn wenn in neuester Zeit das Urtheil sich bei dem letztern eben so sehr gegen diese An-

ficht entschieden zu haben scheint,*) wie bei dem erstern dafür, so kann man die Ursache davon nur darin finden, daß es sich eben so sehr dafür entschieden zu haben scheint, das heitere Heidenthum mit Toleranz zu behandeln, wie den sauren Puritanismus und Pietismus mit Intoleranz. Wer alle Religion für Schwärmerei hält, wie soll der in der Schwärmerei Religion finden?

Wenn wir dem Muhammed im Grunde seines Bewußtseyns eine Ueberzeugung von der Göttlichkeit seiner Mission zuschreiben, so wollen wir darauf kein besonderes Gewicht legen, daß sich derselbe, auf den Gipfel der Macht gelangt, nicht reichlicher der Vorrechte, die er dadurch gewonnen hatte, bediente. Wir lesen, daß der Prophet fortwährend in seiner äußern Lebensweise Einfachheit der Sitten beibehalten, ja sogar sammt seiner Familie übertriebene Enthaltsamkeit sich auferlegt habe; selten soll bei eingetretener Nässe und Kälte ein Feuer in seiner Familie angemacht worden seyn, Datteln und

---

*) Höchstens entschließt man sich, so lange der nachmalige Protektor noch am häuslichen Heerde weilte, der Religion und der Schwärmerei irgend eine Macht über sein Gemüth zuzuschreiben, so auch Villemain. Es dürfte wohl überhaupt noch jener ganzen so überaus merkwürdigen Zeit der Historiograph fehlen, der aus dem trüben Gewebe von Lüge und Wahrheit mit scharfsichtigem Auge herauserkennete, was dem Aufzuge ächter Religiosität angehört und wo die Faden sichtbar werden, welche Heuchelei und Schwärmerei als Einschlag hineinverwoben. Stäudlin in seiner Kirchengeschichte von Großbrittanien ist am allerwenigsten der Mann hiezu gewesen. Wohl aber wird einem zukünftigen deutschen Historiographen das unsterbliche Werk von Burnet: history of his own time als Leitstern dienen können. Wenn von Einem der noch jetzt zahlreichen Nachkommen des Protektors in England, Oliver Cromwell in den memoirs of the protector 2. A. 1821. 2. Th. die Lichtseiten etwas allzugünstig hervorgesucht worden sind, so bietet das Werk eines anderen seiner Nachkommen, Thomas Cromwell: Oliver Cromwell and his times 2. A. London 1822. ein Gemälde dar, in welchem Licht und Schatten mit vieler Unpartheilichkeit vertheilt erscheinen.

Wasser war nach dem Zeitgenossen Abu Hureira die gewöhnliche Speise, und bei starkem Hunger hat der Prophet selbst das energische Mittel nicht verschmäht, damit der Magen nicht knurre, ihm einen Stein anzubinden (Abulfeda, ann. I. S. 192.). Gerade dieses glänzendste Probestück von Enthaltsamkeit macht den ganzen Bericht darüber zweideutig; wäre er aber auch zuverlässig, so weiß man ja wohl, daß der Hunger nach Ehre jeden andern vertreiben kann, und daß wenigstens nicht allemal, wenn jener befriedigt ist, dieser nachträglich wach wird — Cromwell und Napoleon blieben Zeitlebens mäßig im Genuß. Auch wollen wir nicht allzu großes Gewicht auf die mancherlei entschlossenen Antworten legen, mit denen der Pseudoprophet seine Gegner abweist und von denen es scheinen könnte, daß sie der Ausdruck fester, subjektiver Ueberzeugung sind, wie wenn er schon bald am Anfang seiner Sache seinem Oheim Abuthaleb erwiedert: «Und wenn die Sonne mir zur Rechten gestellt würde und der Mond zur Linken (d. h. wenn ich sehr glücklich gemacht würde), so könnte ich nicht ablassen.» Wohl aber kann die Andauer und Beharrlichkeit des Mannes bei anfangs so ungünstigen Aussichten schon einigermaßen zu Gunsten einer innern Ueberzeugung sprechen. Nach fünf Jahren war er in seinem Plane noch so wenig vorgerückt, daß seine Anhänger, um sich vor den heftigen Verfolgungen zu retten, nach Aethiopien flüchten mußten, und nur das geschickte Patronat des Abuthaleb ihm selbst das Leben erhielt. Und noch dreizehn Jahre nach seiner ersten Berufung sieht er sich genöthigt, nachdem sein Gönner Abuthaleb mit Tode abgegangen, seiner Vaterstadt den Rücken zu wenden und, von Abubekr und dessen Freigelassenem begleitet, nach Medina zu wandern, wo seine Predigt nur dadurch freieren Lauf erhält, daß die mannichfache religiöse Partheiung in dieser Stadt eine gewisse Toleranz herbeigeführt hat. Ja bei seinem Tode fielen sämmtliche Städte, mit Ausnah-

me von Mekka, Medina und Tajef wieder ab, und auch Mekka wankte, wie Abulfeda berichtet (ann. I. 186.). War nun die Grundlage des prophetischen Unternehmens nichts als ein kluger calcul, so muß die vorausberechnende Klugheit außerordentlich groß gewesen seyn, daß sie über so lange fortgesetzte und heftige Feindseligkeiten hinaus in ferner Zukunft den endlichen Sieg voraussah. Gesetzt auch, daß er nichtsdestoweniger mit seiner göttlichen Berufung zum Propheten nur Spiel getrieben; so könnte ich mir doch diese Beharrlichkeit bei so schwachen Aussichten auf Erfolg nicht erklären, wenn nicht wenigstens eine sehr feste religiöse Ueberzeugung von seinem Rechte, den Götzendienern gegenüber, und von der Trefflichkeit des abrahamitischen reinen Gottesglaubens ihm beigewohnt hätte, wie sich dieselbe z. B. auch in jenem Worte ausspricht, in das er ausbricht, als er zum erstenmal mit gewaffneter Hand in die Kaaba tritt und dort die Statue Abrahams mit Pfeilen zum Zaubern in der Hand erblickt: «Gott tödte sie! Sie haben unsern Vater Abraham mit Pfeilen gemacht, was hat unser Vater mit Pfeilen zu thun!» —

Ein Zeugniß dafür, daß ihm redliche Gottesfurcht nicht fremd gewesen, legen auch die mancherlei Charakterzüge ab, welche die Schriftsteller seiner Nation von ihm aufbewahrt haben, desgleichen manches schöne, ächt fromme Wort in der Sunna, vorausgesetzt, daß diese Nachrichten Glaubwürdigkeit haben. Die schöne Rede vor seinem Tode, welche auch Gibbon aus Abulfeda aufgenommen hat, kann, nach inneren Gründen zu urtheilen, wohl ächt seyn, da sie durchaus keine Uebertreibungen enthält, und ist sie ächt, so zeugt sie allerdings von einer religiösen Gesinnung des Mannes; doch werden bei anderen arabischen Lebensbeschreibern Muhammeds auch hier wieder Ausschmückungen hinzugefügt, welche an der Zuverlässigkeit des ursprünglichen Berichtes Zweifel zu erregen im Stande sind, wie z. B., daß

er von einem, dem er früher einige Schläge ungerecht ertheilt hatte, sich wieder geißeln ließ, u. s. w. — Von Bedeutung ist der Umstand, daß würklich mehrere Data zusammenstimmend für eine Fähigkeit des Mannes, exaltirt zu werden sprechen. Zwar sind diese Data sparsam; da sie indeß von verschiedenen Seiten herkommen, so dienen sie dazu, sich einander wechselseitig zu unterstützen. Zuerst ist zu bemerken, daß die Sunna etliche Aussprüche enthält, die, wenn sie ächt sind, unzweideutig jeweilige ekstatische Zustände des Propheten bezeugen würden. Der Hauptausspruch dieser Art, welchen die moslemischen Mystiker immer im Munde führen, ist der: لي اوقات لا يسعني ولا ملك ولا كروب من الكروبين «Ich habe Augenblicke, wo mich weder ein Engel noch ein Cherub faßt.» Zweitens ist von wesentlicher Bedeutung der bekannte Umstand, daß Muhammed nach dem Zeugnisse seiner Geschichtschreiber die Einsamkeit liebte und sich, noch ehe er als Prophet auftrat, jährlich auf einen Monat in die Einsamkeit des Berges Hara zurückzuziehen pflegte; endlich glauben wir auch, daß das von den Byzantinischen Schriftstellern mitgetheilte Datum, daß der Pseudoprophet der Epilepsie unterworfen gewesen, nicht zu verachten sei. Es lauten z. B. bei Zonaras Ann. 14, 17. die Worte folgendermaaßen: *ἐπιλημψίας νοσήματι συνεχόμενος καὶ κατὰ καιροὺς αὐτῷ τοῦ πάθους προσβάλλοντος, πίπτων καὶ τῶν φρενῶν ἐξιστάμενος ἀθυμίας αἴτιος τῇ ἑαυτοῦ κυρίᾳ καὶ γαμετῇ καὶ αἰσχύνης ἐγίνετο.* «Er war von der Krankheit der Epilepsie behaftet und indem er zu Zeiten Anfälle hatte, wobei er niederfiel und von Sinnen war, machte er seiner Gattin Kummer und Schande.» Nun pflegt man zwar diese Notiz nur als eine zur Herabwürdigung des Pseudopropheten ersonnene Erfindung der Byzantiner anzusehen; sollten sie aber ohne allen äußern Anlaß gerade eine so seltsame Beschuldigung erfunden haben, auf die wahrlich nicht leicht Jemand fallen

wird, der einen andern schlecht machen will? Dies ist nicht wahrscheinlich. Von christlichen Auslegern des Kuran ist mit jener Nachrede das Epitheton in Verbindung gesetzt worden, welches Muhammed in der 73sten und 74sten Sura führt. In der ersteren wird er von Gott angeredet يٰٓاَيُّهَا الْمُزَّمِّلُ «o du Verhüllter,» in der anderen يٰٓاَيُّهَا الْمُدَّثِّرُ «o du in das Oberkleid Gehüllter;» dieser Anruf soll sich nun, wie christliche Theologen wollen, darauf beziehen, daß sich der Pseudoprophet in seinen epileptischen Anfällen habe bedecken lassen, nach Angabe arabischer Ausleger ist aber die Bedeckung, von welcher die erstere Stelle spricht, die bei Nachtzeit, und zur zweiten Stelle führen sie die Tradition Muhammeds an, er habe, nachdem er zum erstenmale auf dem Berge Hara den Gabriel gesehen, vor Schreck darüber sich von seiner Frau zudecken lassen. Dem Zusammenhange nach wird man an beiden Stellen geneigt seyn, die Bedeckung für die nächtliche Umhüllung zu nehmen; daß man Epileptische durch Verhüllung dem Anblicke von Zuschauern entziehe, ist ja wohl gar nicht gewöhnlich, jedenfalls wäre eine solche Beziehung hier im höchsten Grade precair. Können wir demnach von diesen Stellen keinen Gebrauch machen, so sind wir nichtsdestoweniger geneigt, auf jene byzantinische Nachricht einiges Gewicht zu legen, und möchten ihr zufolge annehmen, daß in dem Leben Muhammeds ekstatisch-nervöse Zustände vorgekommen seien, wie sie uns die Geschichte der griechischen Mantik, die Geschichte der asiatischen Religionen und die neuere Geschichte des Magnetismus vorführt. Vgl. unter andern 4 Mose 24, 4. nach v. Meyer und de Wette.

Und so wäre denn das Resultat dieser Betrachtungen, so weit bis jetzt uns die Quellen unterstützen, ein solches, wonach wir bei dem Pseudo-Propheten zur Annahme gemischter Motive und Zustände genöthigt wären.

II.

Ueber die Wunder der katholischen Kirche

und insbesondere

über das Verhältniß dieser und der biblischen Wunder zu den Erscheinungen des Magnetismus und Somnambulismus.

Erstes Kapitel.

Fortdauer der Wundergabe nach dem Abtritte der Apostel.

Es erscheint Christus nicht wie die Sonne der tropischen Länder, die ohne Morgenroth aufgeht und ohne Abenddämmerung untergeht, sondern wie Jahrtausende lang die Weissagung ihm vorangeht, so geht das Wunder ihm nach und die Kräfte, welche er zuerst geweckt hat, sind noch eine Zeitlang in größerem oder geringerem Maaße thätig. Bis in das dritte Jahrhundert haben wir glaubwürdige Zeugnisse einer Fortwürkung der wunderbaren Kräfte, die in der ersten Gemeinde thätig gewesen waren.

Zuvörderst ist hier jenes Berichtes zu gedenken, welchen Papias aus dem Munde der Töchter des aus der Apostelgeschichte als Evangelisten bekannten Philippus, mit denen er in Hierapolis zusammen gelebt, empfangen zu haben erzählt, wonach damals einer, der nicht näher bezeichnet wird, von den Todten auferweckt worden sei, und Justus, der Sohn Barsabas, der in Apostelgesch. 1, 23. erwähnte, ein giftiges Getränk getrunken, aber «durch des Herrn Gnade keinen Schaden erlitten.» Aus der Art, wie Eusebius diesen Bericht des Papias anführt, sieht man, daß er demselben kei-

nen rechten Glauben geschenkt. Auch ist er zu diesem Mißtrauen berechtigt gewesen, wenn das Urtheil, welches er späterhin über ihn fällt, im Allgemeinen gerecht ist; er sagt nämlich von ihm: «*σφόδρα γάρ τοι σμικρὸς ὢν τὸν νοῦν, ὡς ἂν ἐκ τῶν αὐτοῦ λόγων τεκμηράμενον εἰπεῖν, φαίνεται·* denn er erscheint, wie dieses seine Schriften darlegen, als ein Mann von sehr geringem Verstande.» Da indessen anerkannt ist, daß Eusebius dieses Urtheil ganz vorzüglich darauf gründete, daß Papias Reden Christi und der Apostel vom tausendjährigen Reiche, welche Eusebius bildlich nehmen zu müssen glaubte, eigentlich verstanden habe (vgl. nach Kleukers Vorgange Lücke über die Offenbarung Johannis S. 268.); so könnte man noch zweifelhaft seyn, ob man dem Manne auch in Bezug auf wunderbare Begebenheiten ein schwaches Urtheil zuzuschreiben habe. Ein Beispiel — wir meinen, was er nämlich vom Tode des Judas berichtet — macht es allerdings wahrscheinlich, und so werden wir denn auf dieses Zeugniß des Papias kein Gewicht legen können.

Von größerer Wichtigkeit sind die Zeugnisse, welche Justinus Martyr in der Mitte des zweiten Jahrhunderts und Irenäus am Ende desselben von der Fortdauer jener *χαρίσματα*, Gnadengaben, ablegen, deren Beschaffenheit in der apostolischen Gemeinde uns 1 Kor. 12, 4—12., vergl. Röm. 12, 3—8. Ephes. 4, 7. zeigt; *παρὰ γὰρ ἡμῖν*, sagt Justinus M. dial. c. Tryph. l. 2, c. 82. *καὶ μεχρὶ νῦν προφητικὰ χαρίσματά ἐστιν*, und ebendaselbst c. 39. «Noch hat Gott sein Gericht nicht über uns verhängt, und verhängt es auch jetzt nicht, indem er weiß, daß noch täglich einige zum Namen Christi bekehrt werden und dem Wege des Irrthums absagen, von denen auch jedweder Gaben empfängt, je nachdem er würdig ist, als erleuchtet durch den Namen Jesu Christi; der eine nämlich empfängt den Geist der Erkenntniß, ein anderer des Rathes, ein anderer der Kraft, ein anderer der Krankenheilung,

ein anderer des Vorherwissens, ein anderer der Lehre, ein anderer der Furcht Gottes.» Zwar steht nun hier das Krankenheilen und das Vorherwissen, Gaben wunderbarer Art, in einer Reihe mit Gaben natürlicher Art, wie sie zu allen Zeiten unter den Christen sich finden; dadurch kann indessen ihrem wunderbaren Charakter nichts entzogen werden, denn auch die Apostel führen die wunderbaren und die natürlichen Geistesgaben in einer Reihe auf, nicht als ob sie zur natürlichen Anlage des Menschen in gleichem Verhältnisse ständen, sondern weil der gemeinsame Begriff, unter dem sie zusammengefaßt werden, der des Zusammenwürkens für das Heil des ganzen Leibes der Gemeinde Christi ist. 1 Kor. 12, 7. Ephes. 4, 12. Noch deutlichere Zeugnisse von wunderbaren Gaben giebt Irenäus (gest. 202.). Contr. haeres. l. 5. c. 6. heißt es bei ihm: «Weßhalb auch der Apostel sagt, wir reden Weisheit unter den Vollkommnen, Vollkommne diejenigen nennend, welche den Geist Gottes empfangen haben, in allen Zungen reden durch den Geist Gottes, wie er selbst redete, wie wir denn auch viele Brüder in der Kirche hören, welche prophetische Gaben besitzen, und in allerlei Zungen reden durch den Geist, und die Geheimnisse der Menschen zum gemeinsamen Besten ans Licht bringen, und die Mysterien Gottes verkündigen, welche der Apostel Geisterfüllte nennt.» Die Stelle ist bekanntlich auch von Wichtigkeit bei der Frage über die Beschaffenheit des Zungenredens in der apostolischen Kirche. Könnte man aus den Worten mit Gewißheit entnehmen, daß Irenäus diese Gabe auch sich selbst zuschreibe, so läge in den Worten ein neuer Beweis dafür, daß die Gabe des Zungenredens nicht von dem Besitze würklich existirender Sprachen verstanden werden kann — Irenäus nämlich klagt selbst über die Schwierigkeit, welche es für ihn habe, sich die barbarische Sprache der Gallier anzueignen, um unter ihnen mit Segen zu würken. Die größern Städte Galliens nämlich, wie dies

die Alten insbesondere von Massilia berichten, waren trilingues, man sprach daselbst griechisch, lateinisch und gallisch. Aber auch noch auffallendere wunderbare Gaben erwähnt jener Kirchenvater: «Einige der Christen, sagt er B. 2. K. 32., treiben in Sicherheit und Wahrheit Dämonen aus, so daß oftmals diejenigen selbst, welche von den bösen Geistern gereinigt worden sind, dem Evangelium glauben und in die Kirche eintreten, andere haben ein Vorherwissen der Zukunft, Gesichte und prophetische Aussprüche, andere heilen durch Handauflegung die Kranken und machen sie wieder gesund, ja wie wir sagten, sind selbst Todte auferweckt worden und mehrere Jahre noch unter uns verblieben; wie könnte ich überhaupt die Zahl der Gnadengaben namhaft machen, welche die Kirche in der ganzen Welt von Gott empfangen im Namen Christi, des unter Pontio Pilato Gekreuzigten, und tagtäglich zum Wohl der Heiden anwendet weder mit Betrug noch auch für Geld, (wie dies die heidnischen Goëten zu thun pflegten), denn wie sie es von Gott umsonst empfangen, so theilt sie es umsonst auch aus.» Die Stelle aber, auf welche er sich zurück bezieht, lautet B. 2. K. 31.: «So wenig vermögen sie (die häretischen Karpokratianer) einen Todten zu erwecken — wie der Herr sie erweckt hat, und die Apostel durch Gebet, und wie öfter, wenn in dringender Noth die ganze Gemeinde eines Orts mit Fasten und Gebet sich versammelt hatte, auch in unserer christlichen Brüderschaft es geschah, daß der Geist in einen Todten wieder zurückkam und der Mensch den Gebeten der Heiligen geschenkt wurde — daß sie nicht einmal glauben, daß dies überhaupt geschehen könne.» — Einstimmend lautet das Zeugniß, welches aus dem dritten Jahrhundert ein Mann ablegt, der, was historische Kritik betrifft, wohl mit den Gelehrten unserer Zeit in die Schranken treten kann, Origenes (gest. 254.), der mit größter Nüchternheit wiederholt versichert, daß zu seiner Zeit noch Wunder geschehen. Es beziehen sich hier-

auf folgende Stellen. Contr. Celsum l. 1. c. 2.: «Der Beweis, von welchem der Apostel 1 Kor. 2, 4. redet, heißt der Beweis der Kraft wegen der außerordentlichen Wunder, deren Wahrheit wie aus vielem Andern, so auch daraus erweislich ist, daß ihre Spuren noch jetzt bei denen nachweisbar sind, welche nach dem Gebote Christi leben wollen.» Ferner B. 1. K 46: «Ja Spuren jenes heiligen Geistes, welcher in Gestalt einer Taube erschienen ist, sind auch jetzt noch bei den Christen erhalten; sie treiben Dämonen aus, verrichten viele Heilungen und schauen nach dem Willen Christi manches Zukünftige. Mag immerhin Kelsus oder der Jude, den er einführt, spotten über meine Rede, dennoch soll es ausgesprochen werden, daß viele gleichsam wider Willen zum Christenthum herzugebracht worden sind, indem plötzlich ein Geistestrieb, im Wachen oder im Traume ihre Visionen erweckend, ihren Sinn änderte und ihren Haß Jesu in eine zur Selbstaufopferung bereite Liebe verwandelte. Vieles von der Art haben wir selbst erfahren, welches, wenn ich es schreiben wollte, wiewohl ich selbst es erfahren und gesehn, ein lautes Gelächter bei den Ungläubigen erwecken würde, welche meinen würden, daß wir, so wie sie, dergleichen nur erfunden hätten. Gott aber ist der Zeuge unseres Gewissens, daß wir nicht die Absicht haben, durch lügenhafte Berichte, sondern durch klare und vielfache Beweise die göttliche Lehre Jesu zu bestätigen.» B. 1. K. 67: «Noch heut zu Tage heilt der Name Jesu die Wahnsinnigen und vertreibt die Dämonen und Krankheiten.» B. 2. K. 8: Die Juden haben keine Propheten mehr und keine Wunder, von denen bei den Christen noch jetzt einigermaßen Spuren gefunden werden, ja auch noch größere und die, wenn unser Zeugniß etwas gilt, wir selbst gesehen haben;» vergl. die gleichlautenden Stellen B. 3. K. 23. 27. B. 7. K. 4. 67. in Joh. tom. 26.

Zweites Kapitel.

Gründe für das Verschwinden der Wunderkraft seit der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts.

Freilich können nun gerade diese Zeugnisse für die Wunder aus den ersten Jahrhunderten nach Christo dazu dienen, den Glauben an die Wunder Christi und der Apostel selbst wankend zu machen, denn unmittelbar an die eben erwähnten Zeugnisse schließt sich die durch das ganze Mittelalter hindurchgehende Reihe der legendenhaften Berichte von den Wundern der katholischen Kirche an. Es war dies Bedenken, welches in der englischen Kirche den auch von einigen deutschen Protestanten begünstigten Zweifel an der Glaubwürdigkeit aller nach der apostolischen Zeit erzählten Wunder hervorrief, der dann vorzüglich in dem Werke von Middleton: a free enquiry into the miraculous powers which are supposed to have subsisted in the christian church etc. 1749. einen eifrigen Vertheidiger fand. *) Sehen wir indeß auch von den Be-

*) Für Middleton schrieb Toll a defence of the free enquiry etc., gegen ihn Dodwell, Chapman, Windheim in seiner Uebersetzung des Middletonschen Werkes. Auch hat jener, im Hinterhalte wohl noch ein anderes Interesse als das ostensible bergende, Engländer in der nach seinem Tode erschienenen Schrift: a vindication of the free enquiry etc. im Grunde seine Meinung zurückgenommen. Die Verehrung der englischen Episkopalkirche für das patristische Alterthum treibt dabei andererseits Chapman so weit, daß er sogar die Wunder des Simon Stylites gelten läßt. Neuerdings hat auch Schleiermacher die Wunderkraft allein auf die Apostel beschränkt, doch ohne Beweisführung, sei es eine exegetische oder eine historische. Er sagt in der Glaubenslehre Th. II. S. 139. 2. A.: „Hierauf ist zu entgegnen, daß von den Wundern der Apostel dasselbe gilt, wie von ihren Weissagungen, und daß Christus ihnen die Wunderkraft nur als begleitendes Zeichen für die erste Verkündigung überlieferte. Läßt sich nun gleich ein strenger Beweis für das von der römischen Kirche geläugnete Ausgestorbenseyn der kirchlichen Wunderkraft nicht führen: so ist doch im Allgemeinen

weismitteln für die Glaubwürdigkeit der einzelnen Erzählungen ab, so läßt sich schon im Allgemeinen der Beweis führen, daß die Wundererzählungen der katholischen Kirche weniger auf gläubige Anerkennung Anspruch machen können, und daß von den meisten protestantischen Theologen mit Recht eine allmählige Abnahme der in der apostolischen Zeit würkenden Kräfte angenommen worden ist. Was Hieronymus an einer Stelle sagt: postquam ecclesia ad christianos principes venerit, potentia quidem et divitiis major, sed virtutibus minor est, läßt sich auch mit Bezug auf die besondere virtus der Wunderkraft anwenden. Von großer Wichtigkeit ist zuvörderst das wiederholte Zeugniß eines so nüchternen Mannes wie Origenes, welcher schon zu seiner Zeit nur von sporadischen Ueberresten der apostolischen Wunderkraft weiß; auch aus der angeführten Stelle des Irenäus geht hervor, daß Todtenerweckungen wenigstens nur in sehr seltenen Fällen vorgekommen seyn können. In welchem grellen Widerspruche stehen jene Aeußerungen des Origenes und respective auch des Irenäus mit den zahllosen und an die äußerste Grenze des Denkbaren streifenden Mirakeln, welche das vierte und noch mehr die folgenden Jahrhunderte erzählen! Hiezu kommen nun noch die merkwürdigen Aeußerungen der Männer aus den Zeiten des vierten Jahrhunderts, eines Chrysostomus und Augustin, in denen ungeachtet der Menge der in diesem Zeitraume schon

---

unläugbar, daß jetzige Verkündiger, bei dem großen Vorsprung an Kraft und Bildung, den die christlichen Völker vor den unchristlichen Völkern fast ohne Ausnahme voraushaben, solcher Zeichen nicht bedürfen, in jedem einzelnen Falle aber wird sich immer nachweisen lassen, daß das angebliche Wunder, welche geistige Abzweckung man ihm auch unterlegen wollte, immer unzureichend seyn würde, mithin auch überflüssig; wie denn auch die römische Kirche selbst durch die Art, wie sie die Wunder in dem einen Fall beschränkt, in dem andern prüft, keine große Zuversicht zu dem Satze verräth, den sie aufstellt."

verbreiteten Mirakellegenden das bestimmte Zeugniß liegt, daß die apostolische Wunderkraft der Gemeinde nicht mehr beigewohnt habe. Es gehört hieher zuvörderst die Stelle des Chrysostomus in der Homilie über die Inschrift der Apostelgeschichte T. III. S. 60. ed. Benedict., welche den besondern Endzweck hat, zu zeigen, «daß ein tugendhaftes Leben besser sei, als Zeichen und Wunder.» «Wie, sagt der Kirchenvater, ehemals empfingen auch Unwürdige die Gnadengaben, und Leute von schlechtem Wandel verrichteten Wunder, und es genossen der göttlichen Gabe die, welche um ein göttliches Leben sich nicht kümmerten? — Ja, sie genossen dies, nicht um ihrer eigenen Würde willen, sondern um der Freundlichkeit Gottes willen, denn aller Orten hin sollte das Wort der Frömmigkeit ausgestreut werden, da es die Anfangszeit des Glaubens war. So wie nun der rechte Landmann auf einen neuen Baum, der nicht lange dem Schooß der Erde anvertraut worden, weil er noch zart ist, die größte Sorgfalt wendet, überall ihn umzäunend, mit Steinen und Dornen verwahrend, damit er weder vom Winde ausgerissen werde, noch von den Thieren beschädigt, noch von irgend einer andern Verletzung getroffen, dann aber, wenn er ihn gewurzelt und in die Höhe geschossen sieht, die Umhegungen hinweg nimmt, weil der Baum an und für sich stark genug ist, Alles zu ertragen, so ist es auch mit dem Glauben geschehen. Als er noch jung war, als er noch zart war, als er anfänglich in die Seelen der Menschen geworfen ward, bedurfte er vieler Fürsorge; nachdem er jedoch erstarkt, gewurzelt und in die Höhe geschossen und die ganze Erde erfüllte, so hat Christus für alle Folgezeit die Umhegungen und Schutzmittel hinweggenommen. Das ist der Grund, warum am Anfange auch Unwürdigen die Gnadengaben verliehen wurden, denn die frühere Zeit bedurfte des Glaubens halber dieser Hülfe, dagegen werden sie nun nicht einmal den Würdigen ertheilt, denn die Kraft des Glaubens hat solcher

Hülfe nicht nöthig (ἡ γὰρ ἰσχὺς τῆς πίστεως οὐκέτι ταύτης δεῖται τῆς συμμαχίας).» — «Darum — sagt er in der 24sten Homilie in Joan. tom. VIII. S. 138. — hat Christus auch den Juden keine Wunder gezeigt, als sie ihn darum baten, weil sie ihn versuchend darum baten. So ist das Verlangen von Wundern sowohl damals als jetzt eine Versuchung gewesen, denn auch jetzt giebt es solche, die sie verlangen und sprechen: warum geschehen denn jetzt keine Wunder? Bist du nämlich gläubig, wie du es seyn sollst, und liebst du Christum, wie du ihn lieben sollst, so bedarfst du keiner Wunder.» — «Da fragt man — sagt er ferner in der 8ten Homilie über den Brief an die Kolosser tom. XI. p. 387. — warum giebt es jetzt keine, welche Todte erwecken, welche wunderbare Heilungen verrichten? Warum? Ich möchte erst fragen: warum giebt es jetzt keine, die das irdische Leben verachten, warum dienen wir Gott um Lohn? Als die menschliche Natur noch schwach war, als der Glaube erst gepflanzt werden sollte, gab es viele solche, nun aber will Gott uns nicht von solchen Wundern abhängen lassen, sondern daß wir — aus selbstständiger Kraft unser Leben dahingeben.» — Und in der 6ten Homilie zum 1. Brief an die Korinther tom. X. p. 45. spricht er davon, wie unmöglich es gewesen seyn würde, daß die unberedten und unansehnlichen Apostel ohne Wunder die Welt für den Glauben gewonnen hätten, und setzt hinzu: «wenn nun jetzt keine Wunder geschehen, so schließe also nicht daraus, daß auch damals keine geschehen sind. Wie es damals heilsam war, daß sie geschähen, so ist es jetzt heilsam, daß sie nicht geschehen.» — Aehnlicher Art sind die Aeußerungen Augustins. In dem Werke de civitate dei l. XXII. c. 8., welches die Ueberschrift hat: «Von den Wundern, die geschehen sind, damit die Welt an Christum glaubte, und nun, da sie glaubt, zu geschehen nicht aufhören,» sagt er am Eingange: «Warum, sprecht Ihr, geschehen denn jetzt jene Wun-

der nicht, die, wie verkündigt, einst geschehen sind? Ich könnte sagen, sie waren nöthig, so lange die Welt noch nicht an Christum glaubte, damit sie an ihn glauben lernte. Wer jetzt, um zu glauben, Wunder verlangt, ist selbst ein großes Wunder, daß er, während die ganze Welt glaubt, nicht glauben will. Aber man sagt dies nur, um Zweifel zu erregen, ob auch damals Wunder geschehen sind; wenn nicht, woher denn, daß gegenwärtig aller Orten der Erde mit so großem Glauben verkündigt wird, daß Christus mit dem Fleisch gen Himmel erhoben? Wie ist's gekommen, daß in gebildeten Zeiten, die Alles von sich weisen, was wider den Naturlauf scheint, die Welt ohne Wunder überschwenglich wunderbarerweise an Unglaubliches geglaubt hat? Will man etwa behaupten, die Lehre sei an sich glaublich gewesen und darum geglaubt worden? Warum glauben sie denn selbst nicht? Unser Schluß ist kurz dieser: entweder sind unglaubliche Wahrheiten, die mit den Augen nicht gesehen werden konnten, beglaubigt worden durch anderes Unglaubliches, was geschehen und würklich gesehen worden ist, oder die Sache ist an sich so glaublich, daß sie gar keiner Wunder zu ihrer Unterstützung bedarf und damit den Unglauben der Heiden als nichtig erweist. Das sage ich, um jene Nichtigen zurückzuweisen, denn daß viele Wunder geschehen sind, die jenem Einen großen Gnadenwunder, daß Christus mit dem Fleische, mit dem er auferstand, gen Himmel gegangen, zur Unterstützung dienten, kann nicht geläugnet werden. Es ist ja Alles in jenen wahrhaftigen Büchern niedergeschrieben, was geschehen ist und um welcher Wahrheit willen es geschehen ist. Das ist kund worden, um den Glauben zu begründen, das ist noch herrlicher kund worden durch den Glauben, den es begründet hat; es wird unter den Völkern gelesen, damit es geglaubt werde, aber es würde nicht unter den Völkern gelesen, wenn es nicht geglaubt würde, denn auch jetzt noch geschehen Wunder in seinem Na-

men, entweder durch seine Sakramente oder durch Gebete und das Gedächtniß seiner Heiligen, aber nicht mit solcher Herrlichkeit, um zu solchem Ruhme wie jene zu gelangen. Denn der Kanon der heiligen Schriften, der allgemein bekannt seyn mußte, macht, daß sie allenthalben verkündet und dem Gedächtniß aller Völker eingeprägt werden; wo jedoch diese geschehen, da werden sie kaum von der ganzen Stadt in Erfahrung gebracht, oder an dem Orte, wo sie geschehen, denn gewöhnlich wissen an dem Orte selbst die Wenigsten davon, vorzüglich wenn die Stadt groß ist, und werden sie anderwärts andern erzählt, so werden sie nicht durch eine solche Autorität empfohlen, daß man ohne Schwierigkeit und ohne Zweifel an sie glaubte, wenngleich sie ein gläubiger Christ dem andern mittheilt.» Nun schließt sich freilich bei Augustin gerade hieran eine Reihe von Erzählungen wunderbarer Heilungen, welche er für unbezweifelt hält und auch bei Chrysostomus kommen öfter dergleichen vor: indeß eben die angeführten Aussprüche setzen außer Zweifel, daß solche wunderbare Thatsachen entweder minder beglaubigt gewesen sind, oder doch selten vorgekommen seyn müssen.

So wird man denn auch zugeben müssen, daß wir berechtigt sind, zwischen den Wundern der apostolischen Zeit und denen der katholischen Kirche eine Grenzlinie zu ziehen, und um so deutlicher tritt diese Berechtigung hervor, wenn wir überdies den vorherrschenden Charakter der katholischen Kirche etwa vom fünften Jahrhundert an berücksichtigen. Während in der apostolischen Kirche der Beweis des Geistes und der Kraft überall die erste Stelle einnimmt und die Wunder nur als begleitendes Moment erscheinen, wie sich denn diese Einsicht auch nicht einmal bei Männern wie Chrysostomus und Augustinus hat unterdrücken lassen, nimmt die Kirche vom vierten Jahrhundert an immer mehr die Richtung auf das Aeußere, und behandelt die Beweise aus der Wunderkraft der

Kirche und ihrer heiligen Männer als das Hauptmoment. Mit dieser vorherrschenden Richtung auf das Wunderbare muß natürlich auch die Wundersucht zunehmen und mit ihr die Selbsttäuschung und der absichtliche Betrug. Hiezu kommt nun noch einerseits der Kindheitszustand der Wissenschaft und insbesondere der historisch-kritischen in den neu sich bildenden europäischen Staaten und andererseits das überwiegende Phantasieleben der mittelalterlichen Welt. Es ist bekannt, daß das physische Leben ganzer Himmelsstriche nach bis jetzt unerforschten Gesetzen seinen Charakter ändert, so daß bald das Nervenleben vorwaltet, bald das Blutsystem, bald ein anderer Theil des Organismus, wie denn auch ebendaher der den Aerzten oft unerklärliche Wechsel des Krankheitscharakters, der constitutio stationaria. *) Von mehreren Seiten aus wird nun der Beobachter darauf geleitet, im Mittelalter und insbesondere in jenem Stande, wo das Wunderbare vorzüglich heimisch ist, im Mönch- und Nonnenstande, ein Vorwalten des nervösen Lebens anzunehmen, durch welches die visionäre, ekstatische und excentrische Form, in der die Frömmigkeit sich offenbart, erklärlicher wird.

---

*) Interessante Beobachtungen hierüber finden sich in der Entwickelungsgeschichte der Krankheiten in der sehr beachtungswerthen Naturgeschichte des Menschen von R. Wagner, 2. Th. S. 258. f. Der Verf. gehört zu der gewissenhaften Klasse jener Naturforscher, welche die Erscheinungen nicht machen wollen, sondern nur aufnehmen, und auch nach Umständen keinen Anstand nehmen zu bekennen, daß Gottes Würken größer ist als ihre Einsicht.

Drittes Kapitel.

Möglichkeit der Fortdauer des eigentlichen Wunders. Ueber den Begriff des Wunders im eigentlichen Sinne.

In Erwägung der erwähnten verschiedenen Momente tragen wir kein Bedenken, die Masse der katholischen Wunderlegenden auf diesen dreifachen Ursprung zurückzuführen; sie beruhen entweder auf absichtlichem Betruge, oder sie sind das Resultat der unabsichtlich ausschmückenden Sage, oder endlich sie beruhen auf anthropologischen Erscheinungen und Zuständen, die mehr oder weniger dem Gebiete des Magnetismus und Somnambulismus angehören. Wir sagten, daß die Masse jener Wunderlegenden auf diesen dreifachen Ursprung zurückzuführen sei, und geben eben hiemit zu erkennen, daß wir keinen Grund sehen, die Möglichkeit der Fortdauer des Wunders im eigentlichen Sinne schlechthin auch in den folgenden Jahrhunderten bis auf unsere Tage zu bestreiten. Ebenso wenig als die Verheißung des heiligen Geistes ist die Verheißung der Wundergabe im Neuen Testamente auf die Apostel allein eingeschränkt, vergl. 1 Kor. 12, 9. 10. Marc. 16, 18. (die Aechtheit dieses Abschnittes angenommen) Apg. 8, 6. (Philippus war nicht Apostel, sondern εὐαγγελιστής), und wie wollte man aus den Worten Christi oder der Apostel zeigen, daß sie auf die apostolischen Zeiten zu beschränken seien? — Wenn wir aussprachen, daß wir die Fortdauer des Wunders im eigentlichen Sinne nicht schlechthin zu bestreiten wagten, so meinten wir das miraculum im Gegensatze zum mirabile (im Englischen miracle und wonder). Wiewohl nun die Frage, wie wir den Wunderbegriff bestimmen, eigentlich nicht im Interesse der gegenwärtigen Untersuchung liegt, die es ja nur mit dem zu thun hat, was einmal in der katholischen Kirche mit diesem Namen bezeichnet wird: so kann die hier gemachte Unterscheidung doch das Verlangen erwecken, daß hier-

über eine Erklärung abgegeben werde und auch bei Behandlung derjenigen Thatsachen, welche wir unter die dritte Klasse begreifen, wird sich diese Frage aufdrängen, daher denn sogleich hier eine Antwort darauf gegeben werden mag.

Ich habe in meinem Werke «Glaubwürdigkeit u. s. w.» S. 421. 1. A. die Definition aufgestellt: «Wir verstehen unter dem Wunder ein von dem uns bekannten Naturlaufe durchaus abweichendes Ereigniß, welches einen religiösen Ursprung und einen religiösen Endzweck hat.*)» Ich wende auf diese Klasse von Ereignissen den Namen miraculum an, während ich den Namen mirabilia bei allen denjenigen Thatsachen im Reiche der Natur gebrauche, welche, mögen sie sich auf die Religion beziehen oder nicht, durch ihre Außerordentlichkeit Staunen erregen, wenngleich sie nicht ohne Analogie sind. Die gegebene Definition enthält über das Verhältniß des Wunders zum gewöhnlichen Naturlauf keine objektive unterscheidende Bestimmung; wir glauben aber auch, daß sich dieselbe nicht geben läßt, da sie nicht statt findet. Die Ansichten hierüber werden verschieden seyn je nach den Ansichten über das Verhältniß der Kausalität Gottes zum gewöhnlichen Naturlaufe.

---

*) Gegen diese Definition wird von dem Rec. meines Buches in der Jenaer Literaturz. 1837 (Ergänzungsbl. N. 3. S. 22.), einem Manne, der in anderer Hinsicht Beachtenswerthes sagt, aufs lebhafteste protestirt, sie wird als das vagste, nichtssagendste Gerede bezeichnet. Tadeln darf indeß doch nur, wer den Weg zum Bessermachen angiebt. Ob die Sache aber besser gemacht sei, wenn hier die Definition auftritt, das „würdig gefaßte Wunder" sei „die offenbar faktische Bethätigung der durch absolute Selbstgesetzlichkeit schlechthin freien, hiemit über die natürliche Nothwendigkeit und Zufälligkeit, wie über die subjektive Beschränktheit und Verständigkeit erhabenen, göttlichen Geistesmächtigkeit" — ich sage, ob hiemit die Sache besser gemacht sei, mögen die Leser selbst beurtheilen.

Es kommt in dieser Hinsicht wesentlich darauf an, ob wir das Verhältniß der Kausalität Gottes zu demselben unter der Kategorie des Grundes oder unter der Kategorie der Ursache auffassen; in welchem erstern Falle die Immanenz Gottes, im letztern die schlechthinige Transcendenz behauptet wird. Diese letztere Betrachtungsweise ist wesentlich dem Deismus eigen, welcher, um auch die Schrift in sein Interesse zu ziehen, die in dem Zusammenhange der Stelle so wenig begründete Auskunft nicht gescheut hat, das «in ihm leben wir» (Apostelgesch. 17, 28.) in ein durch ihn zu verwandeln. Die neuere und neueste Philosophie und Theologie betrachtet es als einen wesentlichen Fortschritt, den Begriff der Immanenz Gottes wieder gewonnen zu haben, welcher weder der alten Kirche noch der des Mittelalters fehlte, und erst in der Theologie des 17ten Jahrhunderts zu schwinden begann. Der Pantheismus der neuesten Schulen hat jedoch als Gegensatz die alte Lehre von der Transcendenz in ihrer ganzen Strenge und, wie es uns erscheint, Einseitigkeit selbst auf dem Gebiete der Philosophie wieder hervorgerufen, in der Lehre der Güntherschen Schule. Diese in ihrer Tendenz so achtungswerthe Schule hat einen Versuch gemacht, aus dem Begriff der Dreieinigkeit selbst die Nothwendigkeit einer dem Schöpfer schlechthin entgegengesetzten Welt zu deduciren, einer Welt, welche einzig und allein in formeller Hinsicht Verwandtschaft und Ebenbildlichkeit Gottes an sich trägt. Bei absoluter Läugnung der Immanenz Gottes mag allerdings ein objektiver Unterschied zwischen dem Wunder und dem gewöhnlichen Naturlaufe behauptet werden können, wiewohl er auch dann nicht einmal nothwendig anzunehmen seyn dürfte. Man mag alsdann das Wunder als isolirten Schöpfungsact fassen und von einer Würkung der Natur sprechen im Gegensatze zur Würkung Gottes; man mag das Wunder als dasjenige Ereigniß definiren, welches nicht durch die

Kausalität der Natur, sondern durch die Kausalität Gottes bewürkt worden. Indeß wäre auch würklich auf diese Weise das Kausalitätsverhältniß Gottes zur Natur richtig gefaßt, so sieht man die Anwendbarkeit dieses Wunderbegriffs nicht ein; anwendbar wäre er doch nur dann, wenn wir die Produktionskraft der sich selbst bestimmenden Natur zu berechnen und demnach die isolirten Kreationsakte auszuscheiden vermöchten. Die Naturwissenschaft vermag jedoch dieses nicht; zwar weist uns die Naturwissenschaft außerhalb des religiösen Gebietes noch eine isolirte Kreationsthätigkeit Gottes in der generatio aequivoca nach, welche, falls sie würklich erweisbar ist, als der letzte Nachhall des ursprünglichen Schöpferwortes angesehen werden muß. Allein gerade die allerneueste Naturforschung hat das Gebiet der generatio aequivoca auf ein Minimum reducirt, ja gänzlich in Frage gestellt (Ehrenberg), so daß also auch in dieser Hinsicht die Naturwissenschaft noch in einem Schwanken begriffen ist. Auch spekulative Philosophen haben neuerlich um eines eigenthümlich gefaßten Naturbegriffs willen *) die Wunder Christi als Schöpfungswunder

*) Auf welche Ansicht von der Natur führt das Wort Natur selbst? Haben die, welche es in das Daseyn riefen, eine erzeugende Kraft oder ein Erzeugniß darunter verstanden? Bei der Untersuchung über das lateinische natura hat man zuvörderst zu beachten, daß die Endung ura nichts mit dem part. fut. zu thun hat, es ist reine Bildungsform des Subst., daher ja auch praetura, censura, im Griechischen *κόλουρος* von *κόλος* und kann entweder passivisch gefaßt werden, wie figura von figere = effigies, oder als Abstractum wie sepultura, carptura, usura. Denkt man dabei an die spätere Form nasci, so würde es das Entstehen heißen, richtiger aber geht man wohl auf die ältere Einheit der Form mit gignere zurück, und dann ergiebt sich die Bedeutung die Erzeugung, Erzeugungskraft. Deutsche Puristen haben in unserer Sprache an der Stelle der ausländischen Natur einführen wollen das Ur — sonst sehr passend, nur eben nicht nach christlich-theologischer Ansicht von der Natur. Unser Schöpfung ist passivisch. Die

gefaßt, dabei bleiben uns indessen noch viele Fragen übrig, z. B.: sollen alle Wundererweisungen Christi unter diese Kategorie gebracht werden, oder nur einige? Gehören nur die Wunder Christi hieher oder auch die der Propheten? u. s. w.

So wenden wir uns denn zu derjenigen Ansicht hin, welche von dem Verhältniß der Immanenz ausgeht. Die Annahme der Immanenz Gottes in der Welt ist an sich noch eine mehrdeutige Bestimmung. Es kann Gott als die bloße Substanz gefaßt und mithin die Transcendenz gänzlich negirt werden, wie es der Pantheismus thut, oder es kann anerkannt werden, daß der Geist sich in Anderem zu wissen vermag, ohne sich dadurch selbst zu verlieren, daß mithin der in der Welt explicirte absolute Geist sich zugleich in sich selbst zusammenfaßt. Es kann diese Immanenz als das Verhältniß absoluter Abhängigkeit von Seiten des Menschen und absoluter Kausalität von Seiten Gottes gefaßt und, wie es bei Spinoza und Schleiermacher der Fall ist, der Welt als der in sich gespaltenen Einheit Gott als die ungetheilte Einheit gegenüber gestellt werden; es kann die Spekulation von der Natur Got-

---

Araber haben für Natur den Ausdruck طَبْع taba' d. i. die Ausprägung, wie die Form طِبْع tib' impressum sigilli. Auch die Rabbinen haben das entsprechende Wort טֶבַע im Sinne von Natur. Ob dies Wort schon den alten Hebräern bekannt gewesen ist? Man könnte es glauben; dem abstrakt von der Welt geschiedenen Jehovah gegenüber würde man eine von ihm streng geschiedene, nur als Dienerin fungirende Natur erwarten. Allein diese abstrakte Abscheidung Jehovahs von der Welt wird mit Unrecht von der mosaischen Religion behauptet, es ist des Herrn Odem, der alles Leben trägt, Ps. 104, 30. — Ueber die lat. Etymologie kann verglichen werden Düntzer, die Lehre von der lateinischen Wortbildung S. 78., der indeß die Worte auf ura, welche passivische Bedeutung haben, von denen, welche Abstrakta bedeuten, ganz abscheidet.

tes ausgehen und die Nothwendigkeit eines Unterschiedes, eines Widerspruchs in Gott anerkennen, wofern es zum Leben kommen soll, so wird mit J. Böhme der Salitter, mit Schelling der Grund, die Natur Gottes zur Basis des kreatürlichen Lebens gemacht, die Immanenz ist nicht mehr ein Begriffensеyn der Dinge in Gott, sondern ein Werden in Gott; es wird weiter fortgeschritten und der Proceß dieses Werdens wird bei Hegel nach der Nothwendigkeit des logischen Begriffs bestimmt; es wird endlich abermals von (Schelling) Weiße u. a. der Freiheitsbegriff mit dem Schöpfungsbegriff verbunden, und die Schöpferthätigkeit Gottes bloß als Grund der Möglichkeit (idealen Materie), materia prima der Scholastiker, nicht der Würklichkeit der Geschöpfe gefaßt, so daß Gott zwar überall, doch nur der Potentialität nach, der seinen Geschöpfen Gegenwärtige ist, die forma substantialis aber, um mit den Scholastikern weiter zu reden, von den Geschöpfen ausgeht.

Bei den meisten dieser Modifikationen des Begriffes der Immanenz wird das Wunder in dem von uns angegebenen Sinne zugestanden werden müssen. Um seiner Bedeutung in der Zeit willen berücksichtigen wir vorzugsweise den Hegelsch-Weißeschen Standpunkt, wie derselbe einerseits von Strauß und Weiße repräsentirt wird, andrerseits von Schaller. Einläßlichere Erörterungen der Sache von andern Anhängern Hegels sind uns nicht bekannt. Mit Recht wird von den drei genannten Männern das Wunder mit in die Gesammtheit des Naturbegriffs eingereiht, das Gesetz der Natur als eine derselben immanente Nothwendigkeit aufgefaßt, darum aber auch die Denkbarkeit, die Nachweisbarkeit der Gesetzmäßigkeit des Wunders in Anspruch genommen. Wie weit eine solche nachweisbar ist, wird auch das Wunder zugegeben; wie weit sie fehlt, wird es verworfen. So hat sich Strauß im 3ten Hefte seiner Streitschriften bereit

erklärt, die Heilungswunder in verschiedenen Graden anzuerkennen. Danach fährt er aber fort (S. 154.): «Nun aber von hier aus zu Einwürkungen auf Naturgegenstände, Kunstprodukte, wie in der Wasserverwandlung, Brotvermehrung, ist ein solcher Sprung, hier verschwindet nicht nur die würkliche Erklärbarkeit, sondern selbst die Denkbarkeit einer möglichen Erklärung so vollkommen, daß ich gestehe, wenn ich so etwas in mir zuließe, so wäre es mit meinem Denken aus, und namentlich jede Schranke zwischen Glaublichem und Unglaublichem mir zerbrochen.» Ganz auf dieselbige Weise hat sich Weiße in demjenigen Aufsatze ausgesprochen, welchen ich in der «Glaubwürdigkeit» S. 95 ff. erwähnt habe. Ueber denselben Gegenstand hat er seine Ansicht dargelegt in seiner Recension meines Werkes in der Fichteschen Zeitschr. 1ster Bd. 2tes Heft und in seiner so eben erschienenen Kritik der evangelischen Geschichte. In dieser letzten Erörterung über den Gegenstand spricht er sich dahin aus, daß Jesu und den Aposteln eine Heilkraft als eine Art Virtuosität zuzuschreiben, die indeß nicht als zufällig, sondern als nothwendig aus dem Begriff Erlöser folgend anzusehen sei. Alle Wunder anderer Art werden mit dem früher von Semler gebrauchten Ekelnamen Mirakel belegt und verworfen (Die evangelische Geschichte Th. I. S. 370.). Dazu kommt bei diesem Philosophen die Opposition gegen das Wunder von Seiten seiner vorher erwähnten Ansicht über das Verhältniß des kreatürlichen Lebens zu dem Schöpfer. Gegenüber dem Begriffe einer logischen Nothwendigkeit, wie sie Hegel fordert, verlangt Weiße nicht bloß bei dem Menschen, sondern bei jedwedem Naturwesen die Annahme des fortgehenden Momentes des anders seyn können, eine fortgehende immanente Negation, damit das Geschöpf frei, d. i. kreatürlich sei. Von diesem Gesichtspunkte aus wird denn auch die Einwürkung des einen Naturwesens auf das Innere des andern für un-

denkbar ausgegeben. Wir sehen nicht wohl, wie dies zugleich mit der Annahme einer «fortwährenden Gegenwart der schöpferischen Substanz» vereinbar ist, womit doch von Seiten des Schöpfers uns die Möglichkeit einer fortwährenden Einwürkung auf das Innere der Dinge gegeben ist. (Weiße, die Idee der Gottheit S. 330.). Es scheint indeß auch, Hr. Prof. Weiße lege selbst gegenwärtig auf dieses Argument kein besonderes Gewicht mehr, da er dessen nicht ferner Erwähnung gethan hat.

Etwas mehr eingehend als von den eben genannten beiden Männern, ist die philosophische Seite des Wunders neuerdings von Schaller in seinem Buche: Der historische Christus und die Philosophie. Leipzig 1838. S. 108 ff. behandelt worden. Hier wird davon ausgegangen, daß Gott, Gesetz und Natur nicht äußerlich aus einander fallende Momente seyn dürfen, das wahre Gesetz der Natur ist die allseitig, und nach allen ihren Momenten entwickelte Idee der Natur, also der konkrete, inhaltsvolle Begriff derselben. Dieses Naturgesetz kann nicht durch den Eingriff irgend eines einzelnen Subjekts aufgehoben werden; eine solche Aufhebung wäre keine Verklärung der Natur, vielmehr ist dieses Gesetz selbst schon die Verklärung und Vergeistigung der Natur. Um jedoch im bestimmten Falle zu entscheiden, ob der Bericht über irgend ein einzelnes geschehenes Wunder eine würkliche Aufhebung des Naturgesetzes, mithin eine reine Unbegreiflichkeit voraussetze, sei erforderlich eine vollkommene und nach allen Seiten hin ausgebildete Naturphilosophie; so lasse sich z. B. über den Kreis der magnetischen Erscheinungen so lange nicht ein nach allen Seiten hin abschließendes und begrenzendes Urtheil aussprechen, als es noch keine ausgebildete Wissenschaft der Physiologie gebe. Dies die Grundzüge der Schallerschen Ansicht, welche demnach ebenso wie Strauß a. a. O. die Begreifbarkeit des Wunders aus dem Naturbegriff postulirt. Und auch wir möchten uns diesem Postulat nicht

widersetzen, nur daß wir uns dagegen sträuben, die Naturwissenschaft oder auch die Naturphilosophie in ihrer gegenwärtigen Gestalt zum Kriterium dessen, was glaubhafte Berichte uns als geschehen darstellen, zu erheben. Eben weil wir uns das Wunder in dem allgemeinen Naturgesetz begründet denken, haben wir auch oben in unserer Definition nur eine subjektive Unterscheidung von miraculum und mirabile aufgestellt. Daß mit dem Fortschritte der Wissenschaft das miraculum zum mirabile werden könne, hat in einigen Fällen die Geschichte gezeigt. Wie sehr mußte es nicht als ein Widerspruch gegen ganz konstatirte Gesetze der Natur erscheinen, daß ein Mensch mit den Ganglien anstatt mit den Augen einen Brief lese! Eine tiefere Naturforschung hat es aber als etwas Gesetzmäßiges erwiesen — mag man nun die außerordentliche Thatsache mit Passavant begreiflich zu machen suchen durch Unabhängigkeit der organischen Kräfte von ihren eigentlichen Organen — die sogenannte Metastase der Sinne — oder mag man, gemäß der Hegelschen Konstruktion der Sinne, ein Zurückfallen der einzelnen Sinnesthätigkeit auf den Standpunkt des Allsinns annehmen. Glaubt Strauß im 3ten Hefte seiner Streitschriften selbst für die Heilung von Blindgebornen allenfalls im Magnetismus Analogien zu finden, dann dürfte er wahrlich doch nicht daran verzweiflen, auch für die Brotvermehrung und Wasserverwandlung Analogien zu entdecken. Selbst für das Wunder aller Wunder, für den neuen Kreationsakt in der Produktion Christi glaubt Schleiermacher sich auf Analogien der Natur berufen zu können. *)

---

*) In dem bekannten Sendschreiben in den Stud. u. Krit. 1829, sagt er S. 495.: „Selbst diese (er spricht von der Erscheinung des Erlösers) hoffe ich und zwar ohne Nachtheil des Glaubens so gestellt zu haben, daß die Wissenschaft uns nicht den Krieg zu erklären braucht. Muß sie die Möglichkeit zugeben, daß noch jetzt Materie sich balle und im unendlichen Raume zu rotiren beginne, so mag sie auch zugeben, es

Es sei uns vergönnt, beschränkter Anmaaßung sowohl des alten, als des neuen Rationalismus gegenüber auf das Wort Göthe's zu verweisen: «Die Natur hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum zu einer nicht erkennbaren Grenze. Naturbetrachtung ist daher endlos, man mag ins Einzelsie theilend verfahren, oder im Ganzen nach Breite und Höhe die Spur verfolgen.»

„Wer will denn Alles gleich ergründen!
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden." *)

Jawohl, wenn der Schnee schmilzt! — und wäre es auch erst vor dem Odem eines Frühlings, der jenseits der Begriffsspanne unsrer gegenwärtigen Wissenschaft liegt!

Belege für unser Zugeständniß beizubringen, daß sich vielleicht auch in der katholischen Kirche das Wunder im strengeren Sinne hie und da nachweisen lassen möchte, liegt, auch wenn wir dieses Zugeständniß mit größerer Zuversicht aussprächen, nicht in unserer Aufgabe. Wir dürfen die Führung jenes Beweises katholischen Apologeten überlassen; wogegen wir nur beabsichtigten zu zeigen, daß sich zwischen den katholischen Wundern im Ganzen und denen der apostolischen Zeit eine Grenzlinie ziehen lasse.

---

gebe eine Erscheinung im Gebiete des geistigen Lebens, die wir ebenso nur als eine neue Schöpfung, als einen Anfang einer höhern, neuen Lebensentwicklung erklären können."

*) Als einen kleinen Beleg, wie manches, worüber der Zweifler sich lustig macht, sich doch findet, wenn der Schnee schmilzt, stehe hier noch aus dem Jugendleben desselben Dichters (Th. 3. S. 79.): „In Ensisheim sahen wir den ungeheuren Aerolithen in der Kirche aufgehangen und spotteten der Zweifelsucht jener Zeit gemäß über die Leichtgläubigkeit der Menschen, nicht vorahnend, daß dergleichen luftgeborne Wesen in Cabinettern sollten verwahrt werden."

Viertes Kapitel.

Katholische Wunderkreise, welche ihren Ursprung theils absichtlicher theils unabsichtlicher Täuschung verdanken. Die Wunder des Ignatius Loyola und des Franz Xaver.

Wir haben ausgesprochen, daß die große Masse der katholischen Wundererzählungen sich entweder auf absichtliche Erfindung oder Betrug zurückführen lasse, oder aber auf die unwillkührliche Umgestaltung durch die Sage oder drittens auf anthropologische Erscheinungen und Thatsachen, die mehr oder weniger Verwandtschaft mit dem Gebiete des Magnetismus oder Somnambulismus haben. Beispiele von eigentlichem Betrug ausführlicher zu betrachten, hat wenigeres Interesse, es möge hinreichen, auf die auch neuerlich wieder durch Dokumente erläuterte graunvolle Geschichte des unglücklichen Johann Jetzer hinzuweisen, welchem durch Betrug der Dominikaner die Wundenmale mit einem Nagel eingedrückt wurden, in Folge dessen auch die schuldigen Mönche im Jahre 1509 zu Bern den Feuertod erlitten. Selbst bei einem für so heilig gehaltenen Buche wie die aurea legenda haben geachtete katholische Schriftsteller die Mitwürkung des Betruges anerkannt, wie z. B. der Dominikaner Canus von jener Legendensammlung schreibt: haec homo scripsit ferrei oris, plumbei cordis, animi certe parum sobrii et prudentis (loc. theol. II. c. 6.). Lehrreicher ist die Erwägung von Wundererzählungen, welche der zweiten und dritten Klasse angehören.

Wir werfen unser Auge auf den glänzenden Chor von Mirakeln, von dem nach den katholischen Berichten die beiden Säulen des Jesuitenordens Ignatius von Loyola und Franz Xaver umringt werden. Mehr als zweihundert des Ignatius sind den auditores Rotae und der sacra rituum congregatio in Rom zum Behufe seiner Heiligsprechung vorgelegt worden — Mirakel, gegen welche die von Christo erzählten sich ins Dunkel verlieren. Hat Christus durch die Ge-

walt des gesprochenen und von der Kraft des Blickes unterstützten Wortes die Dämonen überwunden, so Ignatius durch einen Brief; ist Christus Einmal auf dem Meere gegangen, so Ignatius mehrmals in der Luft; hat Christus Einmal durch strahlendes Antlitz und Gewand die Seinigen in Erstaunen gesetzt, so Ignatius oftmals und in finstere Zimmer tretend hat er wie mit Kerzenlicht sie erhellt; erzählt die evangelische Geschichte von drei Todten, die Jesus auferweckt hat, so hat Xaverius vom Jahre 1716 bis 1728 auf das Gebet der Gläubigen in Steyermark allein nicht weniger als dreißig ins Leben gerufen.

Auf höchst überraschende Resultate führt uns nun hier die Prüfung der historischen Zeugnisse; möchten diejenigen, welche gewohnt sind, das, was die evangelische Geschichte von Wundern erzählt, ohne Weiteres mit allen möglichen Wundersagen in einen Topf zu werfen und ohne Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der historischen Zeugnisse oder der nähern Details der Verhältnisse alles zusammen als Fabel von sich abzuweisen, den Unterschied beherzigen, auf welchen auch in diesem Falle eine genaue historische Prüfung führt. — Was den Stifter des Jesuitenordens betrifft, so besitzen wir sehr authentische Nachrichten über sein Leben; ein langjähriger Schüler und Begleiter des Mannes Ribadeneira hat im Jahre 1572, also etwa 15 Jahre nach dem Tode des Ignatius, eine Lebensbeschreibung des Mannes verfaßt, für deren Glaubwürdigkeit er selbst in der Vorrede mit folgenden Worten einsteht: cujus ego viri historiam, quoniam a puero sanctissimae ipsius vitae sectator atque admirator fui, pleniorem ac majori rerum fide scribere potero. Für die Glaubwürdigkeit könnte man auch dies geltend machen, daß er sich bei seiner Arbeit Einfachheit der Darstellung als bestimmtes Ziel vorgesetzt hatte: tertium fuit, sagt er, ne inani styli affectatione res propositas amplificarem et hederam, quod ajunt,

quasi vino minus vendibili suspenderem. Nach funfzehn Jahren erschien eine neue Ausgabe des Buches im Jahre 1587, in welcher sich viele Erweiterungen finden, über die er sich in der Vorrede folgendermaaßen ausspricht: multa mihi necessario addenda judicavi. Primum nova quaedam, quae post libellum excusum, gravissimi viri et Iguatio valde familiares, et ante societatem conditam intimi necessarii, quasi testes oculati de ipso Ignatio retulerunt. Tum alia, quae dubia antea mihi erant, et diligenti postea inquisitione investigata, certa esse comperi. Nun findet sich aber merkwürdigerweise weder in dieser zweiten so reichlich vermehrten, noch in der ersten Ausgabe irgend ein Zeugniß für die Wunder des Heiligen, im Gegentheil, der Verf. wirft die Frage auf, warum es Gott nicht gefallen habe, Wunder durch ihn verrichten zu lassen, und beantwortet dieselbige in einem Geiste und auf eine Weise, womit jedweder Protestant zufrieden seyn wird: exposita nobis hactenus est Ignatii vita: ex qua sumere quisque ad imitandum possit, quod cuique maxime convenit. Sed dicat aliquis, si haec vera sunt, ut profecto sunt, quid causae est, quam ob rem illius sanctitas minus est testata miraculis et, ut multorum Sanctorum vita, signis declarata, virtutumque operationibus insignita? Cui ego: quis cognovit sensum domini, aut quis consiliarius ejus fuit? Ille enim est, qui facit mirabilia magna solus, propterea illius tantummodo infinita virtute fieri possunt, quaecumque aut naturae vim aut modum excedunt. Et, ut solus ille haec potest efficere, ita ille solus novit, quo loco, quo tempore miracula et quorum precibus facienda sint. Sed tamen neque omnes sancti viri miraculis excelluerunt; neque qui illorum aut magnitudine praestiterunt, aut copia, idcirco reliquos sanctitate superarunt. Non enim sanctitas cujusque signis, sed caritate aestimanda est, quod docet S. Gregorius his verbis: probatio sanctitatis non est signa facere, sed unumquemque, ut se, diligere: de deo au-

tem vera cognoscere, de proximo vero meliora quam de semet-ipso sentire. Nam quia vera virtus in amore est, non autem in ostensione miraculi, veritas demonstrat, quae ait: in hoc cognoscent omnes, quia discipuli mei estis, si dilectionem habueritis ad invicem. Qui enim non ait, in hoc cognoscent, quia discipuli mei estis, si signa feceritis; sed ait, si dilectionem habueritis ad invicem, aperte indicat, quia veros dei famulos non miracula, sed sola caritas probat. Zwar ſucht der rechtſchaffene Mann alsdann doch noch dem einmal vorhandenen Bedürfniß nach Wundern Genüge zu thun, aber nur zum Schein, indem er fortfährt: mihi vero tantum abest, ut ad vitam Ignatii illustrandam miracula deesse videantur, ut multa, eaque praestantissima, judicem in media luce versari. Quod item videri credo, non plebi imperitae, res populariter aestimanti, sed gravi cuivis homini, et certo judicio eas ponderanti. Nam sive initia hujus societatis, sive institutum spectemus, sive propagationem, consecutasque ex ea utilitates, miracula certe nulla desiderabimus, cum tam multa iis rebus miracula inesse deprehendamus, per quae deus, et hoc opus suum esse, et radicis naturam, ex trunco ostendit et fructu. Quid enim admirabilius, quam militarem hominem, ferro et castris assuetum, a spiritu dei alienum, ità immutatum, ut non solum ipse Christo militaret, sed sacrae militiae antesignanus esset et princeps?

Noch von einem andern Mitgliede der Geſellſchaft Jeſu, von dem nächſt Ribadeneira ausgezeichnetſten Biographen des Loyola, von Maffei — der Livius der Jeſuiten genannt — beſitzen wir eine Lebensbeſchreibung des Ordensſtifters, welche 28 Jahre nach deſſen Tode im Jahr 1585. in 4to in Rom erſchien und gleichzeitig in Kölln in 8vo und nachher noch mehrmals abgedruckt worden iſt: de vita et moribus Ignatii Lojolae. Hier iſt nun allerdings von mancherlei wunderbaren Ereigniſſen die Rede. B. 3. K. 14. heiß: es:

praeter ea, quae superioribus libris Ignatio divinitus accidisse retulimus, non panca de eodem admirabilia praedicantur, quorum aliqua nobis hoc loco exponere visum est. Schon aus dieſem praedicantur dürfte man ſchließen, daß dem Verf. die gründliche Ueberzeugung von der Glaubwürdigkeit der Sache abgegangen ſei. Was er nachher erzählt, ſind auch Begebenheiten von gar zweifelhafter Art, die überdies von dem natürlichen Gange der Dinge nicht weit abliegen. So erzählt er unter Anderem: «Als der Jeſuit Cothurius ſehr krank war, ging Ignatius in die Peterskirche, um für ihn zu beten. Als er bis auf die Hälfte des pons laniculensis gekommen war, der jetzt pons Sixti heißt, hob er plötzlich die Augen gen Himmel und blieb ſtehen und ſagte zu ſeinem Begleiter Viola, der mir dieſe Sache wieder erzählt hat: wir wollen nun wieder nach Hauſe gehen, denn Cothurius iſt verſchieden. Man ſchloß aus dem plötzlichen Stillſtehen des Ignatius, dem Aufblick zu den Sternen und der plötzlichen Zurückkehr nach Hauſe, daß Ignatius, wie er früher im Geſicht den Hozius in den Himmel eingehen ſah, ſo auch jetzt erblickt habe, wie des Cothurius Seele in den Himmel eingegangen ſei. Es ergab ſich bei der Stundenberechnung, daß gerade in jenem Augenblicke Cothurius geſtorben war.» Ferner erzählt Maffei als einen ähnlichen Fall, wie Ignatius einſt in die Peterskirche gegangen, um für den kranken Stephan Berzellius zu beten, und auf dem Rückwege freudig zu ſeinem Begleiter geſagt: Stephan werde nicht ſterben, welches denn auch eingetroffen ſei. Auf ganz ähnliche Weiſe, wie der erſtgenannte Lebensbeſchreiber, ſchließt denn auch dieſer Biograph ſeine Erzählung von den Wundern mit den Worten: alia item de Ignatio miranda narrantur, quae quia mihi haud satis explorata sunt, necesse non habui adscribere, praesertim quod clarorum hominum sanctitas non tam signis et iraculis, quam caritate in deum et vitae innocentia continetur.

Noch mehr; wir besitzen eine von Ignatius selbst ausgegangene Beschreibung seiner Erlebnisse, welche zuerst von seinem Schüler Ludwig Consalvi mit tachygraphischen Zeichen aus dem Munde des Heiligen niedergeschrieben und dann theils in spanischer, theils in italienischer Sprache ausgeschrieben wurde, der Schluß davon 1555 in Genua. In dieser nun finden sich mehrfache wunderliche Visionen, so heißt es z. B. K. 3. §. 29.: «Einst wurde ihm unter freudiger Bewegung seines Geistes eine Anschauung von der Art und Weise gegeben, wie Gott die Welt geschaffen. Es dünkte ihm, als sähe er einen weißen Gegenstand, aus dem mehrere Strahlen hervorschossen und aus dem Gott selber leuchtete. Indessen konnte er dieses selbst nicht erklären, auch der Erleuchtung sich nicht mehr erinnern, welche Gott dabei seinem Geiste mittheilte.» Ferner als er einst in der Kapelle eines Klosters zu Manresa beim Abendmahl gegenwärtig war, sah er während Aufhebung der Hostie mit innerem Auge einige weiße Strahlen von oben herabschießen, obwohl er von so langer Zeit her sich nicht deutlich erinnern und die Sache auch nicht deutlich erklären konnte, so ist doch das gewiß, daß er die Gegenwart Christi in jenem Sakramente geschaut hat.» Ferner K. 4. §. 44.: «In jener ganzen Zeit erschien ihm immer der Herr und brachte ihm viel Antrieb und Tröstung, dabei schien es ihm immer, als ob ihm etwas Rundes und Großes, welches aus Gold gemacht zu seyn schien, vorkäme.» Wie sehr aber auch solche visionäre Zustände die Einbildung eigentlicher Wunderthaten möglich gemacht hätten, so finden wir doch auch hier keine Wunder. Erst die im Jahre 1622 vollzogene Kanonisation des Loyola hat die Wunder an den Tag gebracht, welche er gethan haben soll. Nachdem der Pabst selbst seine Bestätigung ausgesprochen, war aller fernerer Zweifel unmöglich. Doch ist zu bemerken, daß die Wunder, auf welche der Gerichtshof der Rota vor-

züglich seinen Bericht an den Pabst gründete, solche sind, die nicht bei dem Leben des Ignatius, sondern nach seinem Tode geschehen waren, wie dies bei den Kanonisationen gewöhnlich ist. — Wie schwach die Vertheidigungen der gelehrten Jesuiten gegen die Angriffe auf die Wunder ihres Heiligen ausfallen, kann man aus den Acta Sanct. Julii T. III. S. 588 f. ersehen.

Ungleich reichlicher als den Stifter des Jesuiterordens hat die kirchliche Legende seinen großen Jünger Franz Xaver ausgestattet. Wir haben oben angegeben, welche Unmasse der außerordentlichsten Wunderthaten ihm zugeschrieben werden. Die Auferweckung von Todten ist etwas so Gewöhnliches bei ihm, wie die Heilung von Kranken; selbst die Knaben, welche ihm als Katecheten dienten, haben die Wunderkraft von ihm überkommen und in Ausübung gebracht; auch noch sein Leichnam hat die größten Wunder verrichtet. Diese Nachrichten werden nun schon durch den Umstand verdächtig, daß die Ereignisse aus fernen Ländern berichtet werden, wo sich keine genaue Untersuchung anstellen läßt; soviel uns bekannt, fehlen darüber jede auch nur einigermaaßen streng historischen Berichte von Xavers Begleitern. Was z. B. Tursellinus in s. vita Xaverii 2. A. 1610 berichtet, und aus Papieren der Reisebegleiter entlehnt haben will, dafür fehlt durchaus die Angabe der Gewährsmänner. — Ueberhaupt haben wir auch litterarische Dokumente jenes Heidenapostels, die, wenn jene Wunder historisch wären, nothwendig Zeugnisse über dieselbigen enthalten müßten. Die Briefe von Xaver, welche von Tursellinus und Possinus herausgegeben,*) legen nun allerdings davon Zeugniß ab, daß dieser Mann nicht nur einer

---

*) S. Francisci Xaverii epistolarum libri quinque, quorum priores quatuor ab Horat. Tursellino ex hispanico idiomate, ultimus autem a Petro Possino partim ex hispanico partim ex lusitano latinitati et luci donati Romae, nunc denuo recusi. Pragae. 1750. In einer neuen Uebersetzung. Köln 1836.

der eifrigsten, sondern auch der einsichtsvollsten und besonnensten Diener Christi gewesen; von Wunderthaten schweigen sie indeß gänzlich. Er giebt vortreffliche Vorschriften für diejenigen, welche unter den Heiden würken sollen, verlangt Selbstverleugnung und auch Wissenschaft, spricht von seinen eigenen geistlichen Kämpfen, Gebeten und klugen Maaßregeln, aber gerade der außerordentlichen Wunderthaten erwähnt er nicht. Der eifrig katholische Uebersetzer der in der Anm. erwähnten neuern Uebersetzung hat sich auch begnügt, in der vorangeschickten Lebensbeschreibung S. 25. zu bemerken, «daß eben dieser Mann Gottes zufolge der glaubwürdigsten Zeugnisse eine bestimmte Anzahl Todte erweckte, ebenso wie einst die heiligen Apostel die göttliche Lehre durch Wunder bestätigten, wollte Uebersetzer hier bloß andeuten, denn alle dabei vorkommenden Ereignisse umständlich zu beschreiben, würde von dem vorgesteckten Ziele zu weit abführen.»

Fünftes Kapitel.

Katholische Wunder, welche mit den Erscheinungen des Magnetismus und Somnambulismus verwandt sind.

§. 1. Das Wesen des Somnambulismus und Magnetismus.

Bevor wir die dritte Klasse der katholischen Wunder einer genaueren Prüfung unterwerfen, welche aus dem somnambulistisch-magnetischen Gebiete Licht erhalten, müssen wir, bei den abweichenden Ansichten über dieses Gebiet, die unsrige voranschicken. Auch werden wir nicht umhinkönnen, das Verhältniß der biblischen Wunder zu jenen anthropologischen Erscheinungen zu erwägen. In dem Maaße nämlich, als die biblischen Wunder Verwandtschaft mit denselben haben möchten, würden die katholischen Wunder den biblischen nahegerückt werden, freilich zum Nachtheil der Dignität der biblischen Wunder.

Die verschiedenen Ansichten über den Charakter des magnetisch-somnambulistischen Zustandes lassen sich auf die Hauptfrage zurückführen, ob derselbe als eine höhere, dem bewußten Leben überzuordnende, oder als eine niedere, demselben unterzuordnende Geistesstufe zu betrachten sei. Die erste Ansicht ist in der Regel von denjenigen vertheidigt worden, welche diesen Gegenständen die meiste Aufmerksamkeit geschenkt haben, von Magnetiseurs und Schelling'schen Naturphilosophen; die letztere von der Hegel'schen Schule. Im Allgemeinen müssen wir uns dieser letzten Ansicht anschließen, und sind der Meinung, daß Hegeln ein wesentliches Verdienst um die Aufhellung und das Verständniß dieser Erscheinungen zukommt. Ich versuche, in einem gedrängten Umrisse eine Theorie der erwähnten Erscheinungen zu geben, wobei ich Entschuldigung hoffe, wenn ich auf die Strenge im Gebrauch der Terminologie und in der Gliederung der Begriffsentwickelung verzichte, wie man sie das Recht hat, von dem eigentlichen Psychologen zu fordern. Die Forschun-

gen über dieselben und verwandte Gegenstände in den Werken von Kieser, Wirth, Passavant, Rosenkranz, Burdach sind hierbei berücksichtigt und theilweise aufgenommen worden.

Es giebt eine zwiefache Stufe des Geistes, die des unmittelbaren, ungetheilten, mehr potenziellen Bewußtseyns, und die des entfalteten, getheilten, aktuellen Bewußtseyns. Auf der ersteren ist der Mensch in viel höherem Grade von den Bestimmungen seiner Individualität, also von seiner physischen Natur, und damit auch von dem Konsensus mit dem Naturleben, Wetter, planetarischen Einflüssen u. s. w., beherrscht, in dem andern macht er sich geistig frei, unterscheidet sich von den individuellen, natürlichen Bedingungen seines Daseyns, und bestimmt sich aus sich selbst nach allgemeinen Gesetzen. Jene latente, geistige Totalität des Menschen hat Hegel höchst bezeichnend das Geniusleben genannt; in diesem ist die Potentialität des Geistes, in dieses wird auch alles Erlebte aufgehoben. Sowie das explicirte bewußte Leben des Geistes mit dem Tage Verwandtschaft hat, an welchem alle Gegenstände in bestimmten Umrissen auseinandertreten, so dieses involvirte Geniusleben mit der Nacht, in welcher Alles untermischt verfließt. So waltet denn auch der Geist als Genius mehr in der Nacht, als bewußter Geist am Tage. In der Nacht erhält der Geist die Tendenz, in sein inneres Centrum zurückzukehren, sich von der Thätigkeit zur Beschauung zu wenden, und auch körperlich drückt sich dieses aus, indem die Gliedermuskeln schlaff werden, das Auge das Licht flieht, und sein Muskel den Dienst versagt. Zwar ist noch immer die Meinung verbreitet, als höre im Schlafe das Bewußtseyn auf, wenigstens in demjenigen, der des Traumes entbehrt, — ein solcher existirt aber auch nicht. Wäre indeß dem würklich so, wie könnte überhaupt der Mensch wieder aufgeweckt werden? Beim Auf-

wecken verschafft sich ja doch das Aeußere einen Eindruck auf die Seele. Nein, der Geist ist nur in sich selbst zurückgekehrt, und lebt auf eine involvirte Weise das Leben der Außenwelt immer noch mit. Es ist das Embryonenleben; es ist daher sinnig, wenn die Sprache sagt, man sei im Schlafe «rekreirt, wie neugeboren», der Schlaf bewirkt Heilkrisen der Krankheiten. Dschelaleddin sagt: «Im Schlafe sind die Seelen bei Gott»; — Aehnliches in Rahel's Tagebuch und bei Novalis. Der Letztere sagt: «Der Traum ist eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freie Erholung der gebundenen Phantasie, wo sie alle Bilder des Lebens durcheinander wirft und die beständige Ernsthaftigkeit des erwachsenen Menschen durch ein fröhliches Kinderspiel unterbricht; ohne die Träume würden wir gewiß früher alt, und so kann man den Traum, wenn auch nicht als unmittelbar von oben gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe, als einen freundlichen Begleiter auf der Wallfahrt zum Grabe betrachten.» *) In jener Involution dauert jedoch ein, nur unbewußter, Zusammenhang mit der Außenwelt fort. Auch der stärkste Schläfer kann am Ende zum Hören gebracht werden. Er wacht pünktlich auf in der Stunde, zu welcher zu erwachen er sich nachdrücklich vorgenommen hat, er vernimmt den Tritt dessen, der ihn vor der nahenden Gefahr warnt. Die Mitte zwischen Schlafen und Wachen bildet das Träumen, in welchem sich beide Zustände begegnen. Der Traum — und zwar träumt der Mensch, so lange er schläft, nur daß, je gesunder der Zustand, desto stärker der Gegensatz von Wachen und Schlafen,

*) Burdach, Physiologie. III. S. 484.: „Wie der Pflanzenschlaf eine Rückkehr der entwickelten Pflanze zum Embryonenzustande durch Aufhebung der Gegensätze von Stengel und Wurzel, und durch Alleinherrschaft des Wurzellebens ist, so ist der Schlaf auch die Wurzel des Animalen, und die Verschmelzung von leiblichem und geistigem Leben."

und daher desto schwächer die Erinnerung an den Traum — der Traum vereinigt die Eigenthümlichkeiten des Wachens und des Schlafens. Da im Wachen das Bewußtseyn herrscht, so unterscheidet der Mensch die Gegenstände von sich und untereinander; im Schlafe verfließen sie ihm, geht er oftmals in den Gegenständen auf. Indeß findet hier ein Gradunterschied statt, und es kann Träume geben, welche die Klarheit des Wachens haben, und die Nichts vom Wachen unterscheidet, als der Mangel der Einsicht, daß es eben ein Traum ist. In diesem Traumleben waltet nun der Genius, es entsteigen die Vorstellungen aus der latenten Tiefe des Geistes, theils reproducirend, theils producirend. Da das Bewußtseyn fehlt oder zurücktritt, so wird auch der Mensch abhängiger von seinen individuellen, natürlichen Bestimmungen. Das Bewußtseyn, die Vernunft löst den Menschen von der Außenwelt, aber auch von seinen eigenen, physischen, zufälligen Bestimmungen, indem er sich gewöhnt, sich selbst aus dem Geiste seine Bestimmungen zu setzen. *) Nun steht der Mensch in einem kosmischen Zusammenhange, in einem Zusammenhange mit andern Menschen, mit der Witterung, den Erdveränderungen, selbst mit dem Monde und vielleicht auch mit andern Himmelskörpern, — dies ist vielleicht die Wahrheit in der Astrologie. Wie er nun einen consensus mit diesen kosmischen Verhältnissen hat, so kann er auch eine praesensio haben. Auf diese Weise sind Thatsachen zu erklären, die, wie ergreifend sie sind, und auf das Vaterland über den Wolken hin-

*) Es liegt hierin der Grund, warum in Zeiten und bei Individuen, wo die Reflexion vorwaltet, weniger unmittelbare anthropologische Zustände und Einflüsse vorkommen, worunter wir — wie sich zeigen wird — auch Ahnungen, Visionen u. s. w. begreifen, warum also solche Menschen und Zeiten weniger Wunderbares erleben. In dem Leben der alten und ältesten Welt mußte das unmittelbare Schauen, das Hellsehen, das unmittelbare Würken, die Magie, herrschender seyn.

weisen, doch ihres natürlichen Grundes nicht entbehren. So die vielfach constatirte Erfahrung, daß, wie das nahende Erdbeben sich insbesondere der Thierwelt durch jenen Konsensus zu erkennen giebt, so auch in gewissen Fällen der Einsturz der Decke oder eines Hauses einzelnen Menschen. Wir erinnern unter Andern an eine merkwürdige Erfahrung dieser Art in Zinzendorf's Leben. Und nicht bloß die uns selbst betreffenden Ahnungen, sondern auch die nahe Befreundete oder Angehörige betreffenden sind auf diese Weise zu erklären. Es findet nämlich eine Lebensgemeinschaft derjenigen statt, welche durch innige Neigung, noch mehr, welche durch Blutbande verknüpft sind, daher das unmittelbare Innewerden bedeutender, sie betreffender Ahnungen, namentlich, wenn es Gefahren sind. Es scheint dieses Innewerden auch ohne allen nachweisbaren leiblichen Zusammenhang statt zu finden, wie unter Andern die Beispiele nahe verbundener Freunde und Freundinnen zeigen, die gleiche Träume träumen, zu gleicher Zeit gleiche Gedanken gehabt haben, — insbesondere aber bei leiblichem Zusammenhange, wie namentlich bei Zwillingen. *) Auch bekommt die Ahnung eine gegenständliche Gestalt, wird zur Anschaulichkeit eines Bildes concentrirt, wird Vision, und zwar können alle Sinnenorgane, auch Gehör, Geruch und Geschmack, dabei afficirt werden, so daß sich die Vision der Form nach von dem wachen Leben nicht unterscheidet. Aus dem gewöhnlichen Leben erinnere man sich an jenes merkwürdige Datum aus Göthe's Leben, wie er sich bei Straßburg zu Pferde in hechtgrauem Anzuge auf der Landstraße gerade in der Gestalt erblickt, in welcher er sich acht Jahre später würklich befunden. Die Form von Visionen bestimmt sich nach der Individualität des Subjekts, katholische Heilige

---

*) Beispiele von Zwillingen, die regelmäßig in gleichem Jahre erkranken, blind werden u. s. w., bei Passavant, 2. Ausg. S. 24.

erblicken die Maria, der Protestant Oberlin seine geliebte Frau als Offenbarerin von Geheimnissen; dem einen Somnambulen stellt sich das Bild einer heilkräftigen Wurzel vor das innere Auge, dem andern ein Engel, der ihm die Wurzel überreicht. Ausgebildet erscheint die Ahnung in der Form der Vision in den Erscheinungen der Deuteroskopie, über welche die höchst interessanten und merkwürdigen Untersuchungen und Beispiele in Horst's Deuteroskopie. Die Ahnung, auch insbesondere in die Gestalt der Vision gekleidet, tritt vorzugsweise in das Traumleben ein, insofern in diesem vorzugsweise das reflektirende, bewußte Leben zurückgetreten ist. Cuvier nennt den Instinkt das Traumleben der Thiere.

Allein das Traumleben ist nicht bloß auf den Zustand des Schlafes beschränkt; das Eigenthümliche desselben, die Aufhebung des Unterschiedes von Subjekt und Objekt und des Unterschiedes verschiedener Objekte ragt auch in das Wachen hinein. Wir träumen auch im Wachen. Solche wachen Träume sind die Zustände, wo der Mensch entweder in Einem Gegenstand oder in einer Vielheit von Gegenständen aufgeht, wo er, wie wir sagen, nicht bei sich ist. Auf dem Extrem entsteht im ersteren Falle die Manie, das Versinken in eine fixe Idee, im andern Falle die Narrheit, die, wie man sagt, vom Hundertsten ins Tausendste kommt ohne Band der Einheit. Der Mensch ist hier in beiden Fällen außer sich, denn er hat die Beziehung des Gegenstandes auf sich selbst verloren. Auch im Wachen kann das bewußte Leben zurücktreten, und das Geniusleben sich geltend machen; dies geschieht in der Form des Einfalls. Der Einfall ist das unvermittelte Hervortreten einer Vorstellung aus den Tiefen des latenten Ich. Je weniger streng gedacht wird, desto häufiger die Einfälle, je weniger das Selbstbewußtseyn entwickelt ist, desto eher erscheinen diese Einfälle als Einsprachen eines fremden Geistes, eines Genius, der Gottheit selbst.

Die gefährlichsten religiösen Verirrungen sind hieraus hervorgegangen. Beim brütenden Sinnen in der Kirche ist dem Einen eingefallen: Jetzt schreie laut! Er hat es als eine Einsprache der Gottheit angesehen und gehorcht; dem Anderen ist eingefallen: Den sollst du morden! Er hat es als eine Einsprache der Gottheit angesehen und gehorcht. Auch in lieblicherer Gestalt tritt dieser Mangel an Selbstbewußtseyn auf, wenn der Fromme die Mahnungen seines Gewissens als die Stimme des Heilandes betrachtet, mit dem er Zwiegespräche führt, wie dieses bei den Heiligen der katholischen Kirche und in der Zinzendorfischen Form der Frömmigkeit der Fall ist. Erhebt sich namentlich aus der Tiefe des Selbstbewußtseyns ein Bild, das der fernsten Vergangenheit angehört, oder eine Ahnungsstimme, so liegt der Gedanke an göttliche Einsprache desto näher. Auch der religiöse Künstler rühmt sich solcher Einsprachen. Man erinnere sich an das, was Raphael von dem ihm geoffenbarten Madonnenideal gesagt hat. Mozart sagt: «Wenn ich recht für mich bin,... dann kommen mir die Gedanken stromweis und am besten.» Der Gedanke an Einsprachen der Gottheit beruht nun auch auf Wahrheit; denn «was die gute, innere Stimme spricht, das täuscht die gläubige Seele nicht»; es ist die Sprache des Gottes, der jedem Menschengeiste ein gegenwärtiger, der die Wahrheit des Menschengeistes ist. — Eine besondere Form, in welcher das Traumleben und der Schlaf sich in das Wachen hineinzieht, ist das Nachtwandeln, es ist ein handelndes Träumen. Wir haben gesehen, daß auch im Schlafe der Mensch mit der Außenwelt fortlebt; die passive Stufe des Schläfers wird daher auch zuweilen zu einem Handeln, von dem er selbst Nichts weiß. Der Liebende, der im Traume die Geliebte erblickt, umarmt sein Deckbett; der im Traume Schiffbruchleidende klammert sich an den Bettpfosten. Oftmals wird gesprochen, ja selbst Wechselrede kommt

beim Schläfer vor, ohne daß er erwacht. Das Volk sagt: «Der Schlafende muß die Hand auf die Herzgrube legen, dann hört er die, welche mit ihm sprechen.» Es scheint hier ein dem Somnambulismus verwandter Zustand obzuwalten, ein Vernehmen unter Mitwürkung des Gangliensystems, wovon wir später sprechen werden. Ausgebildet zeigt sich nun dieses Traumhandeln im Nachtwandeln. Der Nachtwandler scheint seinem Handeln nach durchaus ein wachender zu seyn, und dennoch schläft er. Der Zustand hat Zusammenhang mit den Mondesphasen, und ist einer der unbestrittensten Beweise für eine Abhängigkeit des Menschen von Gestirneinflüssen. Mehr als irgend eine andere Erscheinung hat diese Aehnlichkeit mit dem Somnambulismus. Der Nachtwandler geht beim Klettern an den gefährlichsten Orten hin, und als ob er sähe, wählt er die sicheren Stellen für den Fuß aus, mit geschlossenen Augen sieht er nach der Uhr u. s. w. Wer an den Thatsachen des Somnambulismus zweifelt, sollte sich zunächst mit diesem allgemein anerkannten Gebiete des Außerordentlichen bekannt machen. Ueberhaupt liegt uns in vielen Fällen das Wunderbare viel näher, als wir meinen, und wir schreiten über dasselbe hinweg, wenn es an der Schwelle unseres Hauses liegt, um es an den Enden der Erde aufzusuchen. Ein sehr lehrreiches Raritätenkabinet aus dem Werkeltagsleben zum Nutz und Frommen derjenigen, welche an keine noch verhüllte Welt neben der offenbaren glauben, ist Moritzens Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, 5 Bde. Ein Mann, der besonders von dem Gedanken durchdrungen war, daß das Wunder dem Sterblichen weit öfter im Schlafrocke einen Besuch abstatte, als im Staatskleide, ist Lichtenberg: «Erstaunlich Vieles, sagte er unter Anderm, läßt sich noch aus den Träumen lernen.»

Als die höchste Spitze des Traumlebens, zugleich aber auch qualitativ von demselben unterschieden, stellt sich uns

der magnetische Schlaf, das Schlafwachen dar. Das Schlafwachen und der Somnambulismus *) ist ein dem Schlaf und dem Wachen verwandter Zustand, wie der Traum, allein unter dem Hinzukommen eigenthümlicher, qualitativer Bestimmungen, stellt er sich doch als eine, vom Traume noch verschiedene, Erscheinung dar. Der Somnambulismus ist zunächst nur ein tieferer Schlaf; während Licht, Schall den Schläfer weckt, liegt die Somnambüle gewöhnlich in einer Art von Todesschlaf, den zuweilen selbst Stechen und Brennen nicht vertreibt. Damit stimmen auch die äußeren Erscheinungen; das Auge schließt sich, die Muskeln verlieren die Thätigkeit, die Außenwelt geht für das Subjekt unter, das vegetative Leben herrscht vor, die Cerebralthätigkeit tritt zurück, obwohl sich auch schon äußerlich der Unterschied offenbart, indem öfters auch das Auge geöffnet bleibt, in die Höhe gerichtet mit erweiterter Pupille, das Sprechen der Somnambülen mit einem, ihren Aeußerungen gemäßen Gebehrdenspiel der Hände, wohl auch des Gesichts, begleitet wird u. s. w. Um der großen Verwandtschaft willen ist denn auch von Kieser der Somnambulismus nur als die höhere Potenz des Schlafes, nur als ein graduell höherer Ausdruck des tellurischen Lebens gefaßt worden. **) Allein vom Schlaf

---

*) Ebenso übel gewählt und irreleitend, wie der Name Magnetismus, welcher an den mechanischen Gebrauch des Magnets denken läßt, wie denn derselbe auch würklich von Mesmer angewandt ward, ist der Name Somnambulismus, mit welchem passender das Nachtwandeln bezeichnet werden könnte. Entsprechender sind die Namen Lebensmagnetismus und Schlafwachen.

**) Kieser in seinem, vielen interessanten Stoff enthaltenden, Werke: der Tellurismus, setzt das involvirte Geistesleben, das Gefühlsleben, als dem dunkeln Erdenleben und Nachtleben angehörig, dem bewußten Leben, als dem Sonnenleben, entgegen; während wir das bewußte Leben als den Gegensatz des Verflochtenseyns in kosmische Zustände auffassen, sieht er darin eine Abhängigkeit von solarischen

ist der Somnambulismus vornehmlich in folgendem Betracht verschieden: 1) Es scheint die Grenzlinie zwischen dem wachen Leben und dem somnambülen Zustande eine absolute zu seyn, so daß die Erfahrungen in diesem in jenes gar nicht hinüberreichen; die Somnambüle weiß nie, was sie im Schlafwachen gesprochen und erlebt hat, während doch beim Erwachen aus dem Schlafe die Erinnerung an die zuletzt gehabten Träume bleibt. Indeß, wir sagten: es scheint, denn Passavant spricht von einer Somnambüle, bei der es eine Sache der Willkühr gewesen seyn soll, ob sie sich an die Aussagen der somnambülen Zustände erinnerte, und jedenfalls liegt doch darin eine Vermittelung, daß, nach vielfachen Beobachtungen, im Traume Erinnerungen an somnambüle Zustände vorkommen, insofern der Traumzustand eben dem Schlafwachen mehr verwandt ist, als der wache. Wie dieser Mangel der Erinnerung an die gehabten Erfahrungen die Einsicht der Somnambülen von der des wachen, besonnenen Denkens wesentlich unterscheidet, so wird sie auch durch diesen Umstand wesentlich unter dieselbe gestellt, denn was der Geist erlebte, gehört ihm ja nicht mehr an, ist ihm ja ein Fremdes. 2) Die Selbstlosigkeit des Individuums erreicht hier einen so hohen Gipfel, daß es seinen Genius nicht mehr in sich selbst, sondern in einem andern hat. 3) Der Allsinn tritt an die Stelle der einzelnen Sinne.

Dieser zweite und dritte Unterschied bedarf einer näheren Erläuterung. Der höchste Grad der Selbstlosigkeit des Individuums besteht darin, wenn das Individuum seinen Genius außer sich hat, wenn es Accidens einer andern Substanz wird. So beim Embryo, welcher durchaus durch das Leben der Mutter bestimmt ist, er stirbt, wenn sie stirbt, oder lebt nur

---

Einflüssen, in dem Gefühlsleben dagegen das Produkt tellurischer Einflüsse.

auf Stunden fort, er ist widerstandslos, indem er sich zu ihr nur verhält, wie Accidens zur Substanz, daher die Abhängigkeit in Bezug auf die Bildung des Leibes und der physischen Zustände, der Schreck der Mutter tödtet den Embryo, daher auch das Sich-Versehen, welches in den Fällen, wo es bloß Hemmungen der Bildung bewürkt, wie die Hasenscharte und die gespaltenen Klauen, ganz konstatirt ist; aber auch neue Bildungen nach derselben Analogie sind nicht zu läugnen, und am unzweifelhaftesten von Burdach nachgewiesen in der Thierwelt. In der Zeit des Ausbrütens der Eier ist das Junge schon so reif, daß es durch Ofenwärme ausgebrütet werden konnte, und dennoch zeigt sich der Einfluß der Mutter auf die Jungen so stark, daß, wenn die Hennen beim Ausbrüten scheu gemacht werden, sich dieses an den Jungen zu erkennen giebt. Wir haben schon gesehen, daß der Zustand des Schlafes ein Embryonenleben ist; beim Schlafwachen zeigt sich dieses nun in der Weise, daß der consensus des Individuums mit einem andern Individuum, in welchem es sein Leben hat, sich in einem solchen Grade ausbildet, daß das Leben des andern zum eigenen wird. So lebt nun die Somnambüle zunächst und vorzugsweise das Leben ihres Magnetiseurs, und dieser unmittelbare Lebenszusammenhang mit einem andern Individuum, so daß seine Welt die unsrige wird, führt den Namen magnetischer Rapport. Der Magnetiseur hat auf ihren physischen und psychischen Zustand eingewürkt, so daß dieser von ihm dependirt; am natürlichsten ist es also, daß von allen übrigen Beziehungen zur Außenwelt die Beziehung zu ihm vorwaltet; nächstdem die Beziehung auf die Angehörigen, auf theure Freunde, auf bedeutende, uns wichtige Individualitäten. Durch diesen consensus weiß dann die Somnambüle unmittelbar, was diejenigen erfahren, mit denen sie in Rapport steht; aber nicht nur dies, alles Wissen und Fühlen derselben wird ihr eigenes.

Sie verstehen Sprachen, die sie nicht gelernt haben, weil der Magnetiseur sie versteht, sie geben arzeneikundige Verordnungen, wie der Arzt sie geben würde. Da die bewußte Geistesherrschaft fehlt, so kommt in allen Erscheinungen des Somnambulismus Verworrenes, Unsinniges, Täuschung, ja Sünde vor. Regt sich die Neigung zur Eitelkeit, zum Betruge, so kann sie desto freier hier walten, wo der Mensch nicht ganz seiner Herr ist; sie ist von vielen Vertheidigern des Magnetismus anerkannt, sie spielt mitten in unsere Erscheinungen hinein. Zusammenhangslos, wie eigene Traumbilder, treten auch Vorstellungen des Magnetiseurs in die Somnambüle ein. Von dem vorkommenden Betruge sprechen auch übrigens gläubige Anhänger. *) Der Zustand des Rapports findet übrigens, wie schon vorher erwähnt, gar nicht bloß im Schlafwachen statt. Was wir vorher von dem consensus mit den kosmischen Verhältnissen und mit nahe befreundeten Menschen sagten, ist ja auch ein Rapport; er tritt am stärksten hervor in Bezug auf die anorganische Natur bei den Metallführern und Rhabdomanten, denen die Wünschelruthe als Konduktor dient, die Metalladern zu finden, oder auch verborgenes Wasser. Sehr merkwürdige Thatsachen dieser Art bei Passavant 2. A. S. 68. ff. Es zeigt sich der Rapport zwischen Gatten

---

*) Kieser, Tellurismus II. S. 241: „Im tellurischen Nachtleben liegt eine Neigung zum Betrug und zur Immoralität. Das den Somnambülen beherrschende Princip ist in der philosophischen Sprache das negative, in der Sprache der Physiologie das tellurische, in der Kunst das verwirrende, in der religiösen Sprache das teuflische, welches als Affe Gottes das göttliche Leben des wahren Menschen vertilgt. Wird daher nicht dies niedere Princip der Selbstsucht von der höheren Tag-Intelligenz des Magnetiseurs geleitet, so kann es in niederen Gelüsten sich offenbaren." S. 244: „Daher die häufige Neigung zum Betruge bei den Somnambülen, die auf niederem Grade als Neckhaftigkeit und Muthwillen erscheint." Davon sei mir erlaubt, ein Beispiel aus eigener Erfahrung beizubringen.

und Verwandten, die nicht sterben können, so lange der Verwandte nicht da ist. Man könnte auch vielleicht das Heimweh auf einen solchen unmittelbaren Rapport zurückführen, wenngleich hier der vermittelte Rapport wenigstens eben so stark mitwürkt. Rudolphi erzählt von einem Schuhmacher in Mailand, der in Krämpfen für Alles unerweck-lich, und nur durch Hammerschläge zu erwecken war, wiewohl auch dann immer wieder in Schlaf zurücksank, aber mit einem, von ihm geliebten, Mitgesellen in einem solchen Rapport stand, daß auch das leise Wort desselben ihn erweckte.

Was den Allsinn betrifft, von dem wir sprachen, so ist darunter der indifferenzirte Sinn zu verstehen, der sich noch nicht zu den einzelnen Sinnen ausgebildet hat, und als dessen Repräsentanten man vielleicht am ehesten den, nicht an ein bestimmtes Organ gebundenen, sondern überall an der Haut sich äußernden, Tastsinn verstehen könnte. Thiergattungen der niedrigsten Stufe nehmen sonst nur durch die Haut wahr. Wie sich im Embryonenleben die Sinne noch nicht differenzirt haben, so herrscht auch im Schlafwachen dieser Sinn vor; sein besonderes Organ der Wahrnehmung ist das Ganglien-system des Unterleibes, dessen Thätigkeit in diesem Zustande vorwaltet. An der Magengegend werden die Somnambülen am leichtesten inne, was man zu ihrer Kenntniß bringen will, sei es, daß man ein Buch dort vorhalte, sei es, daß man in dieser Gegend leise zu ihnen spreche; aber auch andere Theile des Leibes sind solcher Wahrnehmungen fähig gewesen. Ein Knabe, der unter der Behandlung von Kieser stand, bezeichnete die Karte, welche man ihm in den geöffneten Mund hielt, und sah oder — da die Wahrnehmung des differenzirten Sinnes des Sehens eigentlich nur vom Auge gebraucht werden kann — ward inne, was man ihm an die Nase hielt, oder an die Fußzehen.

Das Wahrnehmen, welches in diesem Zustande vorkommt, wird mit dem Namen des Hellsehens bezeichnet; man nimmt die Bezeichnung von dem Sinne des Sehens her, insofern dieses überhaupt der Sinn für die deutlichste Art der Wahrnehmung ist, und spricht von einem Hellsehen insofern vieles in diesem Zustande kund wird, was im gewöhnlichen Zustande verborgen bleibt; daß dieser Zustand vorzugsweise der Zustand der Divination seyn müsse, erhellt aus dem vorher Gesagten. Der consensus mit den kosmischen Verhältnissen, so wie mit geliebten Individuen, der sich bis zu einem Grade steigert, daß der Mensch sein Selbst außer sich hat, ist der Offenbarer des Abwesenden und Zukünftigen; alles jedoch, dessen der Mensch inne wird, scheint nur vereinzelter und natürlicher Art zu seyn. Religiöse neue Aufschlüsse und wissenschaftliche Entdeckungen sind aus solchem Zustande, wie es scheint, niemals hervorgegangen, denn dieses sind Angelegenheiten des seiner selbst mächtigen Geistes. Zwar haben fromme und geachtete Männer auch von Aufschlüssen religiöser und wissenschaftlicher Art gesprochen; es ist uns nach den Mittheilungen von Somnambülen eine Theorie der Geisterwelt, eine Geographie von Palästina, die Kenntniß der Ursprache und des Uralphabets mitgetheilt worden; Schreiber dieses bekennt indessen, daß er in demjenigen, was ihm hierüber aus den Mittheilungen Anderer bekannt geworden, so wie in den Erfahrungen, welche er selbst an der Seite von Somnambülen gemacht hat, welche dergleichen Aufschlüsse ertheilten, nur Träumereien gefunden hat, welche sich entweder gar nicht mit den sonstigen Resultaten der Wissenschaften vereinigen lassen oder sich als Reminiscenzen — und theilweise sehr verworrener Art — aus dem wachen Leben der Somnambülen oder auch aus dem Wissensvorrath des Magnetiseurs ausweisen. Es finden sich in solchen Mittheilungen die Terminologien bekannter Geisterseher und Theosophen, die entweder von der

Somnambüle im wachen Zustande in Erfahrung gebracht, oder durch den Rapport mit dem Magnetiseur angeeignet wurden.

Wie es ein Fernsehen in diesem Zustande giebt, so auch ein Fernwürken, ein magisches Würken. Wird in die Ferne empfunden, so kann, wenn der Gegenstand in passivem Verhältniß steht, auch durch den Willen auf denselben gewürkt werden. Wir rechnen nicht hieher die Fälle, wo der Magnetiseur aus der Ferne die Somnambüle durch seine Willensrichtung in Schlaf setzt, denn hier findet auf Seiten der Somnambüle nur die Fernempfindung statt, sie wird den Willen des Magnetiseurs inne und folgt. Dies ist alles immer noch ein passives Verhältniß. Aber es würde hieher gehören, wenn Sterbende, die sehr lebhaft an abwesende Verwandte denken, ihnen erscheinen. Von der Seherin von Prevorst werden an das Fabelhafte grenzende Beispiele solcher Fernwürkung erzählt. So unter anderen, daß sie ihre Messer und Löffel durch die Luft zu sich kommen ließ. Hier wird es nun sehr auf Sicherstellung der Thatsachen ankommen. In das Gebiet unwillkürlicher Fernwürkung würde gehören, was uns öfters erzählt wird, daß Gegenstände, die Sterbenden besonders theuer waren, gerade in dem Augenblicke ihres Todes afficirt wurden, die Uhr des Sterbenden steht still, ein Glas springt u. s. w. Sollte der magnetische Rapport nicht unmateriell zu denken seyn, sondern durch Ausströmen eines Nervenäthers, so möchte man sogar von einer Imprägnation der mit der Person in Berührung gewesenen Gegenstände sprechen. Wir werden später sehen, daß Apg. 19, 12. auf eine solche Vorstellung hinzudeuten scheint.

Der Zustand des Schlafwachens tritt in dem durchaus gesunden und kräftigen Körper wohl niemals ein, er wird begünstigt durch ein zartes und reizbares Nervensystem und

durch zurücktretende Reflexionsthätigkeit, findet sich daher bei weitem zum größten Theil bei dem weiblichen Geschlecht oder im Knabenalter, welches ja mit dem weiblichen Geschlechte noch größere Verwandtschaft hat. Das Weib ist körperlich zarter organisirt, dem Geiste nach mehr Phantasie, Gefühl und daher Leben nach innen, während bei dem Manne Intelligenz und Thatkraft nach außen. Am häufigsten tritt der magnetische Schlaf da ein, wo heftige, nervöse Affectionen vorwalten, bei krampfhaften und epileptischen Personen, auch in der Katalepsie und selbst innerhalb des Delirium sind hellsehende Momente vorgekommen, besonders aber da, wo der Magnetiseur durch seine bestimmte Thätigkeit einwürkt. Im Alterthume und noch jetzt bei asiatischen und amerikanischen Nationen werden ausdrückliche Mittel zur Nervenerregung angewandt. Aus der Bergspalte, über welcher die Pythia ihren Sitz hatte, drang eine Ausdünstung, welche Paroxismen herbeiführte; die Incubationen der Alten — wovon gleich nachher — wurden durch den Genuß gewisser Wurzeln befördert; die tunguſischen Schamanen rauchen narkotischen Taback, trinken die stärksten narkotischen Getränke, drehen sich wild im Kreise und gerathen so in einen Zustand, in welchem sie, was ganz unbezweifelt ist, die auffallendsten Aufschlüsse über entfernte und zukünftige Ereignisse geben, vergl. die ganz unbezweifelte höchst merkwürdige Thatsache, welche Horst in seiner Deuteroskopie aufgenommen hat. Frankf. 1830. 2 Bde. Die Thätigkeit des Magnetiseurs besteht in Manipulationen. Die Hand wird vorzüglich auf diejenigen Stellen gelegt, wo die Nerven vorzugsweise ihren Sitz haben, auf den Kopf, wo das nervöse Cerebralsystem, auf die Magengegend, wo das Gangliensystem sich befindet. Die Striche werden mit den Fingerspitzen oder der Handfläche entweder unmittelbar auf den Körper oder in einiger Entfernung gemacht, und zwar von oben nach unten, vom Gehirn nach den Extremitäten. Die nächste und fast regel-

mäßige Folge dieser Operation ist der Schlaf, aus dem sich öfters, aber nicht immer, das Hellsehen entwickelt. Wie der Schlaf täglich den Menschen rekreirt, so ist er häufig die Zeit der Krise der Krankheit und wird auch beim Magnetisiren ein Mittel der Restauration. So weit wir von der Einwürkung des Magnetisirens Beispiele haben, scheint ein heilender Einfluß vorzugsweise bei nervösen, bei Muskelkrankheiten und bei Krankheiten des gestörten Blutumlaufs statt zu finden. Die Art der Einwürkung des Magnetiseurs ist theils organisch, theils physisch. Der Geist des Menschen würkt ohne das Mittel der Sprache durch die festen Theile des Organismus hindurch, so daß sich in den Gesichtszügen der innere Mensch ausprägt, und namentlich durch das Auge die Seele spricht und herrscht. Beim Magnetisiren bedient sich der Geist eines geistigeren Mittels, der magnetischen Kraft, welche wir, wie die neuesten Untersuchungen je mehr und mehr lehren, als nahe verwandt mit der elektrischen anzusehen haben. Es entwickelt sich diese Kraft bei den angegebenen Manipulationen und gegenüber eine Receptivität, wie die angegebenen schwachen Nervenzustände sie voraussetzen. Ob jene Kraft materiell als eine Nervensubstanz aufzufassen sei, als ein Aether, darüber divergiren auch jetzt noch die Ansichten, und neuerdings hat auch Passavant sich für die Annahme der materiellen Ausströmungen entschieden. Die Empfindung des Magnetisirten glaubt allerdings ebenso wie bei der Elektricität ein materielles Einströmen wahrzunehmen. Wie dem auch sei — daß es in gewissem Sinne ein *σῶμα πνευματικόν* gebe, lehren ja auch die Imponderabilien — durch ein solches Medium von Aether oder Kraft würkt der Geist des Magnetiseurs.

Wir können nach den angegebenen Thatsachen darüber nicht mehr zweifelhaft seyn, daß wir den Zustand des magnetischen Hellsehens unter die Stufe des bewußten Lebens zu

setzen, ja daß wir ihn unter der Kategorie der krankhaften Zustände zu begreifen haben, wie er denn ja auch fast überall mit eigentlichen Krankheiten zusammenhängt. Auf das klarste ist dies schon von Plato ausgesprochen worden, wenn er im Timäus (ed. St. p. 71.) sagt: «Damit auch der unvernünftige Theil der Seele an der Wahrheit einigen Antheil habe, sei die Leber von Gott geschaffen und ihr die Manteia, die Weissagungsgabe, gegeben worden.» Daß jene Zustände und die in denselben eintretenden dem wachen Leben abgehenden Erkenntnisse, das Wissen und Würken über die Schranken des Raumes hinaus, den Eindruck höherer göttlichen Offenbarungen macht und zu allen Zeiten gemacht hat, ist ganz begreiflich, denn die Gewohnheit stumpft das Bewußseyn, daß das Walten Gottes allüberall ist, bei den gewöhnlichen Erscheinungen der Natur ab und nur das Außerordentliche erweckt es wieder, gleich wie der Mensch, der im gewöhnlichen Treiben des Lebens den Blick auf Gott verloren hatte, bei Ereignissen ganz außerordentlicher Freude oder Schmerzes ihn momentan wieder erhält. Diese Gefühle der Ehrfurcht vor dem gesammten Gebiete der erwähnten Erscheinungen müssen jedoch schon durch die Erfahrung gemindert werden, daß der Zustand fast immer ein krankhafter ist, daß Verworrenheiten, Albernheiten, ja Betrug eine so große Rolle dabei spielen, ferner aber auch dadurch, daß jene Erkenntnisse dem Menschen etwas Fremdes bleiben, indem dem Erwachenden die Erinnerung fehlt und namentlich wenn wir erwägen, daß, wie wir oben sagten, das Wissen des Entfernten oder des Zukünftigen sich immer nur auf zufällige Particularitäten bezieht, niemals die Enthüllung neuer religiöser Ansichten oder bedeutender wissenschaftlicher Aufschlüsse gewährt. Passavant hat eigentlich einen mittleren Standpunkt eingenommen. Er sagt: «Aus der Natur der menschlichen Seelenkräfte ergiebt sich,

daß es zwei Arten dieses unmittelbaren Wahrnehmens giebt, ein niederes, das der Natur des Instinkts entspricht, als Attribut der thierischen Seele und ein höheres, das in einer freieren Thätigkeit des Geistes besteht. Das instinktartige Fernfühlen und Vernehmen, das ja die Thiere in höherem Grade haben als der Mensch, ist offenbar ein niederes Vermögen als der reflektirende Verstand. Dagegen ist der lichte Geistesblick, mit welchem der geniale und begeisterte Denker, Dichter, Tonsetzer sein Werk plötzlich überblickt und durchschaut, ein gewiß über dem Verstande stehendes, höheres unmittelbares Erkennen.» Dem muß man nun allerdings beistimmen, und auch Strauß, welcher noch neuerlich in der Recension des Passavantschen Werkes in den Berliner Jahrbüchern die Ansicht dieses würdigen Arztes lächerlich zu machen versucht hat, wird insoweit seine Beistimmung nicht entziehen, allein er wird nur — und zwar mit Recht — entgegnen, daß eben dieser lichte Geistesblick auch gar nicht mit jenen andern Erscheinungen in dieselbe Kategorie zu setzen sei, insofern dieser Blick auf das allgemein Vernünftige, jenes Hellsehen dagegen auf partikulare Zufälligkeiten gehe. Allerdings — dennoch können wir die von Strauß und vielen Hegelianern vertretene Ansicht nicht zu der unsrigen machen, daß der Moment der Unmittelbarkeit von dem wahren Geistesleben schlechthin auszuschließen und der logische Begriff schlechthin die höchste und absolute Form des Erkennens sei. Tüchtige Denker, die aus der Hegelschen Schule hervorgegangen, wie Billroth, Göschel, Weiße, Conradi haben den Zustand einer höheren Unmittelbarkeit als das Endziel bezeichnet. Und wie sollte sich auch einer solchen Annahme entziehen können, für wen es nichts Gleichgültiges ist, daß ein Apostel gesagt hat: «Wir wandeln hier im Glauben — «und das Wissen tritt auf die Seite des Glaubens» (Göschel Aphorismen S. 139.) — und nicht im

Schauen.»? Ueberhaupt können wir nicht umhin zu glauben, daß die Ansicht über die Dignität des Begriffs sehr wesentlich mit dem Glauben oder Verwerfen der individuellen Unsterblichkeit zusammenhängt. Wir treten vollkommen der Ansicht bei, welche noch kürzlich Conradi in seinem Buche: Unsterblichkeit und ewiges Leben S. 144. ff. in Betreff dieser Frage ausspricht, daß jene intellektuelle Anschauung, welche Schelling an den Anfang der Philosophie setzte, an das Ende derselben zu setzen ist; «eine vermittelte Unmittelbarkeit,» bei welcher die Sache der vermittelten Momente in ihrer Diskretion als verschiedene doch wieder in einer höheren Einheit festgehalten werden. Ein solcher Zustand wird dann freilich nicht mit jenem unmittelbaren in dem Naturleben noch verflochtenen Wissen und Würken identificirt werden dürfen, insofern das Wissen und Würken Resultat des bei sich selbst seienden und sich aus sich selbst vermittelnden Geistes seyn wird und soll. Als identisch mit dem magnetischen Leben werden wir uns vielmehr nur den Urzustand der Menscheit mit seinem magischen Wissen und Würken zu denken haben.

Allein darum soll jenes Moment der Unmittelbarkeit des Wissens und Würkens bei jenem Endzustande nicht ausgeschlossen seyn, ebensowenig als die Gefühlsbestimmung des Individuums aufhören soll beim Eintreten des Wissens. Jener intuitive Lichtblick des Genius, welcher ein komplicirtes Naturgesetz oder Kunstprodukt auf einmal in seinem Wesen durchschaut, so daß die begriffliche Deduktion nur die Entfaltung der Momente dessen ist, was die Anschauung in Einem gab, soll auch am Ende die getrennten und unterschiedenen Momente wieder in Eines schauen. Jenes Wunderthun, welches durch die mit Gott völlig geeinte Energie des Willens unmittelbar der Natur gebot, soll des Processes inne werden, nach welchem die Natur diesem Willen ge-

horchte. Dies ist jene Magie des Wissens und Würkens, die wir uns am Ende denken. Kann man uns hiebei noch manche Fragen vorlegen, die wir nicht zu beantworten wissen, so werden wir nicht konfundirt, da wir von vorn herein über unser Wissen kein anderes Bekenntniß als das des Apostels 1 Kor. 13, 12. haben. Wie wollen wir über die Natur des Schauens mehr als Ahnungen aussprechen, so lange wir eben im Lande des Glaubens und nicht des Schauens wallen. *)

§. 2. Verhältniß der neutestamentlichen Wunder zu den Erscheinungen des Magnetismus und Somnambulismus.

Als die Erscheinungen des Magnetismus gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zuerst wieder durch Mesmer ins Leben gerufen wurden mit dem Anspruche, als ein Zweig der Heilkunde angesehen zu werden, erhob jenes Zeitalter, dessen Verstandesaufklärung am wenigsten so mysteriösen Thatsachen hold seyn konnte, laut seine Stimme dagegen, und da Wunderbares zu läugnen leichter ist als zu begreifen, so fanden sich viele, von denen der Mesmerianismus als ein betrügerisches, auf Gewinn berechnetes Gaukelspiel angesehen wurde — derselbe Standpunkt, von dem aus etwa ein Jahrhundert früher der gelehrte von Dale, Fontenelle und Andere die heidnischen Orakel beurtheilt hatten. Allein man ließ dabei den sonst gerade auf diesem Standpunkte so hoch geachteten consensus gentium unberücksichtigt. Fr. Aug. Wolf, der große Philologe, ist wohl der erste gewesen, welcher, wiewohl ganz im Interesse der Zeitrichtung, darauf aufmerksam machte, daß das Alterthum ganz dieselbigen Thatsachen von einem heilenden Schlafe, von Divinationen in demselben, von Selbstverordnungen der Kranken u. s. w. berichtet hat. Es ist eine ursprünglich in einer Hallischen gelehrten Gesellschaft gelesene

*) Auch Göschel hat sich über diesen Unterschied an den zwei Stellen der Aphorismen, wo er ihn berührt (S. 115. und 139.), sehr kurz ausgesprochen, kürzer als er bei seinem Endzwecke es durfte.

und nachher der aufklärenden Berliner Monatsschrift zugesendete Abhandlung, in welcher Wolf kritisch gesichtete, interessante Nachweise über die incubationes, ἐγκοιμήσεις, der Alten, d. i. die magnetischen Schlafzustände mitgetheilt hat. Spätere Vertheidiger und Verehrer des Somnambulismus haben von allen Seiten her ohne Gelehrsamkeit und ohne kritische Sichtung — der Aufsatz des großen Philologen scheint ihnen nicht einmal bekannt worden zu seyn — Beweise für die Behauptung zusammengestellt, daß der Somnambulismus unter allen Völkern und zu allen Zeiten vorhanden gewesen sei. Besonders stark ist in dieser Hinsicht Ennemoser in seiner «Geschichte des Magnetismus.» Es läßt sich von vorn herein von einer dem Glauben entfremdeten Zeit erwarten, daß, was die Schrift von Wundern und Prophezeihungen enthält, mit den Superstitionen der Völker der alten Welt in eine Linie gestellt werden würde; von Gutsmuth u. a. erschienen Abhandlungen, in denen geradezu die Heilungen Christi für magnetische erklärt wurden. Unter den neuesten Exegeten hat Olshausen am öftesten auf den Magnetismus Rücksicht genommen, ohne die biblischen Erscheinungen denen des Magnetismus gleich zu stellen, aber auch ohne eine bestimmte Grenze zu ziehen. Durch die Vermittelung des Glaubens an die außerodentlichen Würkungen der magnetischen Kraft hat Strauß, seinem 3ten Sendschreiben nach, sich bewegen lassen, in stärkerem Maaße den Wundern Christi eine Realität beizulegen, als er es in seinem «Leben Jesu» gethan hatte; Ullmann hatte Olshausen gegenüber von jedem solchen Vergleich abzustehen gerathen, Schneckenburger dagegen bemerklich gemacht, daß ja durch solche Vergleiche nur das Geschehensеyn solcher Fakte beglaubigt werden solle, ohne daß damit über die Gleichheit der Causalität und des Hergangs auf beiden Gebieten ein Urtheil ausgesprochen sei. Freilich ist es nun nicht dieses Ortes, das

Verhältniß der neutestamentlichen wunderbaren Erscheinungen zu den magnetischen einer ausführlichen Betrachtung zu unterwerfen, aber gänzlich entziehen können wir uns doch einer solchen nicht und zwar aus den oben S. 58 dargelegten Gründen. Eine gründliche Prüfung müßte auch auf die alttestamentliche Prophetie und prophetische Wunderthätigkeit Rücksicht nehmen, doch müssen wir an diesem Orte auf diese Untersuchung verzichten, nicht ohne das Bedauern auszusprechen, daß in den neuesten zwei Werken über Prophetismus von Knobel und Köster dem vorhandenen Bedürfnisse so wenig Genüge gethan ist. Sprechen wir also von den neutestamentlichen Wundern und von der neutestamentlichen Prophetie.

Die Wunderthätigkeit des Erlösers und der Apostel kann mit der des Magnetiseurs und auch mit der der Somnambüle — nämlich mit den Fernwürkungen derselben — zusammengehalten werden. Geschieht das letztere, so stellt sich sofort die specifische Differenz heraus, daß in dem einen Falle das bewußtlose Nachtleben, in dem andern das bewußte Tagesleben obwaltet; in dem einen Falle muß also der von den Naturbedingungen freie Geist gewürkt haben, in dem andern die unter den Bedingungen des natürlichen Lebens stehende Seele. Ungleich näher liegt der Vergleich mit dem Magnetiseur. Die Aehnlichkeit verschwindet allerdings ebenfalls, sobald wir uns nur an die äußere Erscheinung halten, denn von Manipulationen ist bei den neutestamentlichen Wundern nicht die Rede, dennoch bleibt ein dreifacher Berührungspunkt: der Gebrauch gewisser Medien von Seiten Christi und der Apostel, das Auflegen der Hand oder von Speichel oder auch nach Marc. 6, 13. der Gebrauch des Oels, zweitens die Intention des Willens, als das vornehmste Agens des Magnetiseurs, welche in den S. 72 erwähnten, allerdings isolirten, Fällen sich auch ohne alle äußere Berührung würksam erweist, drittens die

Bedingung der Receptivität von Seiten der Somnambüle, welche, nach Marci 6, 5. 6. zu schließen, auch bei Christi Heilungen nie gefehlt hat. Erwägen wir nun diese drei Analogien näher. Die zweite und dritte ist sogleich zuzugeben, wiewohl die dritte nicht, ohne zugleich einen wesentlichen Unterschied hervorzuheben. Die Heilungen Christi geschehen sowohl auf Seiten des Wunderthäters als auf Seiten der zu Heilenden durch den frommen Willen. «Ich thue allewege den Willen meines Vaters», «ich kann nichts thun, es zeige es mir denn der Vater,» sagt Christus in Bezug auf sein Thun, und «kannst du glauben?» ist die den Heilungen vorangehende Frage, welche übrigens nicht gerade immer im Wort zu geschehen braucht, denn s. Joh. 2, 25. Hiermit erweist sich, daß die Heilungsprocesse Christi geistiger, nicht magischer, d. i. zauberischer Art sind. Das Zaubern nämlich ist entweder ein unmittelbares Einwürken auf Andere, wobei von beiden Seiten der Wille nicht der eigentliche Faktor ist, wie wenn ein Zaubertrank dem, der davon nicht weiß, eingegeben wird, oder mit der von einem Dritten gestohlenen Zauberformel Wunder verrichtet werden, oder aber es ist eine Einwürkung, bei welcher der mit Gott nicht geeinte, selbstische Wille unmittelbar den Andern beherrschen und auf ihn influiren will, wie bei der Zauberei durch das Ansehen, dem sogenannten «bösen Auge». Wenden wir dies auf die magnetischen Heilungen an, so ergiebt sich, daß, wenn wir uns den Magnetiseur als einen Mann denken, welcher sich in seinem Würken als Organ Gottes weiß, der magnetische Heilungsproceß mit den Wunderheilungen Christi und der Apostel in diesem Betracht allerdings in Eine Linie gestellt werden kann, wiewohl dann doch auf Seite der zu Heilenden der Unterschied bleibt, daß die verlangte Receptivität bei den biblischen Wundern niemals eine andere als eine geistige ist, wogegen

bei der magnetischen Einwürkung eine bestimmte physische Disposition unerläßlich ist. Auch was den oberwähnten ersten Vergleichungspunkt betrifft, müssen wir eine Verwandtschaft zugeben. Wie der physischen vom Willen ausgehenden Kraft des Magnetiseurs in der Regel die von der Hand ausgehende Nervenkraft zum vermittelnden Organ dient, in einzelnen Fällen auch die erstere ohne die letztere würkt, so finden wir bei Christus und den Aposteln theils das leibliche Organ als Vermittler der geistigen Einwürkung, theils auch, namentlich bei den Fernwürkungen, die selbstständige geistige Kraft. — Wir dürfen nun aber nicht übergehen, daß drei Data uns aufbehalten sind, welche man sich versucht fühlen könnte, als der Magie angehörig anzusehen, wir meinen Luc. 8, 46. und Apostelg. 5, 15. 19, 11. 12. Die erstere Erzählung deutet, wie es scheint, auf die Annahme einer physischen, vom Wollen Christi unabhängigen Ausströmung der Heilkraft, wo nicht gar auf eine Imprägnation seines Gewandes von Heilkräften. Wenn — was freilich noch viel befremdender — Apostelg. 5, 15. sogar dem Schatten des Petrus eine Heilkraft beigelegt wird, so ist an dieser Stelle die Relation des Lukas allerdings so gefaßt, daß es frei steht, darin nur eine superstitiöse Ansicht des Volkes zu erblicken; das eigene Urtheil scheint jedoch Lukas in der Stelle Apg. K. 19, V. 11. 12. zu geben, nach welcher nicht nur ein athmosphärischer, heilkräftiger Einfluß, sondern eine Imprägnation der Kleidungsstücke des Paulus mit einer heilkräftigen Influenz anzunehmen ist, denn das «von seiner Haut» deutet doch auf einen physisch-sympathetischen Einfluß. Es hat, wenn wir aufrichtig seyn wollen, den Anschein, als werde eine Würkungsweise angedeutet, wie sie die römische Kirche bei den Reliquien annimmt und kann man nun auch solche Heilungen nicht von Seiten der zu Heilenden Zauberei nennen — denn der Glaube ist ja das medium — so doch von

Seiten des Wunderthäters, insofern der Geist, der Wille desselben mit dem Wunder des Glaubens nichts zu thun hat. Nicht anders scheint es sich in der Stelle Luc. 8, 46. zu verhalten. Wie ganz verschieden tritt dagegen der mit Gott geeinte Wille der Apostel in den sonstigen Wunderwerken derselben als Faktor hervor, wenn sie, nie sich, den Einzelnen, von Christo getrennten, die Kraft zuschreibend, mit dem Zuruf auftreten: «Jesus Christus macht dich gesund!» (Apg. 9, 34. 3, 6.). Wie so anders verhält es sich auch bei Christi eigenen Wunderwerken in andern Fällen. Wie werden wir nun das Abnorme, das in den erwähnten drei Stellen liegt, anzusehen haben? Wir versuchen diese Frage zu beantworten, ohne jedoch die Verpflichtung des Theologen anzuerkennen, für jedwede räthselhafte Erscheinung im Wunderbereich eine, jedwede Schwierigkeit beseitigende, Auskunft in Bereitschaft haben zu müssen, denn — Wunder sind eben Wunder. Sind die Berichte Luc. 8, 46. u. Apg. 19, 11. 12. als buchstäblich mit der historischen Thatsache übereinstimmend anzusehen, ohne daß die Ansicht des Berichterstatters, sei es auf die referirten Worte Christi, sei es auf die Darstellung der Sache, einen Einfluß ausgeübt hat, so leitet uns die Stelle Luc. 8, 46. auf die Annahme, daß zwischen dem kranken Organismus des gläubigen Jesum Berührenden und Jesu sich sofort ein Rapport bildete, welcher bei der Intention Christi, jedem gläubigen Hülfesuchenden Hülfe zu gewähren, sofort die Heilung herbeiführte; wohl lassen sich dann in Betreff des Wie noch manche Fragen aufwerfen, magisch aber würde man einen solchen Heilungsproceß nicht nennen können *). Sollte jedoch der

*) Den Ausdruck „ich fühle, daß eine Kraft von mir gegangen ist," hat man mit Luc. 5, 17. 6, 19. zu vergleichen und in keinem andern Sinne zu nehmen. Ob materielle Ausströmungen bei den Heilungen Jesu neben der physischen Einwürkung statt gefunden, müssen

historische Bericht die Thatsache nicht mit völliger Genauigkeit darstellen, so bieten sich mehrfache Hypothesen dar, von denen die annehmlichste, daß Jesus die Frau erblickt hat und nur, um ihre falsche Schaam zu beschämen, auf solche Weise sich nach ihr erkundigte. Ebenso sagen wir von Apg. 19, 11. 12.: Hat Lukas das Verhältniß zwischen Ursach und Würkung richtig aufgefaßt, so nöthigt diese Stelle zur Annahme eines physischen Rapports der apostolischen Wunderthäter mit den sie zunächst berührenden Objekten, in der Art wie S. 68. davon gesprochen wurde. Dürfen wir uns aber an die Vorstellung, welche der Geschichtschreiber von dem Kausalitätsverhältnisse hatte, nicht binden, so liegt es am nächsten, in diesem Falle wie Apg. 5, 15., keine objektive heilkräftige Einwürkung anzunehmen, sondern nur den subjektiven Faktor des Glaubens.

Wir sehen, daß die angegebenen drei Analogien doch nur bedingterweise zuzugeben sind. Will man indeß nichtsdestoweniger um ihretwillen Jesum einen Magnetiseur nennen, so mag man es thun, aber dann definire man auch den Magnetiseur richtig, man definire ihn als den in der Einheit mit Gott würkenden Menschen, welcher kraft dessen einen unmittelbar-heilkräftigen Einfluß auf den gläubigen Mitmenschen auszuüben vermag. So hatte jemand gesagt, der wunderthätige Jesus komme ihm wie eine männliche Fee vor, aber bei näherer Befragung, was denn eine Fee sei, die Fee als ein höheres wunderkräftiges Wesen definirt; so war denn nicht die Anwendung des Namens, sondern nur die Definition verfehlt. — Allein wir haben bisher die Wunderthätigkeit des Erlösers nur betrachtet, wie sie sich

---

wir billigerweise so lange dahingestellt seyn lassen, bis die Wissenschaft über das, was vor Augen ist, Gewißheit gegeben haben wird, nämlich über die Würkungsweise des Nervenagens, s. oben S. 73.

als Heilkraft äußert, und auch so nur im Allgemeinen, und haben gänzlich außer Acht gelassen, nicht nur, daß bei dem Herrn und seinen Jüngern die Heilkraft würkt, was niemals der Magnetismus gewürkt hat, z. B. die Heilung von Blindgebornen und Aussätzigen (vergl. oben S. 48.), daß also wenigstens ein bis jetzt unerreichter Gradunterschied zugegeben werden muß, sondern auch, daß es eine Kraft war, welche die Todten auferweckte und der Naturgebot. Nach diesen Seiten hin entgeht uns die Aehnlichkeit mit dem Magnetiseur völlig.

Nicht bloß in Bezug auf die Heilkraft wird die Parallele des Magnetismus mit den neutestamentlichen Thatsachen in Erwägung gezogen, sondern auch in Bezug auf die Prophetie des N. T.s., und hier ist es nicht der Magnetiseur, welcher die Parallele abgiebt, sondern die Somnambüle, wobei der specifische Unterschied beider Gebiete, des magnetischen und des biblischen, noch entschiedener hervortritt. Sowohl in materieller als in formeller Hinsicht läßt sich ein specifischer Unterschied nachweisen. Der hellsehende Prophetismus — falls es erlaubt ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen — richtet sich, wie oben gesagt wurde, durchgängig nur auf individuelle Partikularitäten; der alt- und neutestamentliche Prophetismus richtet sich zwar auch auf Partikularitäten, doch nur insofern sie von religiöser Bedeutung sind, wie z. B. die Voraussagung des Falles des Judas, der Verleugnung des Petrus, der Gefangenschaft des Heidenapostels in Jerusalem, vorzugsweise aber auf welthistorische Ereignisse, die unter den religiösen Gesichtspunkt fallen. Was die Form betrifft, so tritt die magnetische Prophetie nur unter physischen Bedingungen und bei aufgehobenem geistigem Bewußtseyn ein, bleibt auch, weil sie eben nicht dem bewußten Zustande angehört, nicht in der Erinnerung des Menschen, während die alttestamentliche und

christliche Prophetie frei von physischen Bedingungen bei wachem Bewußtseyn in das Geistesleben eintritt und insofern mit den Lichtblitzen des Genius auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete Verwandtschaft hat. Das Grundgesetz der biblischen Prophetie ist das von Paulus ausgesprochene: «die Geister der Propheten sind den Propheten unterthan» (1. Kor. 14, 32.).

Wie verhalten sich nun aber hiezu die vielfach erwähnten Gesichte, Visionen des N. T.? Sind diese nicht das Resultat von Zuständen, in denen das wache Bewußtseyn unterdrückt ist? Zuweilen treten sie ja auch in den Traum ein (Matth. 2, 13. Apg. 22, 17.), welches auf die Verwandtschaft des Zustandes mit dem Schlafwachen hindeutet. Ja das N. T. selbst sagt von Gesichten, die am Tage gesehen worden, sie seien ἐν ἐκστάσει, in der «Entzückung», wie Luther übersetzt, geschaut worden. Von Wirth ist daher auch ohne Bedenken Alles, was in dieses Gebiet gehört, als ein Zurückbleiben auf dem Standpunkte der Naturreligionen bezeichnet worden, Theorie des Magnetismus S. 19.: «Dies absolute Princip (Gott ist ein Geist), dessen die ersten Träger der christl. Offenbarung klar sich bewußt waren, bildeten nicht alle diese Organe nach allen Seiten gleich entschieden aus». Wir müssen von bestimmten Begriffen über das Wesen des Gesichts und der ἔκστασις ausgehn. Das Gesicht ist (vergl. S. 62.) eine zur Anschaulichkeit eines Bildes gewordene Empfindung, bei welcher die Seele kein Urtheil über das Verhältniß zu ihr selbst hat, welches sie als Erscheinung von der übrigen Objektivität nicht unterscheidet (so Rosenkranz Psychologie S. 124.). So ist denn das Gesicht eine innere Anschauungsform, mit der an und für sich weder über Wahrheit noch über Irrthum in Betreff des Geschauten oder Gehörten entschieden ist, und nur in dieser formellen Hinsicht, nicht in Be-

treff des Inhalts, vergleichen wir hier die biblischen Gesichte mit dem somnambulen Zustande. Die Entzückung ist, wie wir den Ausdruck im N. T. fassen, der erregte Zustand, wo der Mensch sinnliche Wahrnehmungen, optische, oder auch akustische (2 Kor. 12, 2.) macht, ohne dabei Inneres oder Aeußeres bestimmt unterscheiden zu können. Im A. T. ist dafür der Ausdruck gebraucht: «Gott thut das (innere) Auge auf», 2 Kg. 6, 17. 4 M. 22, 31. Das Wort ἔκστασις hat die LXX. 1 M. 2, 21. und 15, 12. für das hebräische תַּרְדֵּמָה sopor gebraucht, wie es scheint, um den Zustand der Entrückung von der sinnlichen Welt, der Vertiefung in die innere Welt, dadurch zu bezeichnen *). Ist die gegebene Erklärung richtig, so haben allerdings die Visionen insofern mit dem Schlafwachen Verwandtschaft, als bei ihnen während der Anschauung das reflektirende Urtheil fehlt, das innerlich Geschaute als Gegenstand der äußeren Realität genommen wird. Bei dieser Verwandtschaft ist jedoch der wesentliche Unterschied nicht zu übersehen, daß, nachdem das Gesicht gesehen, nicht nur die Erinnerung daran bleibt, sondern auch das Gesicht von der äußern Erfahrung unterschieden wird. Bei dem Gesichte 2 Kor. 12, 2 ff. ist Paulus zweifelhaft, ob, was er sah, in seinem Leibe oder außer ihm geschaut wurde, ob also der Himmel sich in ihn herabsenkte, oder er in den Himmel erhoben wurde, aber er stellt die ganze Erfahrung in die Kategorie der Gesichte (V. 1.). Noch merkwürdiger und deutlicher erweist sich unsere Behauptung aus der bewußten Unterscheidung, die Paulus zwischen der Erscheinung des Herrn auf dem Wege nach Damaskus macht und den Erscheinungen des Herrn im Gesichte. Der Herr

---

*) Die von Prof. Dähne aus Philo entlehnte Erklärung des Wortes in 1 M. 2, 21. ist wohl zu weit hergeholt. (Alexandr. Religionsphilosophie II. S. 19.).

erscheint ihm im Gesichte Apg. 22, 17. u. 2 Kor. 12, 2. auch Andern, wie dem Ananias, ist er im Gesichte erschienen Apg. 9, 10.; aber nur Paulus rühmt sich den Herrn gesehn zu haben und nur auf die eine Erscheinung auf dem Wege nach Damaskus beruft er sich (1 Kor. 15, 8.). — Wirth hat überhaupt nur den geringsten Theil der biblischen Stellen erwogen und auch da Verschiedenartiges untereinander gemischt.

Mit größerem Rechte kann man die in aller Beziehung auffallende Erscheinung des Zungenredens als einen dem Schlafwachen verwandten Zustand ansehen. Der Apostel betrachtet denselben als specifisch von der Prophetie verschieden (1 Kor. 14, 23—25.), ja er spricht ausdrücklich aus, daß, während bei der Prophetie der *νοῦς*, das reflektirende Bewußtseyn, thätig bleibt, beim Zungenreden das *πνεῦμα* d. i. der unmittelbare innere Sinn thätig ist (1 Kor. 14, 2—4. 14. 15.). Ob wir annehmen dürfen, daß dieser Zustand auch ohne Rückerinnerung gewesen sei? Auf das Gegentheil könnte man daraus schließen, daß doch ein großes Verlangen nach diesem Zustande obwaltete und daß Paulus selbst Gott dankt, daß er mehr hinein versetzt werde als andere. Unter allen Umständen ist höchst bemerkenswerth und zugleich für die Nüchternheit des Apostels ein so sprechender Beweis, daß er dieses Zungenreden im Verhältniß zur Gabe der Weissagung so gering anschlägt.

Wir sehen demnach, daß, wenn die magnetisch-somnambulistischen Erscheinungen im N. T. auch einige Anschließungspunkte haben, dennoch im Ganzen zwischen dem einen und dem andern Gebiet ein specifischer Unterschied zu setzen seyn wird. Die einzige Erscheinung, die ganz demselben anzugehören scheint, ist Bileam, der zu Boden fällt bei seinen Gesichten, mit geschlossenem Auge spricht u. s. w. Allein er ist ja auch kein ächter Prophet und Diener Gottes. —

§. 3. Katholische Wunder welche mit den Erscheinungen des Somnambulismus und Magnetismus Verwandtschaft haben.

Anders verhält es sich bei den wunderbaren Ereignissen und Würkungen, an welchen das katholische Mittelalter so reich ist; hier dürfen wir annehmen, daß die Masse der historisch konstatirten Thatsachen mit dem Somnambulismus Verwandtschaft hat und nur einzelne Ausnahmen vorkommen.

Bevor wir auch einzelne Wunderkreise einer detaillirten Prüfung unterwerfen, möchten wir historisch bestätigen, was S. 39. gesagt wurde, daß die Basis des Geisteslebens im Mittelalter, vermöge einer vorwiegenden nervösen Aufregung und Phantasiethätigkeit, das Auftreten außerordentlicher, mirakulöser Zustände begünstigte. Vieles ließe sich nun zum Belege hiefür anführen. Wir wollen indeß unsern Blick nur auf zweierlei Erscheinungen richten, auf die in der katholischen Kirche überhaupt und im Mittelalter insbesondere so über alle Vorstellung häufigen Visionen und auf jene seltsame Exuberanz nervöser Aufregung, die sich uns unter dem Namen der Tanzwuth darstellt.

1. Die Visionen in der katholischen Kirche.

Visionäre Erscheinungen bietet uns, wie wir sahen, auch das Neue Testament dar, doch in beschränktem Maaße und nicht ohne als solche von denen, die sie erfuhren, erkannt zu werden. In der katholischen Kirche werden sie so zahlreich, daß man kaum die Biographie eines frommen Menschen, gewiß keine eines Heiligen lesen kann, der nicht Visionen gehabt habe, auch vermißt man hier öfters eine bestimmte Scheidung zwischen visionären und reellen Erlebnissen. Die Vorliebe für dieselben hat allmählig zugenommen. Schon im dritten Jahrhunderte der Kirche ist sie stark, vorzüglich unter den Montanisten, namentlich bei Cyprian, wel-

cher sich indessen auch über Gegner, die ihn verlachen, zu beklagen hat. *) Es dürfte aber auch der Umstand, daß gerade die Montanisten der Kirche gegenüber sich vorzugsweise auf ihre Visionen und Ekstasen berufen, zeigen, daß diese Form des Geisteslebens in der Kirche seltner vorkam; was sich der Art häufig in den Martyrergeschichten findet, ist nur zum geringeren Theil zuverlässig. **) Ueberhaupt hat damals die Kirche dem Montanismus gegenüber die biblische Nüchternheit gewahrt. Denn das Vorkommen ganz eigentlicher Somnambülen und zwar gerade auch des weiblichen Geschlechts unter den Montanisten ist sehr wahrscheinlich. Ganz charakteristisch ist, was Tertullian de anima c. 9. sagt: est hodie soror apud nos revelationum charismata sortita, quas in ecclesia inter dominica solemnia per extasin in spiritu patitur, conversatur cum angelis, aliquando etiam cum domino, et videt et audit sacramenta (göttliche Geheimnisse) et quorundam corda dignoscit et medicinas desiderantibus subministrat. Weiter sagt Tertullian, daß diese Gesichte sich bei ihr an die beim Gottesdienste verlesenen Stellen anschlössen, daß sie indeß erst am Ende des Gottesdienstes die Mittheilungen an die Presbytern machte und daß diese sie untersuchten (ut probentur). Unter andern sage sie auch, daß ihr die Seele corporaliter erschienen sei et spiritus videbatur d. i. ein feines ätherisches Wesen. Man sieht aus dieser Stelle, daß jene Aussagen zwar nicht schlechthin als Offenbarung aufgenommen wurden, aber ekstatische Zustände wur-

---

*) Ep. 66. quamquam sciam somnia ridicula et visiones ineptas quibusdam videri etc.

**) Es beleuchtet diesen Gegenstand die sehr ausführliche Abhandlung des Schweizer Theologen Zimmermann in seinen opusculis t. I. p. 2.: de visionibus primorum christianorum, womit das kritische Urtheil von Clericus über Ruinard's acta martyrum in der bibliothèque choisie T. 26. zu vergleichen.

den doch von den Montanisten hochgehalten und gerade darin, daß sie die amentia als Kennzeichen der Prophetin betrachteten, wurde ihnen von der Kirche widersprochen (adv. Marc. 4, 22.). — Doch schon im fünften Jahrhundert finden sich visionäre und ekstatische Zustände weit verbreitet, namentlich bei den Einsiedlern und Mönchen, kaum Eine Lebensbeschreibung ist ohne dieselben. Wie das gesammte religiöse Empfinden und Denken bei frommen Seelen des Mittelalters in Bilder aufgehen und diese Bilder ihnen objektiv werden konnten, zeigen auf merkwürdige Weise die Schriften vieler Mystiker, wie unter Anderen die Schriften von Suso und Ruysbroch, während bei protestantischen Mystikern an die Stelle jener Visionen gewöhnlich der Glaube an innere Einsprache tritt.

Eine dem nüchternen, reflektirenden Geistesleben unserer Zeit höchst fremde und wundersame Erscheinung ist auch die gleichzeitig mit den Geißlergesellschaften auftretende Tanzwuth. Es sei vergönnt, auf dieses wunderbare psychologische Phänomen hier aufmerksam zu machen.

2. Die Tanzwuth.

Den Kennern der Kirchengeschichte ist bekannt, wie in den verschiedenen Perioden des Mittelalters ein allgemeiner Drang Hunderte und Tausende ergriff, unter schweren Bußgeißelungen die Länder zu durchziehen. Von dem ersten Schauspiele dieser Art im 13ten Jahrhundert macht ein Mönch von Padua folgende charakteristische Beschreibung: «Im Laufe jener Jahrhunderte, als viele Laster und Verbrechen Italien schändeten, überfiel plötzlich eine nie gehörte reuige Stimmung der Gemüther zuerst die Einwohner von Peruccia, dann die Römer, endlich fast alle Völker Italiens. Die Furcht Christi kam so sehr über sie, daß Edle und Unedle, Greise und Jünglinge, selbst Kinder von fünf Jahren, nackend bis auf die bedeckten Schaamtheile ohne Scheu tage-

weise im feierlichen Aufzuge durch die Stadt wallten. Jeder hatte eine Geißel aus ledernen Riemen in der Hand, womit sie sich unter Seufzen und Weinen heftig auf die Schultern schlugen, bis das Blut herabfloß. Unter Strömen von Thränen, als wenn sie mit leiblichen Augen das Leiden des Heilandes sähen, riefen sie in kläglicher Weise um Barmherzigkeit zu Gott, dem Herrn der Barmherzigkeit, und um Hülfe zur Mutter Gottes. — Nicht nur am Tage, auch des Nachts im strengsten Winter zogen sie mit brennenden Kerzen zu Hunderten, Tausenden, ja zu Zehntausenden, angeführt von Priestern mit Kreuzen und Fahnen, durch die Städte und nach den Kirchen und warfen sich in Demuth vor den Altären nieder.» In der größten Ausbreitung traten diese Geißler-Bußzüge in Folge jener furchtbaren, mit dem Namen der schwarzen Seuche belegten Krankheit auf, welche in der Mitte des 14ten Jahrhunderts Asien und Europa als ein furchtbarer Würgengel durchzog. «Die Geißeln der Kreuzbrüder in Westphalen — so erzählt uns ein Augenzeuge, Heinrich von Herford, aus jenen Zeiten — waren Stöcke, an denen drei Stränge, vorn mit großen Knoten, herabhingen. Durch die Knoten waren zwei eiserne Stacheln kreuzweis getrieben, so daß vier Spitzen etwas länger als ein Weizenkorn hervorstanden. Damit geißelten sie sich, daß ihr Körper grün und blau wurde und aufschwoll, und daß das Blut an ihnen herabfloß und an die nahen Wände gespritzt wurde. Zuweilen schlugen sie sich die eisernen Spitzen so fest in die Haut, daß sie mehr als einmal ziehen mußten, um sie herauszureißen.» Wenn schon in diesen Thatsachen eine Gefühlsaufregung erscheint, welche den meisten unserer Zeitgenossen unverständlich seyn dürfte, so tritt noch um Vieles seltsamer die andere Erscheinung uns entgegen, welche bald nach jener fürchterlichen Seuche sich in Deutschland und den Niederlanden den Augen der erstaunten Menge darbot. Schon

im Jahre 1374 sah man in Aachen Schaaren von Männern und Frauen aus Deutschland ankommen, die, Hand in Hand geschlagen, Kreise schlossen und ihrer Sinne nicht mächtig in wilder Raserei Stundenlang tanzten, bis sie erschöpft niederfielen. Dann klagten sie über große Beklemmung, und ächzten, als stände ihnen der Tod bevor, bis man ihnen den Unterleib zusammen schnürte, oder statt dessen durch Faustschläge und Fußtritte ihn zusammenpreßte. Während des Tanzes hörten und sahen sie nicht, einige aber schauten in der Verzückung den Himmel offen, den Thron und den Heiland und die Gottesmutter. Wo der Zustand vollkommen entwickelt war, begannen die Anfälle mit epileptischen Zuckungen. Die Behafteten fielen bewußtlos und schnaubend zu Boden; Schaum trat vor ihren Mund, dann sprangen sie auf und hoben ihren Tanz an mit unheimlichen Verzerrungen. Solche, die zufällig gegenwärtig waren, wurden davon ergriffen, so daß sie unwiderstehlich und in blinder Wuth mit hineingezogen wurden. An zweihundert Jahre erhielten sich die Beispiele dieser Tanzwuth, und auch das ferne Abyssinien hat, wie uns die neuern Nachrichten von Pearce gründlich darüber belehren, noch jetzt Beispiele davon. *)

Wiewohl die Geschichte über die Veranlassung dieser excentrischen Erscheinungen nichts berichtet, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß sie mit der durch die vorangegangene Seuche erzeugten Bußerschütterung zusammenhing. Von die-

---

*) Sowohl über die Geißler als über die Tanzwuth haben wir in neuerer Zeit aus den Quellen geschöpfte, lehrreiche Schriften erhalten: Förstemann, die christlichen Geißlergesellschaften 1828. Hecker, die Tanzwuth, eine Volkskrankheit im Mittelalter 1832. Der treffliche Arzt lieferte diese letztere Schrift als Fortsetzung der auf Veranlassung der Cholera herausgegebenen früheren: der schwarze Tod im 14ten Jahrhundert.

sem Gesichtspunkt aus ist sie erklärlich und steht auch nicht isolirt in der Geschichte. Bekannt ist die im Jahre 1760 in Cornwallis entstandene Sekte der Jumpers oder Springer, deren gottesdienstliche Uebungen von den wunderbarsten konvulsionären Geberden begleitet sind. Noch bis zu dieser Stunde ist in Amerika in den religiösen Zusammenkünften der Methodisten, die im Freien gehalten werden (camp-meetings), der unter dem Namen jerking bekannte Ausbruch entsetzlicher Krämpfe, welche den hysterischen Krämpfen der Frauen ähnlich sind, nichts Ungewöhnliches, und mehrfache Beispiele derselben Art kommen in der frühern Geschichte der englischen Methodisten vor. Auch ist der merkwürdige epidemische Lachreiz verwandt, welcher zum tiefen Schmerze des Stifters der Methodistengemeinde Johann Wesley's zu verschiedenen Zeiten in den gottesdienstlichen Versammlungen seiner Gemeinde ausbrach. Da meines Wissens diese Thatsachen unter uns noch nicht bekannt sind, so sei ganz in der Kürze ihrer gedacht. Wesley hat nämlich darüber in seinen, an psychologischen Phänomenen überhaupt reichen, Tagebüchern Nachricht gegeben, und es ist für den Mann bemerkenswerth, daß er für seine eigene Person sich auch bei so außerordentlichen Erscheinungen in seiner Gemeinde Weisheit und Besonnenheit zu erhalten gewußt hat. «Ich war — so schreibt Wesley (Works of Wesley T. II. S. 33. ff.) — am 9ten Mai 1740 erstaunt, als einige von uns ungewöhnlicherweise vom Satan so angefochten wurden, daß sie, obwohl zu ihrem eigenen Leidwesen, unwiderstehlich von einem Triebe zu lachen ergriffen wurden. Was sie mir darüber sagten, hätte ich kaum glauben können, wäre mir nicht vor 10 oder 12 Jahren dasselbe begegnet. Damals pflegte ich und mein Bruder einen Theil des Sonntags auf den Wiesen umherzugehen und geistliche Lieder zu singen. Als wir aber gerade eines Tages begonnen hatten, brach er in ein lautes Lachen

aus. Ich fragte ihn, ob er denn so zerstreut wäre und wurde ärgerlich, aber sogleich fing ich an so laut zu lachen als er. Wir beide vermochten nicht aufzuhören, ungeachtet unsere Anstrengung die äußerste war, sondern mußten uns, ohne weiter zu singen, nach Hause begeben.» Am 21sten Mai schreibt er dann ferner: «Des Abends kam ein solcher Geist des Lachens über uns, daß viele großen Anstoß nahmen, vorzüglich aber wurde die Aufmerksamkeit auf die arme K. gerichtet, von der wir alle wußten, daß sie sich nicht verstellte. Noch nie habe ich jemanden gesehen, der auf so schreckliche Weise vom bösen Feinde hin und her gerissen wurde. Bald lachte sie so laut, daß sie fast erstickte, bald brach sie in Fluchen und Gotteslästerungen aus, dann stampfte sie auf den Boden mit so ungeheurer Kraft, daß 4—5 Leute sie nicht halten konnten. Dann rief sie aus: O Ewigkeit, o Ewigkeit, o daß ich keine Seele hätte, o daß ich nie geboren wäre. Endlich rief sie mit schwacher Stimme Christum um Hülfe an und die Heftigkeit ihrer Krämpfe hörte auf. Wir waren nun alle überzeugt, daß diejenigen, über welche einmal jene Versuchung kam, ihr nicht widerstehen konnten. Nur E. B. und A. H. waren anderer Meinung und behaupteten, daß man durch festen Entschluß dem Lachtriebe widerstehen könne. Dies sagten sie noch Donnerstags, aber Freitags wurden sie noch ebenso plötzlich wie die andern ergriffen und lachten wider Willen fast ohne Aufhören. Fast zwei Tage lang dauerte dieser Zustand.» Noch manchmal kam dieser Zustand in den Gemeinden wieder zum Vorschein, und das eine Mal war auch Karl Wesley, der Bruder, nach einem langen Widerstande und vielfachem Kampfe unterlegen; nur Johann Wesley war stark genug gewesen zu widerstehen. Er fand in den konvulsivischen Bewegungen eine diabolische Erscheinung, ohne Zweifel vorzüglich deshalb, weil sie sich als Lachen äußerte. Es ist je-

doch dieser Lachkrampf ganz unter demselben Gesichtspunkte zu betrachten, wie die Tanzwuth oder die Paroxysmen der heidnischen Wahrsager. Wie die Empfindung des Leibes sich auf die Seele fortpflanzt, so drückt auch die Empfindung der Seele sich im Leibe aus. Die verleiblichte Affektion der Seele ist die Gebärde, über welche im gesunden Zustande der Wille Herr ist. Je weniger dagegen das reflektirende Bewußtseyn vorwaltet oder je größer die Reizbarkeit des nervösen Systems, desto mehr verliert der Wille die Herrschaft über die Muskelthätigkeit, desto mehr werden die Bewegungen eine unwillkührliche Symbolik der Seele. Wo wir uns unbewacht glauben, tritt stärkeres Geberdenspiel ein, ebenso bei plötzlichen Affektionen der Seele. Stellt sich der Nervösreizbare vor: wie wäre es, wenn du dies oder das thätest, so kann er der Versuchung nicht widerstehen, es würklich zu thun. Wir sehen aus der Ferne einen Menschen am Rande eines Abgrundes dahinschwanken; indem unsere Phantasie ihn beobachtet, bildet der Nervösreizbare unwillkührlich seine Bewegungen nach. Daher für reizbare Personen nichts Gefährlicheres, als der Besuch in Irrenhäusern. Jene geistigen Erschütterungen nun, welche die Empfindung der Buße hervorruft; sie sind ein Krampf, Zuckungen des Geistes, welche sich als solche auch am äußern Menschen darstellen: auch der Lachkrampf wird hieraus zu erklären seyn; denn wie die Thräne nicht bloß überfließt, wenn die Seele vom Schmerz, sondern auch wenn sie von Freude überwallt, so ist das krampfhafte Lachen nicht nur der Ausdruck der plötzlichen Erschütterung der Freude, sondern auch des Schreckens und der Verzweiflung. Die epidemische Würkung eines solchen Krampfes zeigt sich vielfach bei konvulsivischen Zuständen, wie namentlich bei der Epilepsie; besonnene Personen, welche Augenzeugen der krampfhaften Verzuckungen und Ausrufungen in den camp-meetings der amerikanischen Me-

thodisten waren, haben mich versichert, daß sie nur mit Anstrengung ähnliche Anwandelungen zu unterdrücken im Stande gewesen sind. So wird es denn nichts Auffallendes haben, daß, wenn einmal der Eine und der Andere die Herrschaft über sein Gebärdenspiel verloren hat, dieses sich epidemisch fortpflanzen und auch Andere mit unwiderstehlicher Gewalt ergreifen konnte.

Wir schreiten nunmehr zur Prüfung einzelner vornämlich berühmt gewordener katholischer Wunderkreise, welche mit den eben betrachteten Erscheinungen auf Einem Gebiete liegen. Und zwar wählen wir zu dieser Prüfung aus, was an Franciscus von Assisi geschehen, ferner die Wundenmale der Katharina von Emmerich, endlich die Wunder auf dem Grabe des Abbé Paris.

1) Franciscus von Assisi.

Wir sprechen hier von einem Heiligen, welcher in der katholischen Kirche nicht bloß dem Erlöser gleichgestellt, sondern selbst über denselben erhoben worden ist. Das im Jahr 1385 verfaßte und 1510 erschienene Buch des Bartholomäus de Pisis: liber conformitatum hat die Absicht, in einer vierzigfachen Vergleichung des Franciscus mit Christo zu zeigen, daß derselbe in allen Stücken seinem Erlöser ähnlich gemacht worden, wie z. B. durch alttestamentliche Weissagungen, durch die Wunder, die Kreuzigung u. s. w., ja in einigen Stücken wird das größere Wunder auf Seiten des Heiligen gefunden, wie wenn es heißt: es sei wunderbar, daß Christus bis an den dritten Tag seinen Leib unverwest erhalten, doch noch wunderbarer, daß die Wundenmaale des Franciscus zwei Jahre lang ohne Fäulniß geblieben u. s. w. Unzählig und unglaublich sind die von Franciscus berichteten Wunderthaten; er hat Todte erweckt, Wasser in Wein verwandelt, wilde Thiere sind ihm freundschaftlich begegnet, der Wolf hat ihm die Tatze gereicht, sein Lamm hat vor dem

Bayerische Staatsbibliothek München

Altar die Kniee gebeugt. Doch das gefeiertste aller Wunder ist die Stigmatisation des Heiligen, die Einprägung der fünf Wundenmale Christi in seinen Körper. Zwar erzählt die katholische Heiligenlegende auch von andern Stigmatisirten, — nicht weniger als zwei und dreißig werden aufgeführt, *) — insbesondere wurde von den Dominikanern die heilige Katharina von Siena mit ihren Wundenmalen dem Ordensstifter der Franciskaner gegenübergestellt; — allein die Bulle Sixtus IV. erkannte jene außerordentliche Auszeichnung allein dem Franciscus zu, seiner Stigmatisirung wurde von der Kirche ein besonderer Festtag eingeräumt, sie wird für vorzugsweise beglaubigt anerkannt.

Setzen wir vorläufig voraus, daß sich gegen die Authentie und Integrität der Urkunden, die jenes außerordentliche Mirakel berichten, kein gegründeter Zweifel erheben lasse, und erwägen wir, wie wohl bei Voraussetzung ihrer Zuverlässigkeit die Thatsache anzusehen seyn möchte.

Zufolge der gangbaren Annahme rührt der älteste Bericht, den wir über das Leben des Franciscus besitzen, von einem seiner Schüler her, von jenem Thomas von Celano, welcher auch für den Urheber der berühmten Sequenz dies irae gehalten wird; diese Biographie, unter dem Namen legenda antiqua bekannt, scheint wenige Jahre nach dem Tode des Heiligen (derselbe starb 1226) verfaßt zu seyn und findet sich in den Acta Sanctorum, Octobr. T. II. **) Den nächsten

---

*) Auch eine Beghine, Gertrudis in Delft, erregte durch ihre Wundenmale großes Aufsehen. Von ihr wird jedoch berichtet, daß sie, befürchtend, nicht demüthig genug zu bleiben, gebeten habe, diese Auszeichnung ihr wieder zu entziehen. S. Raynaldus, ad h. a. N. 79, S. 133.

**) Der fleißige Mohnike hat in seinen kirchenhistorischen Studien B. 1. H. 1. auf Veranlassung des dies irae eine Untersuchung über Thomas Celano, in welcher er irriger Weise S. 30. sagt, die legenda antiqua sei nicht gedruckt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Anspruch auf Gleichzeitigkeit und Glaubwürdigkeit hat die im Jahre 1246 verfaßte legenda trium sociorum, von drei Schülern des Heiligen verfaßt, welche eigentlich mehr einen Nachtrag zu den anderweitigen Nachrichten geben; die Verfasser der Acta Sanctor. theilen ihn als Anhang zu der Biographie des Celano mit. Den Inhalt dieser und einiger kleinerer Werke hat dann im Jahr 1260, also 34 Jahre nach dem Tode des Franciscus, der doctor seraphicus, Bonaventura, zu einer größeren Lebensbeschreibung verarbeitet, in welcher sich des Wunderbaren schon viel mehr findet, als in jenen unausgeführten Werken. Ein Auszug aus dem Werke des Bonaventura ist dann unter dem Namen der legenda minor weit verbreitet worden.

Vernehmen wir nun aus dem Munde des ältesten Biographen, des Thomas von Celano, die Kunde jenes merkwürdigsten Ereignisses aus dem Leben des Franciscus, der wunderbaren Bezeichnung desselben mit den Wunden seines Erlösers. Es heißt daselbst (Act. Sanct. l. l. S. 709.): «Während er sich in einer Einöde, welche von dem Orte, wo sie liegt, Aumna benannt wird, 2 Jahre vor seinem Tode befand, schaute er in einer göttlichen Vision über sich einen Mann wie einen Seraph mit sechs Flügeln, der mit ausgestreckten Händen und zusammengebundnen Füßen ans Kreuz geschlagen war; zwei Flügel erhoben sich über das Haupt, zwei breiteten sich zum Fliegen aus und zwei bedeckten den ganzen Körper. Es erfüllte dieser Anblick den Knecht Gottes mit der höchsten Freude; doch was diese Vision bedeuten wollte, wußte er nicht. Er freute sich über den herrlichen Anblick, daß er einen Seraph von so unvergleichlicher Schönheit schauen konnte; aber sein Zustand am Kreuz und die Bitterkeit des Leidens schreckten ihn. So stand er traurig und freudig zugleich auf und Freude und Trauer wechselten in ihm; bekümmert dachte er darüber nach, was diese Vision

bedeutete; um zu erfahren, was ihr Sinn sei, strengte er mit Bekümmerniß seinen Geist an. Während er nun vergebens nach dem Verständniß rang, und die Neuheit des Gesichts ihn tief bewegte: siehe, da fingen an Händen und Füßen auch bei ihm die Nägelmale sich zu zeigen an, die er bei jenem Manne über sich erblickt hatte. Seine Hände und seine Füße schienen mitten durchbohrt zu seyn, so daß der obere Theil der Nägel im Innern der Hände und auf der Oberfläche der Füße erschien und die Spitzen auf der entgegengesetzten Seite, denn jene Zeichen waren im Innern der Hände rund, nach außen hin länglich, und ein Stückchen Fleisch erschien, wie die Spitze der Nägel zurückgebogen, welches über dem übrigen Fleische hervorragte; so zeigten sich auch an den Füßen die Nägelmaale, und zwar über das übrige Fleisch erhaben; die rechte Seite offenbarte einen vernarbten Lanzenstich, der oftmals blutete, so daß der Rock öfters mit dem heiligen Blute besprengt wurde. O, wie wenige sind gewürdigt worden während des Lebens des Heiligen jene Seitenwunde zu schauen! selig Elias, welcher, während der Heilige lebte, beide Gattungen von Wunden schaute! noch seliger Rufinus, der sie mit eignen Händen berührte! Denn als einst dieser Bruder Rufinus seine Hand der Brust des Heiligen näherte, um sie zu reiben, gerieth die Hand, wie sonst öfters, auf die rechte Seite und er berührte jene köstliche Narbe. Bei dieser Berührung empfand der Heilige nicht geringen Schmerz, und die Hand zurückstoßend rief er aus: Der Herr möge seiner schonen, denn auf's sorgfältigste verbarg er dieses vor den draußen Stehenden, ja verhehlte es seinen nahen Freunden, so daß auch seine ergebensten Schüler lange Zeit nichts davon erfuhren.» —

So weit der Verehrer des großen Heiligen, mit dessen Berichte im wesentlichen die legenda trium sociorum und Bonaventura's Lebensbeschreibung übereinstimmen, der letztere ist

insbesondere auf Bestätigung durch Zeugen bedacht gewesen, wie wir weiter unten vernehmen werden. — Wir haben erklärt, daß wir vorläufig die Aechtheit dieser Dokumente anerkennen wollen. Diese vorausgesetzt hat die Kritik entweder bei den Berichterstattern die Möglichkeit einer — sei es absichtlicher, sei es unabsichtlicher — Täuschung nachzuweisen, oder, sollte sich dieses nicht thun lassen, das Faktische der Erzählung anzuerkennen, in welchem letztern Falle ihr dann aber der Versuch unbenommen bleibt, durch Nachweisung von Analogien das Außerordentliche der Thatsache dem uns bekannten Naturlaufe näher zu bringen. Untersuchen wir demnach zuvörderst, inwiefern das Zeugniß der Berichterstatter als ein nüchternes, über jedweden Verdacht nicht bloß absichtlicher, sondern auch unabsichtlicher Täuschung erhabenes angesehen werden könne. Wir haben an Ribadeneira, dem Lebensbeschreiber des Ignatius, einen im Ganzen nicht nur redlichen, sondern auch nüchternen und unbefangenen Beobachter kennen lernen: zwar ist die Möglichkeit einer Unredlichkeit bei Ordensschriftstellern schwerlich ganz auszuschließen, es liegen zu viele Beispiele vor, wie man durch schlechte Mittel den guten Zweck, ihren Orden in Aufnahme zu bringen, zu erreichen suchte, ja die Wundenmale der Katharina von Siena sind in der katholischen Kirche selbst für erdichtet gehalten worden; doch setzen wir bei den Biographen des Franciscus dieselbe Redlichkeit voraus, wie bei dem des Ignatius. Dagegen liegt der Verdacht unabsichtlicher Täuschung nicht fern. Den Charakter der Nüchternheit lassen uns die Biographen des Franciscus in hohem Grade vermissen. Schon was ihren Ton betrifft, so wird jene Beschreibung vielfach zu einem dichterisch hyperbolischen Panegyricus. «Bei seinem Grabe — ruft z. B. Celano aus — geschehen fortwährend neue Wunder und durch vielfache Fürbitte werden da für Seele und Körper herrliche Segnungen errungen; die Blinden sehen, die Tauben hören, die Lahmen

wandeln, der Stumme spricht, der Gelähmte springt, der Aussätzige wird rein, die Geschwulst schwindet — die verschiedensten Krankheiten werden geheilt, so daß der todte Körper die lebendigen Körper gesund macht, wie einst der lebendige die todten Seelen erweckte. Das hört und vernimmt der römische Hohepriester, das Haupt aller Priester, der Fürst aller Christen, der Herr der Welt, der Hirt der Kirche, der Gesalbte Gottes, der Stellvertreter Christi; er freut sich, er triumphirt und jubelt, da er in seiner Zeit die Kirche Christi durch neue Mysterien und alte Wunderwerke sich erneuen sieht» u. s. f. Wie stark ist der Unterschied zwischen den neutestamentlichen Wunderberichten und solchen panegyrischen Intonationen, wie wenig lassen die letzteren den nüchternen Berichterstatter erwarten! Wie ist ferner auch dasjenige, was diese Biographen berichten, mehrfach der Art, daß die Täuschung einer exaltirten Phantasie gar nicht abgeleugnet werden kann. Wir werden später die in verzerrten Zügen erscheinende Liebe des Heiligen zu den Thieren und überhaupt zur niederen Kreatur näher besprechen; hier können wir nicht übergehen, wie jene Biographen uns in seliger Begeisterung von den Predigten erzählen, welche der heilige Mann den Tauben und Krähen gehalten hat, und wie sie uns der frommen Theilnahme dieser gewiß nicht leicht zu gewinnenden Zuhörer versichern. «In die Nähe der Stadt Cevagna gekommen — heißt es — erblickt der fromme Vater einen großen Haufen Tauben und Krähen, da eilt er vermöge seiner Liebe auch zu den unvernünftigen Kreaturen auf dieselben zu, seine Gefährten zurücklassend; sie bleiben stille sitzen, er begrüßt sie und fängt an zu predigen: Liebe Brüder Vögel, ihr müßt immerfort euren Schöpfer loben und ihn lieben, der euch Flaumfedern gegeben hat zur Bekleidung und Schwungfedern zum Fliegen. Er hat euch ausgezeichnet vor allen

Kreaturen, indem er euch in euren heitern Luftraum versetzt hat u. s. w. Da fingen die Vöglein an ihren Hals auszustrecken, die Flügel auszubreiten, den Schnabel zu öffnen und ihn anzusehen. Darauf ging er hin und her unter ihnen, mit seinem Mantel sie berührend, gab ihnen den Segen, machte das Kreuzeszeichen und erlaubte ihnen, sich zu entfernen.» Weiter wird erzählt, wie er den Schwalben gepredigt: «Meine Schwestern Schwalben, seid doch stille, bis ich euch das Wort des Herrn verkündigt habe!» u. s. w. Auch bei dem Tode des frommen Vaters und nach demselben ist das Auge der Phantasie nicht wenig thätig. Als der Heilige stirbt, erblickt — wie Celano erzählt — ein zu seiner Zeit noch lebender Bruder die Seele desselben, wie sie über viele Wasser gen Himmel geht, einem Sterne vergleichbar; die Haut des Gestorbenen ist klarer, denn der Schnee, sie wird nicht hart. Die Glieder legen sich wie von selbst, die Nägelmaale offenbaren sich an Händen wie an Füßen, oder vielmehr — nach Celano's Ausdruck — nicht sowohl die Nägelmaale, als «die Nägel selbst, mit der Schwärze von neuem Eisen, und die rechte Seite ist von Blut geröthet.» Wie geschäftig die Produktivität der Phantasie gewesen, dafür spricht nicht minder das Anschwellen der Wundererzählungen, welches schon früh begann, und gewiß nicht bloß absichtliche Täuschung zum Grunde hat. Schon Bonaventura erklärt, daß er eben auch aus dem Grunde seine Lebensbeschreibung verfaßt habe, um falsche Nachrichten zu beseitigen, er hat des Mirakulosen mehr als seine Vorgänger, und bis zum Unsinn steigern sich die Uebertreibungen in dem speculum S. Francisci und in dem liber conformitatum. Freilich wird der gläubige Katholik mit Görres entgegnen: «Ohne Keimgestalt und ohne bildendes Gesetz keine Krystallisation, so auch ohne Wahrheit in der tiefsten Wurzel und ohne organisches Bildungsgesetz keine Sa-

ge.» *) Wo jedoch die späteren Berichte den früheren so gleichartig lauten, wo die Verschiedenheit nur auf einen geringen Gradunterschied hinauskommt, und wo so viele andere Umstände Täuschungen wahrscheinlich machen, wird es mißlich, jenen Kanon in Anwendung zu bringen. — Was endlich mehr als alles Andere den Zweifel zu erregen geeignet ist: wird nicht von den Berichterstattern selbst gesagt, daß so Wenige nur zur Lebenszeit des Franciscus Zeugen der ihm von Gott zuertheilten Auszeichnung geworden sind? Wie nun, wenn es sich mit deren Zeugenschaft verhält, wie mit dem Zeugniß jenes Einen, von Celano erwähnten, Begeisterten, welcher des frommen Vaters Seele gen Himmel schweben sah? Und doch hat dieses Eine Zeugniß sich soviel Glauben verschafft, daß bis zu dieser Stunde an dem Festtage des Heiligen sein Bild in den Kirchen Italiens während einer begeisterten Festpredigt zum Himmel fährt.

Dürfen wir jedoch die Aussagen der Berichterstatter, und namentlich des Bonaventura, als zuverlässig ansehen, so würden wir im Zweifel zu weit gehen, wenn wir die Thatsache der Wundenmale in eine bloße Augentäuschung verwandeln wollten. An dem Leichname sollen ja nämlich sehr Viele die Stigmata gesehen haben. «Plurimi fratres, sagt Bonaventura, §. 200., haben die signa gesehen, und dies mit dem Eide bekräftigt, auch einige Kardinäle, ja Papst Alexander IV. hat in meiner eigenen Gegenwart bezeugt, daß er sie mit seinen Augen erblickt. Bei seinem Tode haben

---

*) S. Görres in dem interessanten Aufsatze: „Der heilige Franciscus ein Troubadour," im Katholiken 1826. Was die Sage von der Befreundung des Heiligen mit den Thieren meldet, läßt Görres so weit gelten, daß z. B. ein Falke die Betstunde des Heiligen durch seinen Ruf im Voraus angekündigt, und bei dessen Uebelbefinden seine Stimme unterdrückt, und nur den Wolf, welcher dem Heiligen die Tatze freundlich reicht, verweist er in's Gebiet der Fabel.

mehr als funfzig Brüder sie geschaut, auch die gottergebene Jungfrau Clara mit ihren Schwestern und viele Laien.» Freilich erweckt gerade dieses Zeugniß insofern Verdacht, als man, nach Celano, während der Lebenszeit des Franciscus nur ganz wenige Augenzeugen voraussetzen kann. Immerhin wollen wir jedoch das Thatsächliche zugeben, und uns auf die billige Anforderung beschränken, uns zuzugestehen, daß, vermöge der erwähnten Umstände, wenigstens nicht die Details jener Berichte auf unbedingten Glauben Anspruch machen können.

Während nun dieses außerordentliche Ereigniß jedwedem jemals seit der Apostel Zeiten statt gefundenem Zeichen Trotz zu bieten scheint, lassen sich vielleicht dennoch Analogieen nachweisen, die es mit bekannteren Erscheinungen in Zusammenhang bringen. Es versetzt uns diese Frage auf anthropologisch-medicinisches Gebiet, und eine sichere Beantwortung derselben würde medicinische Kenntnisse voraussetzen, vor Allem aber eine medicinisch genaue Einsicht in die Beschaffenheit der Wundenmale. Bei allen andern Heiligen spricht die Legende nur von Wundenmalen, auch die Bilder des Franciscus stellen ihn nur mit den Malen dar: seltsamer Weise machen jedoch die alten Berichterstatter eine solche Beschreibung, als wären fleischerne Nägel gewachsen mit der Farbe frischen Eisens und mit umgebogenen Spitzen. Jedoch vermißt man in den Berichten die rechte Klarheit. Der Bericht der tres socii sagt: man habe die fleischernen Nägel gesehen et ferri quoque nigredinem. Celano sagt: «Non clavorum quidem puncturas, sed ipsos clavos in eis impositos ex ferri recenti nigredine»; dies giebt keinen Sinn; die Herausgeber vermuthen: et ferri recentis nigredinem. Noch unklarer wird von der Sache in einem Briefe des unmittelbaren Nachfolgers des Franciscus im Generalat der Minoriten von der Sache gesprochen (bei Wadding, ad

annum 1226, No. 45.). Hier heißt es: «Nam manus ejus et pedes, quasi puncturas clavorum habuerunt ex utraque parte confixas, reservantes cicatrices, et clavorum nigredinem ostendentes.» Hiernach wären auch Narben vorhanden gewesen. Bei dieser Unklarheit der Nachrichten läßt sich denn über das Detail nicht mit Zuverlässigkeit entscheiden. Für das Faktum aber, daß sich irgend eine, den Wundenmalen ähnliche, Erscheinung an dem Körper des Heiligen offenbart habe, läßt sich doch von anthropologischem Gebiete aus manches Analoge beibringen.

Wir gehen davon aus, daß Franciscus als ein Mann von größter Energie der Phantasie, und von einem höchst krankhaften Nervenzustande anzusehen ist, welches Letztere schon in Folge der vielen unnatürlichen Askesen anzunehmen wäre, die ihn auch, wie die Berichte sagen, in den letzten Jahren seines Lebens fortdauernden Krankheiten unterwarfen. Bei Katharina von Siena war der nervöse Zustand so gesteigert, daß sie zuweilen bei gewöhnlichen Gesprächen in einen Starrkrampf verfiel. Aus dem Leben des Franciscus wollen wir nur seiner schwärmerischen Begeisterung für die vernunftlose Kreatur gedenken; welchen ekstatischen Zustand setzen nicht bloß jene Thierpredigten voraus, sondern auch der wunderbare Verkehr mit den Naturmächten, den sein italiänischer Sonnenhymnus ausspricht, worin er die Sonne als den edlen Bruder, den Mond als die Schwester, die Erde als die Mutter jubelnd besingt. Es wurde oben S. 96. gezeigt, wie bei solchem Vorwalten der Phantasie und des nervösen Lebens über das nüchterne und gesunde Bewußtseyn die unwillkührliche Verleiblichung der Affekte außerordentliche Erscheinungen hervorruft, wie der Leib ein unwillkührlicher Spiegel dessen wird, was die Seele bewegt. Sollte es wohl undenkbar seyn, daß in einem so disponirten ekstatischen Menschen durch die fortgesetzte Fixirung auf das Kreuz Christi

in einem Momente, wo dieselbe vorzugsweise sich gesteigert, das Abbild dieser Vorstellung ihm körperlich aufgeprägt worden? Gerade von Franciscus berichten die tres socii, wie von frühe an das Kreuzesbild seiner Seele vorgeschwebt, wie er vom Kreuze aus schon früh Stimmen vernommen; die Stigmatisation selbst ist am Tage der Kreuzeserhöhung (den 14ten September) vor sich gegangen, und zwar, indem er in der Einsamkeit das Kreuz betrachtete; es hatte sich in jener seraphischen Vision vor seinem inneren Auge verkörpert. Es ist S. 96. auf Beispiele transitorischer Verleiblichung geistiger Affekte aus dem gewöhnlichen Leben verwiesen worden. Vernehmen wir einige ungewöhnlichere, bei denen auch zugleich Fernempfindung koincidirt und wo die Einwürkung wenigstens eine Zeitlang nachwürkte. Das Eine stehe hier aus dem Leben des zartesten aller Mystiker, des Heinrich Suso, welcher in der herzzerreißenden Beschreibung der Qualen, die er sich selbst auferlegte, erwähnt, wie er sich einst mit der Geißel so getroffen, daß eine Blutader sprang. «In derselben Zeit, fährt er Kap. 18. fort, und an derselben Stunde, da er sich selber also schlug, war eine heilige Jungfrau, die hieß Anna, die war in ihrem Gebete an einer andern Statt auf der Burg. Der war vor in einem Gesicht, daß sie hingeführt würde an die Statt, da er die Disciplin nahm. Da sie die harten Schläge ansah, das erbarmte sie so übel, daß sie hin zu ihm trat, und da er den Arm aufgehoben hatte und sich schlagen wollte, da unterging sie ihm den Schlag und der ward ihr auf ihren Arm, wie sie däuchte in dem Gesicht. Da sie nun zu sich selber wieder kam, da fand sie den Schlag mit schwarzen Blutmalen auf den Arm gezeichnet, als ob sie die Geißel getroffen hätte. Sie trug die kundlichen Merkzeichen mit großen Schmerzen viele Zeit.» In den Blättern von Prevorst (4te Sammlung S. 152.) wird erzählt: «Von einem glaubwürdigen Freunde

aus Moskau wurde dem Einsender Folgendes erzählt: Als die Franzosen im Russischen Kriege nach Moskau kamen, so begegneten ein Kosacke und ein Franzose einander in einer Sackgasse (ohne Ausgang) und kämpften mit einander. Ein dortiger Einwohner hatte sich in dieselbe Gasse geflüchtet und konnte nicht heraus, gerieth bei dem Anblick des Gefechts in tödtliche Angst, und als dieses vorbei war und er nach Hause kam, so befanden sich an seinen Armen und übrigem Körper dieselben Wunden, die der Kosacke dem Franzosen gegeben hatte, so daß er blutete und sich heilen lassen mußte». Eine ähnliche Erzählung theilt Dr. Pabst mit in seiner Schrift: ein Wort über die Ekstase, 1834. S. 19.: «Ganz ähnlich und nicht weniger merkwürdig ist das uns durch eine Autorität, die nicht die leiseste Regung eines Zweifels zuläßt, verbürgte Faktum, wo die Schwester eines jungen Mannes, der als Soldat zum Gassenlaufen verurtheilt war, im Augenblicke der Exekution — entfernt von ihm, zu Hause, in Mitte der Ihrigen — die Streiche, die den Bruder trafen, in einer Art von Verzückung wimmernd und ächzend mit empfand, bis sie ohnmächtig zusammenstürzte und zu Bette gebracht werden mußte, wo man denn entdeckte, daß ihr das Blut von dem wie aufgehauenen Rücken herabrann». Wir erinnern noch an die allbekannte, aber nicht minder merkwürdige Verleiblichung des Affektes des Schreckens durch plötzliches Weißwerden des Haars, und zwar nicht bloß vorübergehender, sondern permanenter Weise — eine Erfahrung, die nur um etwas seltner vorzukommen brauchte, als sie vorkommt, um für unglaublich erklärt zu werden. Doch am vollkommensten erscheinen solche Verleiblichungen, wie ebenfalls schon oben erwähnt, da, wo das Bewußtseyn des Menschen völlig latent ist, im Embryonenleben, in welchem, bei Thieren wie bei Menschen, die Affektionen der Mutter sich sofort im Körper des Kindes verleiblichen. Jemehr nun der

ekstatische Zustand mit dem des latenten Bewußtseyns im Embryonenleben Verwandtschaft haben kann, desto begreiflicher ist eine gleiche Abhängigkeit des Menschen von dem außer ihm befindlichen Objekt, in dem er sein Geniusleben hat, wie im vorliegenden Falle der Heilige in dem gekreuzigten Christus. Als eine geringere Potenz der Stigmatisation kann man ansehen, was von den Konvulsionären auf dem Grabe des Abbé Paris erzählt wird, daß in Folge lebhafter Vorstellungen der Kreuzigung des Erlösers, sich an Händen und Füßen rothe Flecke gezeigt haben. Auch ist diese unsere Ansicht von der Sache nicht bloß von unserm protestantischen Standpunkte ausgegangen, auch katholische Theologen und Philosophen haben dieselbe vorgetragen, wie noch neuerlich Pabst in der erwähnten Schrift: ein Wort über die Ekstase; aber noch mehr, schon dem dreizehnten Jahrhunderte ist diese Ansicht der Sache nicht fremd gewesen. Der bekannte Verfasser der goldnen Legende, Jacobus de Voragine, hat nämlich fünf Ursachen der Wundenmale des Franciscus von Assisi namhaft gemacht in seinen zwei Sermonen auf die Stigmata des Heiligen, und als die erste die glühende Phantasie aufgeführt; er sagt: «Welche Eindrücke die Phantasie verursachen kann, lehrt Hieronymus durch zwei Beispiele. Eine Frau gebar ein Mohrenkind, ihr Mann faßte Verdacht gegen sie, es zeigte sich indeß, daß es durch das Bild eines Mohren, den sie gesehen hatte, veranlaßt sei. Eine andere gebar ein seinen Aeltern völlig unähnliches Kind und es zeigte sich, daß ein entsprechendes Bild im Zimmer befindlich war. Ferner sagt der Philosoph (Aristoteles) in seinem Buche de animalibus, daß eine Henne einen Hahn besiegte, und ihr aus der Vorstellung dieses Siegs Kamm und Krallen eines Hahns hervorgewachsen seien. So stellte sich dem heiligen Franciscus im Gesicht ein gekreuzigter Seraph dar, und die Einbildung war so stark,

daß sie die Wunden des Leibes seinem Leibe aufdrückte.» Uebereinstimmend hiermit erklärt sich der in vielen Stücken aufgeklärt denkende Corn. Agrippa (gest. 1535) in seinem Buche de vanitate scientiarum l. l. c. 64.

Am Schlusse dieser Auseinandersetzung, welche von der Voraussetzung der Authentie der Berichte ausging, darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß die Authentie gerade des ältesten Berichtes, dessen von Celano, nicht so ganz außer Zweifel gestellt ist, als wir angenommen haben. Die ältesten litterar-historischen Nachrichten über das Leben des Franciscus verdanken wir dem gelehrten irländischen Minoriten Wadding (gest. 1657). Er ist jedoch, wie auch die Herausgeber der Acta Sanctorum gestehen, über das betreffende Werk und seinen Verfasser nicht im Klaren. Er spricht von einer kleinen Biographie des Celano, die derselbe zum Gebrauch des Chors ausgearbeitet auf Antrieb von Papst Gregor IX., und von einer großen, die er auf Antrieb des Ordensgenerals Crescentius und dessen Nachfolgers Johann von Parma geschrieben. Das vorhandene Werk, welches groß ist, müßte das letztere seyn. Nun schweigt aber dasselbe von der Translation des Heiligen, die im Jahre 1230 geschehn, scheint also vor diese Periode zu fallen; Johannes von Parma ist dagegen 1247 in das Amt gekommen. So stimmen also diese Data nicht. Ferner spricht Wadding von einer Lebensbeschreibung, deren Verfasser Johann von Ceperano, ein apostolischer Notar, der auch Thomas Ceperano genannt wird, und es waltet der starke Verdacht ob, daß dieser Name und Thomas Celano derselbe sei. Nimmt man nun noch dazu, wie in jenen Zeiten überhaupt Bücher leicht untergeschoben wurden; ferner, daß dieses Leben des Celano in mehreren verschiedenen Ausgaben existirt haben soll, so ergiebt sich, daß wir gerade auf die älteste Quelle nicht mit absoluter kritischer Sicherheit zurückgehen können.

Doch wie es sich auch mit der Stigmatisirung des Heiligen von Assisi verhalte, welche durch die große Zeitferne und unkritische Berichterstatter sich einer ganz genauen kritischen Beleuchtung zu entziehen scheint: ein andres Wunder derselben Art liegt uns näher, es ist in unserm eignen Vaterlande aufgetreten, es hat sich jedweder Prüfung erleuchteter Behörden und wahrheitsliebender Aerzte Preis gegeben: wir meinen die Wundenmale an der Person der Nonne von Dülmen. Auf dieses soll sich daher unsre Untersuchung hinwenden.

2) Katharina Emmerich.

Im Jahr 1824 starb in Dülmen (in Westphalen) die Nonne Katharina Emmerich, welche nicht nur durch zahlreiche Visionen, durch die magische Unterscheidungsgabe schädlicher und nützlicher Pflanzen, der Reliquiengebeine von andern Gebeinen, durch Prophezeiungen, durch Uebernahme der Krankheiten und Leidenschaften Anderer, durch den allersparsamsten Genuß von Nahrungsmitteln und vieles mehr dieser Art den Wunderheiligen des Mittelalters zur Seite getreten ist; sondern vorzüglich durch die im Jahre 1811 in einem ekstatischen Zustande erhaltenen Wundenmale des Herrn. Schon vor ihrem Eintritte in das Kloster, welcher 1802 erfolgte, hatte sie in einer tiefen Kontemplation den Heiland betrachtet, da erschien ihr derselbe als ein leuchtender Jüngling, einen Blumenkranz in der Linken, eine Dornenkrone in der Rechten zur Wahl ihr darbietend. Sie ergriff die letztere, drückte sie mit Inbrunst auf ihr Haupt, empfand, als sie zur Besinnung kam, einen heftigen Schmerz rings um das Haupt, und es stellte sich eine Blutung ein. In dem erwähnten Jahre 1811 empfing sie dann die doppelte Signatur des Kreuzes auf die Brust, nachher alle andern Wundenmale des Herrn, aus denen dann regelmäßig am Frei-

tage Blutungen erfolgten, und auch nachdem gegen Ende des Jahres 1819 die Blutungen seltner geworden und endlich ganz ausblieben, und die Wundrinden an Händen und Füßen abgefallen waren, erschienen bei der Hauterneuerung weißflimmernde Narben, welche am Charfreitage aufs Neue aufbrachen und bluteten. Dies der Bericht der Augenzeugen: die Heiligsprechung, welche die Freunde bei ihrem Tode sicher gehofft hatten, ist ausgeblieben. Die Hauptschrift über den Gegenstand, welche das Historische enthält, rührt von dem jahrelangen Beobachter der Wundernonne her, Clemens von Brentano: das bittere Leiden unsers Herrn nach den Betrachtungen der gottseligen Katharina Emmerich, Augustinerin des Klosters Agnetenberg zu Dülmen. 2. Aufl. 1834; womit zu verbinden Buchfelner: von der Glaubwürdigkeit der Offenbarung über das bittre Leiden unsers Herrn Jesu Christi der gottseligen Katharina Emmerich. München 1834. Analysen und Beurtheilungen erschienen hierauf von Steffens, Jahrb. für wissenschaftliche Kritik 1834. N. 19. 20.; mit Bezug auf diese Recension erschien die erwähnte Schrift: Ein Wort über die Ekstase von Joh. Heinr. Pabst, Cölln 1834. Eine eingehende Anzeige nebst bestätigender Erörterung aus dem magnetischen Gebiete lieferten hierauf die Blätter aus Prevorst in der 5ten Sammlung und nach ihnen der mit theilnehmender Hingebung geschriebene Aufsatz von Schmieder in der evang. Kirchenzeit. 1835. N. 23 — 25., worauf dann später ein zweiter mit vieler Einsicht in ähnliche Zustände geschriebener Aufsatz von der Hand eines Arztes folgte in N. 44 — 49. desselben Jahrgangs.

Das Thatsächliche der außerordentlichen Erscheinung kann wohl kaum in Zweifel gezogen werden; Hunderte von Personen sind Augenzeugen gewesen, darunter Männer wie Overberg, Sailer, Graf Stolberg; eine geistliche

Kommission von Münster, die Polizeibehörden und Aerzte haben an ihrem Lager Beobachtungen angestellt und nachher zum Theil öffentliche Zeugnisse abgelegt. So weit uns aus öffentlichen Berichten Kunde über die Sache zugegangen ist, berechtigt weder der Charakter der Person, noch ihrer Umgebungen zur Annahme einer absichtlichen Täuschung; auch würden sich aus einer solchen die berichteten Umstände nicht alle erklären lassen. Mit Vergnügen liest man darüber die Erzählung des Grafen Leopold Stolberg, welcher im Jahre 1818 in Begleitung seiner Gattin und mit Overberg bei der frommen Klosterjungfrau einige Tage zubrachte und dessen Bericht in der Mastiaux'schen Kirchenzeit. von 1821 mitgetheilt, auch in der Schrift von Buchfelner nochmals abgedruckt worden ist. Wir sind zwar überzeugt, daß die meisten Leser diesen wenig bekannt gewordenen Bericht mit großem Vergnügen in seiner Vollständigkeit lesen würden, indeß beschränken wir uns auf einen Auszug.

«Droste, Overberg und Druffel, als Arzt, reisten nach Dülmen. Ein dortiger Arzt, der seit vielen Jahren sie besucht, stimmte überein mit Druffel, daß die Erscheinung sich natürlicher Weise nicht erklären lasse. Ein Arzt des Ortes, der, ehe er sie gesehen, in einem Weinhause über sie gespottet hatte, war schon früher durch den Augenschein auf andere Gedanken über sie und über die Religion gekommen. Ein Arzt aus Duisburg, ein Protestant, kam sie zu sehen. An der Wirthstafel spottete er über sie, sah sie, untersuchte die Sache, und widerrief an der Wirthstafel, was er gesagt, und erklärte, daß es offenbar übernatürlich sey, was er an ihr gesehen, und sprach mit tiefer Rührung.»

«Sie leidet unaufhörlich an diesen Wunden, und hat oft sehr heftige Pein. Den ganzen Winter und Frühling bestand ihre Nahrung in einem Glase Wasser des Tags, und

dem Safte eines Stückchen Apfels, oder einer getrockneten Pflaume: gewöhnlich aus Wasser allein. Zur Zeit, da die Kirschen anfingen, sog sie zuweilen eine Kirsche aus. Alle andere Nahrung oder Getränke bricht sie gleich mit heftigen Schmerzen wieder aus. Wegen ihren Fußwunden kann sie weder stehen noch gehen, liegt immer zu Bette, und während dies gemacht wird, muß ihre Schwester sie auf den Schoos nehmen. Diese Schwester ist ein gutmüthiges, gemeines Mädchen. Der Commissair General de Police Msr. Garnier hat sie von Amtswegen besucht, ihre Wundmale gesehen, und bekannt, daß das Wunder sichtbar sei. Sie ist zehn Tage von Bürgern der Stadt, welche je zwei zwo Stunden sie im kleinen Zimmerchen bewachten, Nacht und Tag beobachtet worden. Während dieser Zeit hat sie keine Nahrung als Wasser zu sich genommen; Stuhlgang hat sie seit Anfang Februars nicht gehabt. Sie leidet auch an sehr großen Nachtschweißen, ist aber im höchsten Grade reinlich, im kleinen Zimmerchen ist nicht der mindeste Geruch. Dies hat nur einen Ausgang und liegt an der Straße, so daß man hinein sehen kann, also nichts im Zimmer vorgehen kann, was nicht könnte gesehen werden. Sich zu zeigen, ist ihr ein großes Leiden; sie unterwarf sich jener Bewachung in der Hoffnung, man werde sie nun in Ruhe lassen. Arbeiten kann sie nicht, weil die Hände immer leiden und die Muskeln zu anhaltender Bewegung zu geschwächt sind. Sie lebt von der kleinen Pension, welche den Nonnen des aufgehobenen Klosters noch bezahlt wird, und nimmt durchaus keine Geschenke an.»

«Nach heftigen Schmerzen fällt sie oft in eine Art von Ohnmacht, bei welcher die Augen fest geschlossen sind, und wie die Aerzte sagen, der Puls sehr leise, gleichwohl regelmäßig geht. Dann wird der Leib ganz starr, Muskeln und Flechsen aber — gegen die Natur gewöhnlicher Krämpfe —

sind ganz erschlafft. Dann liegt sie manchmal wie todt, hat manchmal Phantasien wie ein Fieberkranker, manchmal aber redet sie Wunderbares und Schönes. Die Aerzte behaupteten das Wunder der Sachen früher und lauter als die Geistlichen, weil jene nach sichern Regeln der Wissenschaft die daliegende Erscheinung zu beurtheilen evidente Angaben haben. Sie sagen, es sei unmöglich, solche Wunden in gleichem Zustande durch Kunst zu erhalten, da sie weder eitern, noch auch sich entzünden, noch auch heilen. Der Arzt, der seit acht Jahren sie gepflegt hat, hat einem andern jetzt diese Sorge überlassen, und das ist eben der, welcher, ehe er sie gesehen, über sie gespottet hatte. Es mußte der mögliche Verdacht gehoben werden, daß jener die Wunden unterhalte. Sie sagen, es sei natürlich nicht zu erklären, daß sie bei diesem an sich schon unbegreiflichen Fasten, und bei der unablässigen Pein, welche sie nie ganz verläßt, nicht verschmachte, nicht mager, nur etwas blaß und ihr Blick voll Leben des Geistes und der Liebe sei. Freitag früh pflegen die Dornenwunden der Stirn und des Hinterkopfs zu bluten, später am Vormittage die acht Wundmale an Händen und Füßen. Seit einiger Zeit hängt es nur von ihr ab, ob sie Besuche annehmen wolle. Diese sind ihr sehr lästig, und die meisten, manchmal auch solche, die von weitem kommen, werden abgewiesen. Nur durch Vorstellungen von einigen Geistlichen, oder vom Arzte, an welche sich Fremde zu melden pflegen, wird sie bewogen, Ausnahmen zu machen. Sie sagt, sie habe genug zu thun, Gott zu bitten, daß Er ihr in ihren beständigen Schmerzen die Geduld erhalte; es heiße Ihn versuchen, ihre Geduld durch Menschen, welche mehrentheils nur aus Neugier kommen, auf die Probe zu setzen. Wer nicht an Jesus Christus glaube, der werde ihrer Wundmale wegen nicht leicht gläubig werden. Es darf das nicht befremden, wenn man bedenkt, was es einer zarten, ver-

schämten Nonne müsse gewesen seyn, den Ueberlauf der oft unzarten, neugierigen Besucher zu ertragen.» —

«Overberg meldete uns bei ihr. Um neun Uhr Vormittags führte er uns zu ihr. Sie empfing uns mit herzlicher Freundlichkeit, und bald ward ihr so heimlich bei uns, daß sie die Hände unter dem Tuche hervornahm, unter dem sie selbe, außer den Augenblicken, da sie die Male zeigt, zu halten pflegt. Es war am Freitage. Die Dornenwunden hatten stark geblutet, und sie hatte unterwegen das Blut, so weit die Stirn mit einem Tuche bedeckt war, nicht abgewaschen. Sie nahm nun die Haube und das Tuch ab. Die Stirne und der Kopf waren wie von großen Dornen durchstochen, deutlich sah man die frischen, zum Theil noch mit feuchtem Blute erfüllten Wunden; und der ganze Kreis um den Kopf war beblutet. So natürlich hat kein Maler diese Dornenwunden gemalt. Sobald aber die Stelle abgewaschen wird, bleiben, nach Aussage aller, die es gesehen, nur hellrothe Pünktchen, wie Flohstiche. Es ist offenbar, daß, wenn jemand sich die Stirn oft durchstäche, sie nicht glatt bleiben, sondern Schwären und Narben bekommen würde. Die Seitenwunde liegt unter der vierten Ribbe, diese blutete nicht, hatte aber eine $2^1/_2$ Zoll lange dunkelrothe Blutrinde. Die Nägelmale haben auf dem Rücken der Hände und Füße ohngefähr die Größe von acht Linien im Durchschnitt; die Blutrinden auf dem Rücken der Hände und Füße sind viel stärker als auf den flachen Seiten. Ueberhaupt die Wunden an den Füßen größer als an den Händen. Sie fingen sogleich an zu bluten, wie wir an den Händen bemerkten, worauf sie uns auch die Füße zeigte; aus allen diesen Wunden drangen Tropfen unter der Rinde hervor. Manchesmal bluten alle diese Wunden viel stärker, dann wird sie sehr erleichtert. Das doppelte Kreuz auf der Brust blutet auch. Sobald das Blut abgewaschen

wird, zeigt sich nur ein dünner, hellrother Strich in derselben Form. Vorher fühlt sie heftiges Brennen. Unter diesem, welches sie so zu zeigen weiß, daß man nicht die Brüste, so wenig, wie bei Enthüllung der Seitenwunde sieht, ist ein kleines, breites, graues Kreuz, aus welchem zuweilen heißes Wasser quillt, welches wir nicht sahen. Das Kreuz aber ist immer sichtbar an der Magenhöhlung.»

«Diese Nonne, welche in der Kindheit Vieh gehütet und grobe Arbeit verrichtet hat, spricht mit zarter Stimme, und drückt sich über die Religion in edler Sprache, die sie nicht im Kloster lernen konnte, nicht nur mit Würde und Bescheidenheit, sondern mit erleuchtetem Geiste aus. Ihr geistvoller Blick, ihre heitere Freundlichkeit, ihre lichthelle Weisheit und ihre Liebe athmen aus allem, was sie sagt. Sie spricht leise, aber mit heller, reiner Stimme. Es ist nichts Ueberspanntes in ihren Aeußerungen, weil Liebe nichts von Ueberspannung weiß. Sie zeigt hin aufs Höchste, auf reine, in allen Handlungen, Worten, Empfindungen waltende Liebe zu Gott; und auf Duldsamkeit gegen alle, Liebe zu allen Menschen. «Wie glücklich», sagte sie zu Sophien, «sind wir, Jesus Christus zu kennen! Wie schwer ward es unsern Vätern, den Heiden, zu Gott zu gelangen!» Weit entfernt sich der äußern Zeichen der Begnadigung Gottes zu überheben, fühlt sie sich deren unwerth, und trägt mit demüthiger Besorgniß den Schatz des Himmels, im gebrechlichen, irdenen Gefäß. Wir sahen sie noch den Nachmittag wieder, jeder allein: Henriette und ich einige Minuten, Sophie aber eine Stunde. Die Gewißheit, daß sie unser, und auch Euer — von nun an täglich vor dem Antlitz dessen gedenkt, dessen Zeichen sie trägt, ist mir ein süßer Gedanke.»

Hier spricht der, wenn auch wahrheitsliebende, edle und hochbegabte, dennoch durch seine religiöse Richtung für

die Anerkennung des Wunders bereits prädisponirte Beobachter. Wir besitzen aber auch das ärztliche Zeugniß, und zwar eines Arztes, welcher von vorn herein geneigt erscheint, an eine zukünftige Aufhellung der, gegenwärtig der Kunst nicht verständlichen, Thatsache zu glauben, also eines Mannes, der nur als Arzt und nicht als Religiöser beobachtet hat. Einen ruhigen, rein mediciniſchen Bericht hat nämlich der Obermedicinalrath von Druffel in die Salzburger mediciniſche Zeitſchrift einrücken laſſen, Jahrg. 1814. Bd. I. S. 145; Bd. II. S. 17. Da vor Allem daran gelegen ſeyn muß, den Standpunkt des Beobachters zu kennen, ſo heben wir aus jenem Bericht, der, nach der Erklärung des Verfaſſers, nur Thatſachen, nicht Erklärungen geben ſoll, vornämlich dasjenige aus, was den Geſichtspunkt, aus dem die Kranke beobachtet worden iſt, charakteriſirt. Es wird indeß auch das ausgehobene Bruchſtück bereits dazu dienen Winke für den Erklärer an die Hand zu geben.

«Ungewöhnliche Erſcheinungen — ſo beginnt der Bericht — ſpannen die Aufmerkſamkeit des Naturforſchers. Der Scharfſinn ſtrebt, die Verkettung der Mittelglieder aufzufinden, der Verſtand ſieht Lücken ausgeglichen und es erweitert ſich die Sphäre der Erkenntniß. So ungefähr ſind die Einwürkungen der Geſtirne auf die Erde, auf den menſchlichen Körper erkannt; ſo meinen Einige, die Erſcheinungen im Nervenſyſtem können mit Galvanismus, mit thieriſchem Magnetismus zuſammengeſtellt werden. Pathologiſche Anatomie giebt von Erſcheinungen im Leben Aufſchluß, die den größten Aerzten ein Räthſel ſind; Boerhave ſtellte einſt ſo ein Räthſel in der Krankheitsgeſchichte des Admirals Waſſenaer auf *); man weiß jetzt, daß die Blauſucht, die Bruſtbräune mit einer klei-

*) Atrocis nec descripti prius morbi historia. Lugduni Batavorum 1723. 4.

nen Veränderung im Gefäßsysteme im Nexus stehen können u. s. w.»

«Die zu erzählenden Erscheinungen werden den Arzt besonders anziehen. Ist die Thatsache keinem Zweifel unterworfen, findet sich in dem Bekannten nichts Aufklärendes; so wird bei Vielen der Gedanke nicht unterdrückt werden: die Erscheinungen mögen wohl in Verhältnissen des Körpers nicht zu suchen seyn, sie werden auf Täuschung, auf Erkünstlung beruhen. Angenommen dieses, ist es tadelnswerth, selbst auf solches die Aufmerksamkeit rege zu machen? Wie weit sogenannte simulirte Krankheiten gehen, ist vielleicht noch nicht zur Klarheit erhoben: durchläuft man das Geschichtliche solcher Erscheinungen, so verwundert man sich über Einiges nicht weiter, und Einiges, als Fabel Angesehenes, muß wiederum nach dem Buchstaben genommen werden, so wie der Steinregen, wovon Livius erzählt; es fragt sich noch, ob die Lycanthropia der Alten, jener Causus des Aretäus *), worin der Kranke Wahrsager wird u. s. w., als Thatsachen gestrichen werden müssen? Aerzte begründen vielleicht einst den Satz, daß unter gewissen Bedingungen eine Aufforderung zur Bewirkung besonderer Erscheinungen am Körper rege wird, so wie Simulirtes von der Psyche zu den erniedrigenden, der Gewohnheit anheimfallenden Aeußerungen des Lebens gehört.»

«Anna Katharina Emmerich, Chorschwester des aufgehobenen Klosters Agnetenberg in Dülmen, 36 Jahre alt, war während ihres zehnjährigen Klosterlebens fast beständig krank, so daß sie oft mehrere Wochen bettlägerig war. Im Jahre 1802 erlitt die Kranke einen Halskatarrh, und 1803 ein gallichtes Wechselfieber, vergesellschaftet mit Leibesver-

*) Aretaeus Capad. de causis et signis morborum etc. ex editione H. Boerhaave. Lugduni Batavorum 1735. Fol. pag. 16 et pag. 160.

stopfung, Urinverhaltung, Krämpfen im Kopfe und Unterleib, entwickelt nach einem Verdrusse, gehoben durch Brech- und abführende Mittel, worauf man krampfstillende und stärkende Mittel folgen ließ. Es zögerte hierauf die Menstruation, welche mit Arzneien wieder hervorgerufen, doch gleich Anfangs sparsam und unordentlich erschien. 1804 erlitt die Kranke krampfhafte Beschwerden, Katarrh-Krankheiten, verlorene Eßlust, Verhaltung des Urins, des Stuhles. 1805 walteten in den ersten 6 Monaten Beschwerden von Würmern, Katarrhen, Rheumatismen ob; im Oktober äußerte sich nach Anstrengung beim Aufziehen der Wäsche eine Geschwulst in der linken Seite des Unterleibes, weßhalb 3 Monate im Bette zugebracht worden. 1806 war die Gesundheit wie 1804. Es herrschte außerdem Säure im Magen, es wurde saurer Stoff gebrochen. 1807 ereigneten sich Ohnmachten, Stuhl- und Urinverhaltung, Blutbrechen, Abgang des Blutes durch den Stuhl, Beschwerden, welche auf die seit 1803 unordentlich gewordene Menstruation bezogen wurden. 1808 stellte sich ein Brustfieber (d. i. ein Ergriffenseyn der Lungen bei Schmerzen, Husten, Fieber), dann periodisches Anschwellen des Unterleibes, gallichtes Erbrechen, Durchfall, Krämpfe ein. Von Menstruation hat sich seit dieser Zeit nichts weiter gezeigt. 1809 kam es zu öfteren Blutbrechen, mit Beklemmung, Schmerzen in der Brust und im Unterleibe, das Blut war dick und bräunlich von Farbe; wegen Schwäche stürzte die Kranke mehrmals zur Erde. 1810 dauerte ein im Anfange des Märzes angehobenes Nervenfieber 2 Monate; in dieser heftigen Krankheit, wo eine kalte Zelle die Krankenstube war, erschienen häufige Schweiße, Ohnmachten, Zuckungen. 1811 entwickelte sich, außer den gewöhnlichen rheumatischen Beschwerden, eine Augenentzündung. 1812 war die Kranke nur 2 Monate außer dem Bette, sie litt an Krämpfen und an Rheumatismen.

1813 wurden im Januar einige stärkende und krampfstillende Mittel noch versucht; da aber jetzt fast anhaltendes Erbrechen auf Arzneien, wie auf Nahrung erfolgte, so sind seitdem, außer zuweilen einige Tropfen Tinctura opii, keine Tropfen von Arzneien genommen worden.»

«Einer vollständigen Geschichte der verschiedenen Krankheiten läßt sich nicht entgegen sehen, da das Erwähnte nur Sache der Erinnerung ist. An sich mag dieses auch wohl gleichgültig seyn, weil sich Aehnliches alltäglich darbietet. Ueber Festsetzung der Quelle, woraus die meisten Beschwerden ihre Entwickelung genommen haben, über die Heilbarkeit derselben unter günstigen Umständen, wenn nicht irgendwo Desorganisation in der Mitte stehen sollte, würden Aerzte nicht lange verschiedener Meinung seyn. Angenommen darf werden, daß die Kranke jederzeit mit wirksamen Mitteln behandelt worden ist; denn Hr. Medicinal-Chirurgus Krauthausen, der die Kranke in den 10 Jahren behandelte, ist ein Mann von vieljähriger Erfahrung, der von dem Gange und der Heilart der gewöhnlichen Krankheiten sehr gut unterrichtet ist, der sich mit Wundarzneikunst und Geburtshülfe so rühmlich beschäftiget, daß die öffentliche Meinung sowohl, wie jene der Aerzte hiesiger Gegenden, ganz zu seinem Vortheil ist. Nur in so weit, wie das Vorhergegangene für die Folge in Erwägung gezogen werden muß, sei bemerkt, daß über die öfteren Katarrhe und Rheumatismen, über das Ergriffenseyn der Brust, in so weit Witterung, Jahreszeit, Lebensart dazu den Anlaß enthalten, hinweggesehen werden kann; daß die Krankheit im J. 1803 von bedeutender Folge seyn mochte, womit vielleicht die Geschwulst der linken Seite, indem eine schwache Visceralfunktion zurückbleiben konnte, die spätern Erscheinungen, wie beim morbus niger zusammen hingen, wenn nicht gar umgekehrt, eine besondere Bedingung im Körper war, wo-

von sowohl diese Erscheinungen, wie das Wechselfieber, die Krämpfe, die Menstrual-Unordnung die Folge waren. Auf jeden Fall deuten die erlittenen Beschwerden darauf hin, daß die Anna Katharina Emmerich eine schwache Körperbeschaffenheit habe. Unterm 25. März 1813 berichtete der Hr. Pfarrer und Dechant Stensing an die geistliche Behörde: daß Anna Katharina Emmerich seit einigen Monaten, wo sie zu Bette liege, weder Medicin noch andere Nahrung genieße, als kaltes Wasser, womit einige Tropfen Wein vermischt werden, seit 3, 4 Wochen nehme sie das Wasser ohne alle Zumischung, was sie sonst zu nehmen versuche, müsse sie durch Brechen zurückgeben, dabei schwitze sie sehr stark, so daß sie gemeiniglich des Abends wie durchs Wasser gezogen sei. Insgemein stelle sich des Abends eine Ohnmacht ein, während dieser Ohnmacht oder Ekstase sei sie steif wie ein Holzklotz, so daß der ganze Körper sich wie eine Stange auf die Seite lege, auf welche man mit der Hand ihren Kopf neigt; in diesem Zustande sei die Gesichtsfarbe blühend, und werde ihr sodann, selbst peinlicher Weise, der priesterliche Segen gegeben, so hebe sie sofort die Hand auf und bezeichne sich mit dem Kreuzzeichen; sie habe in solcher Ekstase ihrem Beichtvater, wie dem Pfarrer, Dinge entdeckt, welche sie nur aus höherer Eingebung wissen könne; was die Kranke noch am meisten auszeichne, bestehe in einem blutigen Kranz um den Kopf, in Wundmalen an Händen, Füßen, in der Seite und in 2 bis 3 Kreuzen auf der Brust; diese sowohl wie jene bluten oft, jedoch diese gewöhnlich am Mittwoch, jene am Freitag und zwar so stark, daß zuweilen dicke Tropfen herunterrollen. Diesem Berichte war ein Zeugniß von den Aerzten dieses Ortes, Hr. Krauthausen, Hr. Doktor Wesener, vom Pfarrer Hr. Stensing, vom Beichtvater Hr. Limberg, von einem französischen, bei der Kranken wohnenden Geistlichen, Hr. Jean

Martin Lambert beigelegt; durch dieses Zeugniß wurde der Inhalt des Schreibens vom Dechant bestätigt, und verschiedene Aussagen der Kranken beigefügt. In dem Berichte wird noch erwähnt, daß die Emmerich von Jugend auf sehr religiös gewesen sei, daß sie keine größern Gaben des Himmels kenne, als die der Ergebung in den göttlichen Willen, besonders in der Stunde der Trübsale, um dem gekreuzigten Erlöser ähnlich zu werden. Im Kloster sei die Emmerich für eine fromme Schwärmerin gehalten worden, weil sie gewöhnlich in der Woche mehrere Mal zur Kommunion ging, von der Seligkeit der Leidenden mit Enthusiasmus sprach, viel auf Nebenandachtsübungen hielt, mitunter auch ein Wörtchen von Visionen und Offenbarungen fallen ließ. »

«Um genauer das Faktum aufzunehmen, begab sich die geistliche Behörde verschiedene Male zur Emmerich; diese verschaffte mir Gelegenheit, die Emmerich öfter zu beobachten. Was sich am 28. März Nachmittags 5 Uhr darbot, ist folgendes: Die Gestalt der im Bette liegenden Emmerich verrieth Kränklichkeit, das Gesicht war blaß, der Körper schien mager zu seyn. Beim Hineintreten in's Zimmer fuhr sie wie aufgeschreckt zusammen, was sich zu wiederholen pflegt, wenn eine ihr unerwartete Person ins Zimmer tritt. Uebrigens zeigte sich in der Physiognomie kein Merkmal von Erwartung, Freude, Verwunderung. Wie der Emmerich bedeutet wurde, die geistliche Behörde wolle sich von ihrem Zustande überzeugen, war sie mit Allem zufrieden, sie ließ die Hände, die Füße, die Brust, die Seite ohne Sträuben sehen. Auf dem Rücken der Hände, der Füße, in der innern Fläche der Hände, unter den Fußsohlen zeigten sich Wunden; die Wunden auf dem Rücken der Hände und Füße schienen größer zu seyn, wie jene in der Fläche der Hand, unter den Fußsohlen; wieviel bei diesen Wunden von der Hautsubstanz verletzt seyn mochte, ließ sich mit freiem Auge nicht bestim-

men. Auf den Wunden lag eine Blutkruste, dünn wie Papier. Die den Wunden angrenzende Haut war von Blut gefleckt. Leise Berührung der Wunden soll schmerzhaft seyn; wahr ist es, bei jeder leisen Berührung der Wunde, selbst bei Bewegung des Mittelfingers zitterte der Arm. In der rechten Seite auf der vierten Rippe zeigte sich ein Mal in der Form eines Streifen, von der Breite einiger Linien, und ohngefähr von der Länge zweier Zolle. Es schien dieses keine Wunde zu seyn. Auf der Brust, oder vielmehr größtentheils auf dem Brustbein, war das Zeichen eines besonders geformten, gleichsam gedoppelten Kreuzes, bestehend aus einfachen, rothen, zusammenhängenden Strichen. Unter diesem Kreuze befand sich ein graulichter Fleck, in der Form und Größe eines auseinander gelegten Kleeblattes von vier Blättern. Aus diesem Fleck soll anfangs viel brennende Feuchtigkeit geflossen seyn.»

«Aeußerungen der Kranken waren: «Es sei sehr hart, dergleichen Untersuchungen sich unterwerfen zu müssen — sie wünsche nur in den Willen Gottes ergeben zu seyn.»

«Nach geendigter Beobachtung war meine Meinung diese: Man müsse von der Zeit mehrerer Aufklärung über die Beschaffenheit der Wunden, des Blutes und der Bewußtlosigkeit entgegensehen. Die Wunden schienen nicht erkünstelt zu seyn, es zeige sich dabei kein Eindruck von äußerer Einwürkung, nichts Gequetschtes, nichts Geritztes, nichts Geschnittenes, auch zeigte sich kein Merkmal weder von einem rothmachenden, aufätzenden Mittel, noch von Ansaugung durch Blutwürmer; im Benehmen, in der Physiognomie befinde sich weder Aufklärung noch Verdacht. Angenommen, man solle solche Wunden erkünsteln; so lange, wie ausgesagt werde, solche ohne Eiterung zu erhalten, würde ein schwer zu lösendes Problem seyn. Es stehe demnach zu vermuthen, die Erscheinungen müßten in besondern Verhältnissen des Kör-

pers begründet seyn, die besondere Individualität müsse also weiters beobachtet werden. Da die Kranke kein Aufsehen erregen wollte, weder mittelbar, noch unmittelbar irgend einen Gewinn von ihren Leiden bezog, und, mit einem Worte die Sache ausgedrückt, keine Spur einer Lügnerin und Betrügerin an sich trug, so hielt man es gegen die Liebe, irgend ein Zwangsmittel ohne Selbsteinwilligung zu unternehmen. Gewaltsame Entführung von ihrem Wohnorte, von ihrer Umgebung, gewaltsame Versuche mit irgend einem Nahrungsmittel, wenn dieses auch sonst als ein gelindes und sicheres angesehen werden sollte, hielt man für unerlaubt. Herr Krauthausen unternahm es, mit aller Sorgfalt die Kranke weiter zu beobachten, und nach Umständen behandeln zu wollen. Es wurde abgeredet, die Wunden mit kaltem Wasser rein zu waschen, und trocken zu verbinden, so, daß die Zehen und die Finger während acht Tagen keine freie Bewegung haben sollten. Aus den Beobachtungen des H. Krauthausen vom 1sten bis 7ten April ergiebt sich als Resultat: «Daß das Reinwaschen der Wunden an Händen und Füßen, auch der blutigen Stellen am Kopfe, mit größter Behutsamkeit am 1sten April unternommen, sehr schmerzhaft gewesen ist. In der Nacht vom 1sten bis 2ten hat die Kranke so geschwitzt, daß Hemd, Betttücher, Kissen durchnäßt waren; nach heftiger gewordenen Schmerzen hat der Kopf am 2ten Nachmittags so geblutet, daß das Blut bis auf die Brust getröpfelt ist. Auf dem Rücken der Hände und Füße ist das Blut durch die Binde gedrungen. Beim Abwaschen des Blutes am Kopfe zeigte sich, daß das Blut aus unzählbaren Punkten sich ergießt. Gegen Abend, beim Herausnehmen aus dem Bette, stellte sich eine Ohnmacht ein, welche drei Viertel Stunde andauerte, es waren hiebei nur die Halsmuskeln steif, die Gliedmaßen fühlten sich kalt an, der Pulsschlag war kaum merkbar, das Angesicht war roth, vorher

hatte sie stark geschwitzt. Am 3ten gegen Mittag war das Blut auf dem Rücken der rechten Hand und an beiden Füßen durch die Binden gedrungen, wie es schien, in einem noch stärkeren Grade, wie gestern. Gegen Abend, wie die Kranke auf dem Schooße einer Frau saß, stellte sich wieder ein bewußtloser Zustand ein; als die Kranke wieder ins Bett gelegt war, richtete sie sich schnell auf, fiel am Fuße ihres Bettes auf die Kniee, blieb mit stark in die Höhe gehobenen und ausgespannten Armen 20 Minuten, in welcher Zeit Kopf und Arme wegen Steifigkeit nicht gerückt werden konnten; küßte ein Muttergottes-Bild, am Vorhange des Bettes befestigt, zu zwei verschiedenen Malen, beugte sich dann, daß der Kopf fast bis auf die Kniee reichte, blieb so noch 6 Minuten, und warf sich auf den Rücken. Nach einer Viertelstunde kehrte die Besinnung wieder, sie gab auf Fragen gehörige Antworten, erklärte: sie wisse nicht, ob und was mit ihr vorgegangen sei. Am 4ten sind die Binden wegen einer besondern Aufforderung durch Hn. Krauthausen gelöst worden. Es zeigte sich, was noch nie bemerkt worden war, auf dem Rücken des linken und unter der Sohle des rechten Fußes Eiter, bei einigem Drucke kamen zwei Tropfen Eiter von guter Beschaffenheit, von weißer Farbe zum Vorschein. Damit die Wunden nicht wieder so stark ankleben möchten, wurden sie mit einem Pflaster bedeckt. Am 5ten Morgens waren die Binden an beiden Händen und Füßen vom Blute durchnäßt, die Kranke klagte über vergrößerte Schmerzen an diesen Theilen, wegen dieser Schmerzen wurden die Pflaster zurückgelassen, und wie die Wunden ausgewaschen waren, wieder mit trockener, reiner Leinwand verbunden. Es konnte keine Spur von Eiter bemerkt werden. Am 6ten Morgens war das Blut aus allen Wunden durch die Binden an Händen und Füßen gedrungen; die nach dem Abnehmen der Pflaster erträglicher gewordenen Schmerzen vermehrten sich ge-

gen Mittag, und das Bluten zeigte sich noch stärker an den Binden. Am Nachmittag schien das Bluten aufgehört zu haben, der Verband fühlte sich trocken-steif an. Die Schmerzen vergrößerten sich noch an Händen und Füßen, sie klagte über Brennen und Schmerzen in der Brust und am Kopfe. Wegen dieser Schmerzen und wegen Schwäche wurde die Kranke nicht aus dem Bette genommen. In der Nacht redete die Kranke irre. Am 7ten Morgens 7 Uhr fing das Kreuz und die Seite an zu bluten. »

Aus dem Schlusse der Abhandlung mögen auch die Worte hier eine Stelle finden: «Bei Erklärung der Erscheinung, worauf man hier vor der Hand absichtlich Verzicht leistet, würde das Verhältniß der Aussonderungen unter einander, die Thätigkeit der Lungenfunktion, welche, nach langen Unterredungen zu urtheilen, bis jetzt energisch zu seyn scheint, erwogen werden müssen. Es würde sich der Winterschlaf vieler Thiere, die Beobachtungen über das Hungern der Spinnen und der kaltblütigen Thiere, das Leben der Frösche in Marmorblöcken u. s. w. in Betrachtung nehmen lassen, sowie auch aus Abernethy's Versuchen hervorzugehen scheint, daß Thiere lange von Luft und Wasser leben können.»

Mußten wir uns begnügen, bei Franciscus von Assisi aus Mangel genauerer Nachrichten nur hypothetischerweise auf eine solche anthropologische und psychologische Disposition zu schließen, welche auch der Somnambulismus voraussetzt, so erwähnen die Beobachter der Nonne von Dülmen viele unzweideutige Anzeichen, daß wir es hier zum Theil mit somnambulistischen Zuständen zu thun haben. Ihrer physischen Disposition nach ist die Kranke im höchsten Grade nervös und fortgehend Anfällen des Starrkrampfes und anderen Affektionen unterworfen. Dazu kommt ein unregelmäßiger Blutumlauf und hysterische Leiden. Derjenige Berichterstatter, welcher sonst gern die Kräfte seiner Heiligen als übernatürliche

darstellen möchte, Brentano hat die merkwürdige Notiz aufbewahrt: «Es giebt nämlich, sagt er, in dem Vaterlande des Mädchens (in der Gegend von Cresfeld) hin und wieder sogenannte Gicker, d. h. Seher (Gucker), die Sterbefälle, Hochzeiten, Truppenzüge u. dgl. in Bildern vorausſehen, — also eine solche Anlage, wie sie in Schottland unter dem Namen des zweiten Gesichts epidemisch ist. Auch heißt es, sie habe von frühe an Niemandem bekannte Heilkräuter zusammengetragen. Es wird erzählt, daß sie zuweilen mit großer Mühe und Geschicklichkeit des Nachts ohne Licht Kleider für die Kinder armer Wöchnerinnen aus vielen Läppchen zusammengenäht, und am Morgen darüber sehr verwundert gewesen sey:» — mithin das bewußtlose Handeln, wie es bei den Nachtwandlern vorkommt u. s. w. Werden wir unter diesen Umständen bezweifeln können, daß diejenige Erklärungsweise der Stigmatisirung, welche wir beim heil. Franciscus anwendeten, auch hier eine Anwendung leide? Es kommt hier noch der nicht unmerkwürdige Umstand hinzu, daß das Kreuz auf der Brust genau die Gestalt des Kirchkreuzes von Dülmen hat. Was aber die Blutungen anlangt — nach Brentano sollen dergleichen immer nur bei weiblichen Heiligen vorgekommen seyn — so ist im höchsten Grade beachtungswerth, was jene ärztliche Beobachtung über die Unregelmäßigkeit der Menstruation und des Blutlaufs berichtet, — und so können wir denn nicht umhin, im Wesentlichen der erklärenden Darstellung der Sache zu folgen, welche der ärztliche Beobachter in der Evangelischen Kirchenzeitung gegeben hat. Indem wir seine Worte mittheilen, halten wir nur noch für nöthig, hinzuzusetzen, daß die etwas unzart ausgesprochenen Hindeutungen desselben auf Mitwürkung des Geschlechtstriebes, über welche sich katholische Schriftsteller mit Entrüstung haben vernehmen lassen, gewiß nur auf ganz unbewußte Einmischung des Naturtriebes bei der frommen Nonne hinweisen sollen.

«Es ist bekannt — sagt jener Beobachter — daß z. B. beim Alpdrücken (incubus) etwas Aehnliches vorkommt. — Diejenigen Personen, welche an solchen Zufällen leiden, sehen im halbwachen Zustande irgend ein Ungeheuer, einen Kobold, ein feuriges Roß, einen wilden, riesenhaften Mann u. s. w., langsam herbeischweben. Diese Gestalt setzt sich dann auf die Herzgrube, und preßt die Geängsteten so eng zusammen, daß sie kaum athmen und bei aller Anstrengung kein Glied regen können. — Nach überstandenem Anfall sieht man dann oft blaue Flecke (Sugillationen); Manche behaupten sogar, würkliche Abdrücke des Kobolds u. s. w. auf derselben Stelle, wo das Ungeheuer saß. Ich selbst kenne eine Person, welche behauptet, ein Geist, den sie an hellem Tage eine Strecke Weges habe tragen müssen, habe ihr die blauen Flecke auf dem Rücken eingedrückt, die sie später hin und wieder vertrauten Leuten zeigte. (Ich selbst habe sie nie sehen mögen.) Was nun die Sugillationen (örtliche Blutergießungen unter das Zellgewebe der Oberhaut) betrifft, die der Alp erregt, so kann ich mich auf bekannte Erfahrung berufen. — Hieraus folgt aber keineswegs, daß ein würkliches objektiv vorhandenes Ungeheuer diese Quetschungen erregt habe. Man kann getrost annehmen, daß die durch örtlichen Blutandrang erregte magische Phantasie zuerst einen Kobold als Ursache untergeschoben, und sodann nach ihrer magischen Kraft auch rückwürkend eine Blutergießung an der gedrückten Stelle bewürkt habe. *) — Daß dieses eine Täuschung der magischen Phantasie sei, daß man wenigstens zur Erklärung

*) Eine ähnliche (wenn auch nicht gleiche) Geschichte ist folgende: Ein Kranker behauptete: es sei ihm ein Engel erschienen, der ihm das Essen verboten habe. Nach seinem Tode öffnete man ihn, und fand einen durch Krebs zerstörten Magen. So kann die magische Phantasie physischen Ursachen eigenthümliche Bilder anreihen, und mit der wahren Ursache verwechseln.

dieser Thatsache keines Koboldes bedarf, dieses geht unter andern auch aus einer anderen Thatsache hervor. Jeder erfahrene Wundarzt weiß, daß die Amputirten, welche einen Arm oder ein Bein verloren haben, in den ersten Tagen nach der Operation fast immer heftige Schmerzen, nicht etwa an der Amputationswunde, sondern an dem amputirten Gliede empfinden, das vielleicht lange schon begraben ist. — Obschon von dieser Täuschung völlig überzeugt, sind sie doch nicht im Stande, dem Eigenwillen der nicht ekstatischen Phantasie zu gebieten, welche diese Schmerzen von der eigentlichen Wunde auf das imaginirte amputirte Glied unwiderstehlich überträgt. Es kann demnach schon die nicht magische Phantasie bei unterschwächtem Urtheil ähnliche Täuschung erzeugen. — Warum soll — so frage ich nun — die magische Phantasie einer ekstatischen Nonne (welche wahrscheinlich schon lange solchen schwärmerischen Gedanken nachgehangen hat) dem Blutlauf nicht willkührlich eine solche Richtung geben können, wie sie eben zu Erzeugung eines Mirakels an dem eigenen Leibe nöthig ist?»

«Eine andere, nur durch das öftere Vorkommen weniger auffallende Erscheinung irrender Naturkräfte ist folgende: Wir sehen, wie oft die Natur wundersame Gewächse (sogenannte Aftergewächse), Warzen, Balggeschwülste, Polypen u. s. w., ja sogar Hörner auf der Oberfläche der Haut erzeugt, und sie mit Nerven und Blutgefäßen versieht. Hier sehen wir also eine abnorme Richtung der reproduktiven Kraft, die neue abnorme Gewächse schafft. Warum wollen wir denn dieser magisch schöpferischen Kraft der ekstatischen Seele das Vermögen absprechen, daß sie nach demselben Gesetze selbstsüchtiger Verirrung auch örtliche Anschwellungen des Zellgewebes und sodann auch würkliche Blutungen erzeugen könne. — Ist dieses nicht um so leichter denkbar, wenn wir zugleich bemerken, daß dergleichen Blutungen nach des Verf.

Bericht schon öfter, aber immer nur bei weiblichen Heiligen vorgekommen sind? Ist diese Erscheinung bei dem weiblichen Geschlechte nicht doppelt leicht zu erklären, da es an sich selbst schon mehr überflüssiges Blut erzeugt, als es zur Selbsterhaltung nöthig braucht, folglich bei einer solchen Verirrung der Natur auch den gehörigen Stoff dazu liefern kann? — Muß diese Erklärung im vorliegenden Falle nicht noch mehr einleuchten, wenn wir bedenken, daß die Emmerich von der Natur wahrscheinlich mehr zu einer Kindermutter als zur Nonne bestimmt gewesen ist? Wird die Sache nicht immer klarer, wenn wir das Alter derselben (sie war eben 24 Jahr) berücksichtigen? Und was sollen wir vollends dazu sagen, daß ihr der Heiland nicht mehr wie in der Kindheit als Kind, sondern als ein leuchtender Jüngling erschien? — Hat man nicht volle Ursache anzunehmen, daß die erwähnte Ekstase mit einer vorhergegangenen heftigen physischen und seelischen Geschlechtserregung zusammenhing?»

«Ich meines Theils läugne also das erzählte Faktum des Blutens keineswegs ab. Auch spreche ich die Emmerich von aller wissentlichen Täuschung frei. — Ich glaube, daß sie von der Objektivität des «leuchtenden Jünglings» ebenso wie die Alpgedrückten von der Gegenwart eines Ungeheuers, überzeugt gewesen sei. Ich glaube aber nicht, daß ihr der Heiland erschienen ist. Den leuchtenden Jüngling halte ich für das Erzeugniß ihrer erotisch erregten weiblichen Natur, und die erfolgten Blutungen für Nachwürkungen des gereizten Nervensystems auf das Capillar-Blutgefäßsystem an den blutenden Stellen der äußeren Kopfbedeckung. Noch aber bleibt, wie ich wohl weiß, das periodisch Wiederkehrende dieser Blutungen unerklärt. Denn mit dieser ekstatischen Erregung wäre wohl die einmalige Blutkongestion nach dem Zellgewebe der Kopfhaut, und die einmalige Blu-

tung aus dem Haargefäßsystem derselben erklärt. — Wie aber verhält es sich mit den später wiederholten Blutungen, welche bekanntlich nicht in besonderen ekstatischen Erregungsperioden, sondern an bestimmten Tagen, später an bestimmten Festen, statt gefunden haben? Man höre weiter.»

«Alle nur einigermaßen erfahrene Aerzte wissen, daß gewisse Krankheiten, wenn sie einmal in ihrer vollen Kraft aufgetreten sind, eine gewisse Anlage zurücklassen, und daß die Rückfälle oft nur mit großer Mühe und Sorgfalt zu verhüten sind. — Wer weiß es z. B. nicht, daß ein geheilter Wechselfieberkranker nur über ein schmales Bächlein zu gehen braucht, um auf der Stelle wieder rückfällig zu werden? Wem ist es unbekannt, daß der bloße Anblick eines Fiebernden bei einem solchen Rekonvalescenten das Fieber wieder erwecken kann? Wie leicht Nervenkrankheiten, namentlich Krämpfe, Rückfälle machen, und welche geringfügige Ursachen sie oft erwecken können, ist leider nur zu sehr bekannt. Aus dem Allen geht hervor, daß der erste bestimmte Ausbruch einer Krankheit die Anlage vermehre, und daß späterhin weit geringere Ursachen die Krankheit wieder erwecken können, als diejenigen gewesen sind, welche sie zuerst in's Daseyn riefen. Doch noch mehr. Diese Anlage zu abnormer Lebensthätigkeit, welche einmal mit besonderer Gewalt in den Organismus eingegriffen hat, offenbart sich ganz besonders bei gewissen Geschlechtsverrichtungen des menschlichen Leibes. — Welchem Arzte wären die seltsamen Wege unbekannt, welche die Natur oft bei Anomalien des Menstruationsgeschäfts einzuschlagen pflegt? — Ist einmal auf irgend eine Weise der normale Kreislauf erschüttert und gestört — wie lange kehren dann oft die seltsamsten Blutungen aus ganz entlegenen Organen wieder? — Wer hätte als Arzt z. B. nichts von einer regelmäßigen Blutung aus dem Daumen, oder aus den

Bruſtwarzen, aus den Augen gehört, oder wohl auch ſelbſt dergleichen geſehen?»

Wir brechen hier ab, indem wir denjenigen, welcher den Gegenſtand weiter zu verfolgen wünſcht, auf die erwähnte Abhandlung verweiſen.

3. Die Wunder auf dem Grabe des Abbé Paris.

Nach der ausführlichen Erörterung, welche wir der Geſchichte der zwei ſo berühmt gewordenen ſtigmatiſirten Heiligen der römiſchen Kirche gewidmet haben, bleibt uns nur noch ein geringerer Raum übrig für die Erwägung eines Wunderkreiſes, welcher vorzüglich durch die ſorgfältig ausgearbeiteten Dokumente, auf die er ſich berufen kann, die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Zwar kann das Recht hier von demſelben zu ſprechen ſtreitig gemacht werden, inſofern, wenn wir unſere Aufgabe, die Wunder der römiſchen Kirche zu beleuchten, in aller Strenge faſſen, die janſeniſtiſchen außer den Kreis unſerer Betrachtung fallen würden, da ſie von den Häuptern der katholiſchen Kirche Frankreichs nicht anerkannt worden. Deſſenungeachtet iſt es uns nicht erlaubt, ſie außer Acht zu laſſen. Einmal iſt es einzig und allein jeſuitiſches Parteiintereſſe geweſen, welches dieſe Erſcheinungen von dem Kreiſe der übrigen katholiſchen Mirakel ausſchloß; ſodann fordern ſie gerade durch den Umſtand, daß ſie genauere Dokumente für ſich aufweiſen können, als vielleicht irgend ein Wunderkreis im ganzen Umfange der Geſchichte, beſonders zur Prüfung auf. Faſt könnte man ſagen — wiewohl der Verfolg zeigen wird, daß dies doch nicht ganz richtig ſeyn würde — daß, was die kühnſte Zweifelſucht von Zeugniſſen zur Beglaubigung von Wunderwerken heiſchen kann, hier geleiſtet ſei. Ein Herr von Montgeron, Mitglied des Parlaments, alſo ein hochſtehender gebildeter Mann, der damals in Paris weit verbreiteten Freigeiſterei und einem ſittenloſen

Wandel ergeben, wird auf dem Medardus-Kirchhofe in Paris an dem Grabe des Abbé Paris, wohin er sich begeben, um den vermeintlichen Betrug der dort geschehenden Mirakel aufzudecken, durch den Anblick der tiefen Andacht der dort Betenden so tief erschüttert, daß er eben auf diesem Grabe des Paris Buße thut und von der Wahrheit der Wunderwerke überzeugt wird. Der König von Frankreich ist durch die Gegner der Jansenisten überredet worden, daß jene Wunderwerke auf bloßem Betruge beruhen; Herr von Montgeron verfaßte im Jahre 1737 ein Werk in drei Quartbänden, worin er die gerichtlichen Zeugnisse unzähliger Personen aller Stände, insonderheit auch von Chirurgen und Aerzten, für die wunderbaren Heilungen beibringt und namentlich acht Fälle dieser Art in der detaillirtesten Darstellung vorlegt und zu beweisen sucht; er dedicirt diese Schrift dem Könige und erduldet unerschrocken in Folge dessen zunächst den Verlust seiner Würde, sodann auch den seiner Freiheit. «Hier sind doch Wunder — ruft Hume aus — die weit mehr und weit stärkere Beweise, als die christlichen, für sich haben! Wenn diese im Zeitalter der Barbarei geschehen sind, so jene in Paris, dem Mittelpunkte der Bildung; wenn jene von Leuten aus dem Pöbel bezeugt, so diese von einem hochgebildeten Staatsmanne; wenn von jenen unsichere sagenhafte Berichte, so hier gerichtlich dokumentirte Certifikate» u. s. w. Vielfach haben auf diese Weise die jansenistischen Wunder dazu dienen müssen, das Gewicht des christlichen Wunderbeweises zu paralysiren, und auch Schreiber dieses erinnert sich des tiefen Eindrucks, den es auf ihn machte, als sein verewigter Lehrer Manso in der Religionsstunde der ersten Klasse, nachdem von den neutestamentlichen Wundern gesprochen worden war, aus dem Montgeron'schen Werke die Dokumente mehrerer jansenistischer Wunderthaten den Schülern vortrug, um darzuthun, wie entweder diese Wunder mit den

neuteſtamentlichen ſtehen bleiben, oder die neuteſtamentlichen mit dieſen fallen müßten.

Die Geſchichte jener janſeniſtiſchen Wunder iſt kürzlich folgende: Nachdem der fromme Abbé Paris am 1ſten Mai 1727 verſtorben, verbreitete ſich in kurzer Zeit in Paris die Nachricht von unzähligen auf ſeinem Grabe geſchehenen Wunderwerken. Schon von Anfang an waren mehrere von dieſen Wunderheilungen unter gewaltſamen Konvulſionen eingetreten, und immer allgemeiner und entſetzlicher wurden, beſonders ſeit 1731, die Verzuckungen der auf das Grab gelegten Perſonen, ſelbſt Kinder an den Brüſten der Mütter ſah man von denſelben befallen. Bald ſtellte ſich auch ein unwiderſtehlicher Trieb ein, ſich ſelbſt die grauſamſten Schläge zu geben, oder die Gegenwärtigen um ſolche gewaltſame Hülfsleiſtungen (secours violans) anzuflehen. Von ſtarken Männern ließen ſich die Patientinnen — denn es waren größtentheils Frauen — Arme und Beine mit Hülfe von Seilen ausrecken, mit kleinen Hämmern und Stangen ſchlagen, ja mit Händen und Füßen an Kreuze annageln. Jeanne Moler ließ ſich ein Brett auf die Bruſt legen, worauf oft mehr als zwanzig Perſonen zugleich traten; glühende Kohlen wurden verſchlungen; ſie ertrugen Degenſtiche, in denen der Degen ſich umbog. — Bis in die funfziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts haben dieſe Exceſſe fortgedauert.

Schreiten wir nun zur Prüfung der ſo ausführlich durch Herrn von Montgeron — denn ſein Werk iſt eigentlich die einzige ausführliche Quelle — beſchriebenen Thatſachen, ſo iſt ſofort zu bemerken, daß wir uns gegen dieſen gebildeten und in ſeinen Berichten ſo ſorgfältigen Sachwalter der janſeniſtiſchen Angelegenheit im Nachtheile befinden. Sein Werk iſt das Reſultat vieljähriger Beobachtungen, mühſamer Nachforſchungen, ſorgfältiger und koſtſpieliger Zeugenverhöre: ſoll der den Begebenheiten fernſtehende Kritiker ein

begründetes Urtheil fällen, so müßte ihm ein nicht minder sorgfältig ausgearbeitetes Werk eines gleichzeitigen, unparteiischen und insbesondere ärztlichen Kritikers zu Gebote stehn. An einem solchen fehlt es nun aber. Allerdings sind vielfache Bestreiter aufgetreten; allein einestheils sind sie keine Augenzeugen, andererseits sind sie nicht unparteiisch, denn entweder verleitet sie das jesuitische oder ein mystisches Parteiinteresse von vornherein zu viel zu leugnen, und überdies fehlt bei der Mehrzahl die ärztliche Einsicht. Nur einige von den gleichzeitigen Gegenschriften wollen wir namhaft machen. Ein Traité dogmatique sur les faux miracles du temps, 1737, geht von streng katholischem Standpunkte aus und ermangelt, sich bloß auf dogmatische Räsonnements stützend, der geschichtlichen Basis. Ein anderes Werk: Le naturalisme des convulsions dans les maladies de l'épidémie convulsionnaire, Soleure, 3ter Th. 1733, ist von einem Arzte verfaßt, giebt theils begründete, theils ungenügende ärztliche Hypothesen und ermangelt ebenfalls der genauen Durchprüfung der von Montgeron aufgestellten Thatsachen. Eine dritte Abhandlung: Examen critique, physique et théologique des convulsions et des caractères divins, qu'on croit voir dans les accidens des convulsionnaires, ohne Druckort 1733, ist durch die Schilderung eines Augenzeugen von den konvulsionären Excessen merkwürdig, enthält aber auch Unverdautes. Wichtig ist der Rapport des opérations faites par plusieurs personnes, que l'on disait faire des miracles en 1759 et 1760 par Morand. Hier liegt eine sorgfältige ärztliche Prüfung einer prätendirten mit Krämpfen verbundenen Heilung und historische Nachrichten über andere Fälle vor, wobei der Verfasser Augenzeuge gewesen. Auch der Hirtenbrief zweier Erzbischöfe, dessen von Paris und dessen von Sens, und ein gerichtliches Aktenstück: Procès verbaux de plusieurs Médecins et Chirurgiens, dressés par Ordre de sa Majesté, au sujet de quel-

ques personnes soidisantes agitées de Convulsions, à Paris 1732, lassen sich als Gegenschriften betrachten. Von besonderem Gewicht scheint das gerichtliche Aktenstück zu seyn, indem es die polizeiliche Untersuchung über acht Konvulsionäre betrifft und zum Resultate das Geständniß hat, daß die Verzuckungen freiwillige und gemachte seien, in Folge dessen denn auch der königliche Befehl erging, den Medardus-Kirchhof zu schließen. Allein an den Verhandlungen gegen die Jansenisten hat der Betrug und die Kabale einen zu großen Antheil gehabt, als daß man diesen gerichtlichen Untersuchungen volles Zutrauen schenken könnte. Dem Erzbischofe von Sens wenigstens ist durch Montgeron nachgewiesen worden, daß er das Mittel groben Betruges nicht verschmäht hat, um seine Gegner in den Verdacht der Betrügerei zu bringen. Die gründlichste und am meisten historische Schrift über diesen Gegenstand ist die des protestantischen Theologen des Voeux: Critique générale du livre de Mr. de Montgeron sur les miracles de Mr. l'Abbé de Paris, ou nouvelles lettres sur les miracles, Amsterdam 1740, 2 Thle. Schon der Umstand ist bei diesem Gegner bemerkenswerth, daß er selbst, im Schooße des Jansenismus erzogen, dieser Gemeinschaft angehört hat und, wie er sagt, sich lange dagegen gesträubt, in den außerordentlichen Erscheinungen etwas anderes als übernatürliche Wunder zu erkennen. Leider finde ich in dem mir vorliegenden Werke nichts Näheres über den Austritt dieses Theologen aus der jansenistisch-katholischen Kirche. Vielleicht enthalten zwei frühere von ihm über denselben Gegenstand geschriebene kleinere Schriften hierüber einigen Aufschluß. Zwar bedient sich der Verf. nicht immer ganz ehrlicher Mittel zur Bekämpfung seiner Gegner, denn oftmals ist seine Beweisführung aus den Widersprüchen ihrer Relationen, der Straußischen aus den Widersprüchen der evangelischen Geschichte sehr verwandt. Dennoch muß

man sagen, daß von ihm manche sehr treffende Bemerkungen über das Ungenügende der Montgeronschen Zeugnisse beigebracht worden sind. Wie viel erwünschter aber als diese seine Kritik des Montgeronschen Buches würde von diesem den Begebenheiten gleichzeitigem Verfasser eine sorgfältige und von ärztlicher Einsicht unterstützte Kritik einer Anzahl von ihm selbst erlebter Wunder seyn!

In Ermangelung einer Kritik dieser Art müssen wir also, da zumal die Begebenheiten für uns in bedeutender Zeitferne liegen, von vornherein die Unzulänglichkeit der Bemerkungen, die wir zu machen haben, gestehen. Nichtsdestoweniger glauben wir mehrfache wichtige Punkte zur Sprache bringen zu können, welche wenigstens im Allgemeinen zeigen, daß, wie sehr auch die Montgeronschen Berichte auf den ersten Anblick jedweden Zweifel abzuschneiden scheinen, der Charakter dieser Wunder dennoch ein zweifelhafter und jedenfalls nicht der Art ist, daß sie mit den Neutestamentlichen Wundern auf gleiche Linie gestellt werden können.

Wie wir über diejenige Periode zu urtheilen haben, in welcher die Konvulsionen auftreten und die Heilungen nur in Verbindung damit, kann nach demjenigen, was der frühere Abschnitt unserer Abhandlung S. 95. bemerkt hat, keinem Zweifel unterliegen. Die Konvulsionen, über deren Natur man in jener Zeit so verschiedentlich urtheilte, sind wohl ursprünglich nichts anderes als Paroxysmen der heftigen Nervenerschütterung gewesen, welche die geistige Bewegung der Betenden und die Natur ihrer Umgebungen hervorbrachte. Ist ein so gebildeter und mit skeptischem Sinne an die Sache herantretender Mann wie Montgeron durch den Anblick der in höchster Entzückung betenden Menge der Kranken, seiner eigenen Erzählung nach, so erschüttert worden, daß er vier Stunden lang in Betrachtung versunken auf dem Grabe liegen blieb: welche Eindrücke müssen nicht durch Scenen sol-

cher Art bei schwächeren, weiblicheren Gemüthern hervorgebracht worden seyn! Die epidemische Würkung derselben ist unter solchen Umständen und nach dem, was wir oben S. 96. gesagt haben, ganz natürlich. Auch das Begehren der sogenannten Hülfsleistungen durch Schläge ist nicht so sehr befremdend. Wir haben Aehnliches im Mittelalter gefunden (siehe S. 93.), und auch im alltäglichen Leben stellt sich bei heftigem Nervenreiz oder bei Lähmung das Bedürfniß nach Reibung oder wohl auch nach Schlägen ein. In diesen konvulsivischen Zuständen sind, nach den Berichten, von ungebildeten Personen glänzende Reden gehalten worden, über welche sie sich hernach selbst wunderten, auch Prophezeiungen ausgesprochen; desgleichen haben wunderbare Heilungen statt gefunden. Daß nun der nervöse Paroxysmus unter der vornämlich würkenden Ursache der Glaubensintention Heilungen hervorbringen könne, wird zugegeben werden müssen; freilich reichen wir, gegenüber den vorhandenen Zeugnissen, mit einem so beschränkten Zugeständnisse nicht weit. Montgeron berichtet uns nämlich nicht nur, daß eine am Mundkrebs leidende Person sich selbst den schadhaften Theil abgeschnitten, ohne sich zu verbluten, sondern, was noch mehr ist, daß eine Frau, Charlotte Laborde, durch gewaltsames Ziehen ihrer Glieder beide Beine wieder bekommen habe und zwei Wundärzte bezeugen, daß sie vorher keine Beine hatte.*) Solchen Nachrichten gegenüber ist jedoch erstens genauer zu untersuchen,

---

*) Mit diesem Wunder über alle Wunder läßt sich nicht wohl in Einklang bringen, was der Arzt Gendron, dessen wir sofort erwähnen werden, zum Troste des jungen Spaniers sagt, welchem auf dem Grabe des Paris von zwei erblindeten Augen nur das eine geheilt worden war, daß nämlich in dem andern wesentliche Theile durch die Atropie geschwunden seien, die Herstellung dieser, die ein Schöpfungswerk wäre, lasse sich eben so wenig erwarten, wie daß einem der Beine beraubten Menschen zwei Beine angeschaffen werden sollten.

wie viel denn die von Montgeron gesammelten Certifikate Gewicht haben, wovon gleich nachher: und sodann ist auf das Stärkste hervorzuheben, daß in diesen konvulsionären Zuständen der absichtliche Betrug eine sehr große Rolle gespielt hat. Zuvörderst ist darauf zu achten, wie sehr sich mitten in die Gebete und Mirakel nicht nur das Lächerliche, sondern auch das Unsittliche eingedrängt hat. Morand erzählt: «Die Schwester Sison gab ein anderes Schauspiel; auf der Erde liegend verlangte sie, daß der Papa ihr den Fuß auf den Leib setzte, dann auf die Brust, dann auf den Hals; so wechselte sie ab, indem sie selbst den Fuß nahm und hinsetzte, wo sie wollte.» «Die Mädchen, sagt der Verf. des examen critique, fangen nach leisen Vorempfindungen an, von einem Schauder ergriffen zu werden, werfen sich auf eine Matratze, rollen umher und schlagen sich, mit großer Geschwindigkeit schütteln sie den Kopf, die Augen verdrehen sich oder schließen sich, die Zunge hängt heraus, der Unterleib erhebt sich, der Athem hält an, sie bellen wie Hunde und krähen wie Hähne, sie werfen sich Kopf über und machen schaamlose Bewegungen, sie befinden sich Stunden und Tage lang wie todt in einer unzüchtigen Lage; sie führen auch absichtliche Konvulsions-Schauspiele auf, indem sie Akte aus dem Leben des heiligen Paris darstellen, oder auch aus der Passion Christi, krähen wie der Hahn des Petrus, auch sprechen sie des jargons forgés, que personne n'entend et qu'elles n'entendent pas elles-mêmes u. s. w. Wo dergleichen vorkommt, wird man von vornherein der Einmischung des absichtlichen Betruges gewärtig seyn müssen. Belege dafür, daß auch in diesem Falle der Verdacht begründet ist, giebt unter anderem der Arzt Morand, welcher im Jahre 1731 auf Befehl des Königs den Abbé Becherend untersuchte, dessen wunderbare Heilung großes Aufsehen machte. Das Resultat des prüfenden Arztes, welcher sich sonst als ein

unparteiischer Mann zeigt, war, daß keine Heilung statt gefunden hatte. In eben diesem Jahre wurden sieben andere auf Befehl des Königs von Aerzten und Wundärzten untersucht und Morand sagt: ils n'y trouvèrent qu'une illusion grossière. Man meine nicht etwa, daß diese Aerzte etwa nur der königlichen Partei zu Liebe nachtheilig geurtheilt haben; den Aerzten wurden ihre Aussagen nicht übel genommen, wie ja denn auch viele sich ganz nach Wunsch der Jansenisten ausgesprochen haben. Der unparteiische Morand führt ferner ein Beispiel an, wo eine Frauensperson sich unterfangen wollte, sich das Kleid am Leibe abbrennen zu lassen, ohne versehrt zu werden; als ihr jedoch das Feuer nahe gebracht, entschlüpft sie demselben, ein kleinmüthiger Bruder begießt sie mit Wasser, und da das Kleid von der Flamme geröthet war, wird «Wunder» gerufen. Auch der bekannte Baron Pölnitz ist im Jahre 1732 Zeuge der Vorgänge auf dem Grabe des Paris gewesen. Er erzählt, wie ein Kranker auf dasselbe getragen war, Konvulsionen erhielt, wie man «Wunder» ausrief, er dann aber weggetragen wurde, indem er kränker aussah als vorher (mémoires du Baron de Poelnitz III. S. 39.). Der dänische Legationsprediger Schreiber, der sich zu jener Zeit in Paris aufhielt, ist öfters Zuschauer der Excesse auf dem Grabe gewesen; zu den Kreuzigungen, hat er dem Prof. Leß aus Göttingen erzählt, habe man Niemanden nahe hinzugelassen, dagegen sei er Zeuge gewesen, wie man einer jansenistischen Frau Stiche mit einem bloßen Degen auf die Brust gegeben, die sie zum Erstaunen der Zuschauer nicht verletzten; darauf forderte ein Zuschauer einen Degen und stach nach ihr und der Degen drang tief ein. (Leß: über die Religion, ihre Geschichte, Wahl und Bestätigung S. 857.). Ja selbst Anhänger der Sache haben die Einmischung von Betrügereien nicht in Zweifel gezogen. Der Verf. des plan général de l'oeuvre des convulsions sagt: «la

grande difficulté, pour juger de cette oeuvre, est de sçavoir, comment dieu a pû permettre, que dans une même oeuvre il se trouvât un mélange étonnant de naturel et de surnaturel, de bas et de grand, de scandaleux et d'édifiant, d'indécent et de décent, enfin de faux et de vrai.» Wenn nun, wie es würklich der Fall ist, auch jene acht von Montgeron dokumentirten Wunderheilungen schon mit in die Periode dieser Konvulsionen gehören, müssen sie nicht durch die Gesellschaft, in welcher sie auftreten, mit verdächtig werden? Kann man es wagen, diesen Wunderkreis mit den Wundern des Erlösers und der Apostel in eine Linie zu stellen? Montgeron hat es über sich genommen, nicht nur diese konvulsionären Zustände, sondern auch die sogenannten Hülfsleistungen als eine göttliche Veranstaltung darzustellen, aber eine ganze Anzahl seiner jansenistischen Glaubensgenossen haben sich doch das Anstößige dieser Erscheinungen nicht verleugnen können, und dreißig ihrer Doktoren, welche Protest dagegen einlegten als gegen ein Werk des Teufels, erhielten den Namen der Konsultanten.

Wie bedenklich nun auch alle die erwähnten Umstände gegen die angeblichen Wunderwerke machen mögen, so wird man doch mit Recht fragen: aber die gerichtlich documentirten Zeugnisse bei Montgeron — wie kommen wir über sie hinweg? In Betreff dieser Documente folgende Bemerkungen. Zuvörderst ist der stets von diesen Dokumenten gebrauchte Ausdruck gerichtliche Zeugnisse irreleitend. Unter gerichtlichen Zeugnissen stellt man sich Urtheilsprüche von Gerichtshöfen vor, nach einem sorgfältig geprüften Zeugenverhör abgefaßt. Von gerichtlichen Untersuchungen dieser Art haben wir aber nur das S. 136. erwähnte Aktenstück, welches die erwähnten Konvulsionäre für Betrüger erklärt. Der Antheil des Gerichts an den Montgeronschen Zeugnissen beschränkt sich allein darauf, daß dieselben durch königliche

Notarien aufgenommen worden, daß sie mithin von den Personen, welchen der Verf. sie zuschreibt, würklich abgelegt worden. Ueber die Qualifikation dieser Personen selbst haben wir kein anderes Zeugniß, als das des beredten Apologeten. Ob nicht auch glaubhafte Zeugnisse von entgegengesetzter Ansicht sich hätten aufstellen lassen, wissen wir nicht. Ferner, welches ist der Charakter des Mannes, der diese Schutzschrift für die jansenistischen Wunder geschrieben und die Zeugnisse für dieselben gesammelt hat? Es ist ein ehrlicher Mann ohne Falsch und ohne die Absicht zu täuschen, davon sind wir auf's innigste überzeugt; ist er aber auch besonnen, ist er geistig frei? Diese Frage möchte man nicht mit gleicher Zuversicht bejahen können: der Verf. tritt nämlich gegen sich selbst als Zeuge auf. Er hat uns auf's ausführlichste seine eigne Bekehrung beschrieben, er hat sie als das unzweifelhafteste Wunder an die Spitze aller übrigen gestellt; und wie ist diese Bekehrung zu Stande gekommen? Er sagt uns: «Mit der Absicht zu untersuchen, ob nicht Alles, was an diesem Grabe vorging, Gaukelei sei, betrat ich am 7. Sept. 1731 gegen Abend den Kirchhof; ich betrat ihn mit dem Ausdrucke der Anmaßung und des Hochmuths, die mir zur anderen Natur geworden waren, bien résolu d'examiner tout avec la plus sevère critique. Wer hätte geglaubt, mein Gott, daß deine gütige Vorsehung selbst mich zu diesem Grabe führte, um meinen Stolz zu erschüttern und die dicken Schuppen von meinen Augen zu nehmen, die mich seit so lange verblendeten, und in einem Augenblicke den hochmüthigen Sünder unter das Joch der Herrschaft deiner allmächtigen Gnade zu beugen. In der That wurde ich von dem ersten Augenblicke an, wo ich die Sammlung, die Zerknirschung und die Andachtsgluth erblickte, welche auf dem Antlitz der meisten von denen ausgedrückt war, die an diesem heiligen Orte beteten, von einem innern Gefühl der

Ehrfurcht ergriffen, indem ich niemals früher Jemanden mit solcher Inbrunst hatte beten sehen; ich warf mich selbst auf das Knie, die Ellbogen auf den Rand des Grabes gestützt, mein Gesicht mit meinen Händen bedeckend.» In dieser Stellung bittet er den Heiligen um seine Fürbitte, damit er sich bekehre, bleibt vier Stunden knieend im Nachdenken versunken über die Wahrheit des Christenthums, steht auf, geht davon und — ist gläubig geworden. Und wo ist die beabsichtigte sevère critique geblieben? Was ist es eigentlich, was die Bekehrung bewürkt hat? Der Anblick inbrünstig Betender? Besonnenheit kann man in diesem Akt der plötzlichen Wundergläubigkeit nicht wahrnehmen. Besonnenheit können wir von dem Manne nicht prädiciren, der alle jene nichtswürdigen konvulsivischen Gaukeleien als ein Werk göttlicher Gnade darzustellen sich unterfängt. — Endlich: es sind acht Fälle, welche das Parlamentsmitglied hat bestätigen lassen. Er sagt zwar in seiner Zueignung an den König, daß er noch für hundert andere überzeugende Beweise hätte; gewiß dürfen wir aber annehmen, daß die von ihm ausgewählten acht diejenigen sind, welche er am meisten zur Evidenz bringen zu können glaubte. Welchen Grad von Evidenz erhalten wir nun durch die hier beigebrachten Dokumente? Wir haben schon ausgesprochen, daß es der Theologe nicht ist, welcher diese Aufgabe der Kritik befriedigend zu lösen vermöchte; ob eine Heilung, an welcher damals mehrere Aerzte verzweifelten, die nach der Ansicht der Kranken und ihrer Aerzte für ein Wunder gehalten wird, nicht dennoch auf dem Wege der Natur bewürkt worden seyn könne — darüber ein Urtheil abzugeben, ist nicht sowohl die Sache des Theologen, als des Arztes. Ferner, solche Indicien aufzusuchen, durch welche vielleicht manche, in den Dokumenten angegebene, modificirt oder entkräftet werden, ist ebenfalls dem den Begebenheiten fern stehenden Kritiker nicht

möglich. Dieses Alles ungeachtet, sind die vorliegenden Dokumente so beschaffen, daß auch der nicht gleichzeitige Kritiker und selbst derjenige, welcher keine mediciniſche Kritik zu üben vermag, Grundes genug findet, die erzählten Wunder nicht in dem Grade für wunderbar zu halten, in welchem es Montgeron thut.

Wir beschränken uns darauf, auf die Erzählung der ersten von den acht wunderbaren Heilungen einen prüfenden Blick zu werfen. Die Person, an welcher sie ausgeübt worden ist, ist ein junger Spanier, Alfons de Palacios, die einzige einem höhern Stande angehörige Person unter den acht Geheilten. Die Ueberschrift, welche dieser Abschnitt führt, lautet: «Don Alfons de Palacios, vor seiner Heilung in Folge der Vertrocknung des Sehnervs gänzlich erblindet, den lebhaftesten Schmerzen und den schlimmsten Symptomen Preis gegeben, plötzlich und gänzlich den 2. Juli 1731 geheilt.» Gleich diese Ueberschrift kann zum Beweise dienen, daß die Geneigtheit zum Wunderbaren den übrigens ehrenwerthen Berichterstatter verleitet hat, Angesichts seiner Dokumente die Thatsachen zu vergrößern. Die Ueberschrift stellt den jungen Mann als gänzlich erblindet dar. Er hat im Jahre 1725 das linke Auge gänzlich verloren; ein Schlag, den er 1728 auf das rechte erhielt, hatte bewürkt, daß dasselbe acht Tage lang den Gebrauch versagte, angewandte Mittel hatten es wiederhergestellt, doch nicht ohne Zurücklassung einer großen Schwäche. Im Januar 1731 war ein Fluß eingetreten (une fluxion) und hatte zwei kleine Geschwüre mit sich geführt; ein Augenwasser hatte diese geheilt, allein die Schwäche nahm nun noch mehr zu, er konnte das Tageslicht nicht mehr ertragen, ein herbeigerufener Augenarzt St. Yves verordnete Aderlässe und Malvenwasser; die ersteren wurden nicht angewandt, weil man dem Manne mißtraute, von dem

letztern wurde nur zweimal ein geringer Gebrauch gemacht. Man führt den Jüngling mit verbundenen Augen zu dem weit berühmten Okulisten, Herrn Gendron. Dieser erklärt nun (s. Pièces justificatives N. XXVIII.): «Bei der bloßen Untersuchung hielt ich das Uebel für gefährlich ... ich suspendirte mein Urtheil und erklärte mich so: die Entzündung des Auges des jungen Mannes erscheint mir von Bedeutung. Die Ursachen lassen sich verschieden auffassen; die Entzündung kann von einem bloßen Absatze von Feuchtigkeiten in diesem Theile herrühren: in diesem Falle wird es geheilt werden .... aber wenn es von einer Affektion des Sehnervs herrührt ... so ist das Auge unrettbar verloren.» Aus diesen Datis erhellt, daß die Ueberschrift in doppelter Beziehung zu viel gesagt hat: sie spricht von einer Erblindung des rechten Auges, und doch bemerkt der Arzt Gendron in seinem Zeugnisse nur, daß der junge Mann, als er zu ihm kam, mit Mühe und dunkel die Gegenstände erkannte; sie setzt ferner voraus, daß der Sehnerv vertrocknet gewesen sei, während der Arzt dies nur für die eine Möglichkeit ansieht. *) Aber auch was Montgeron von einer plötzlichen und gänzlichen Heilung in Folge der Gebete zum Abbé Paris sagt, ist nicht ganz genau. Der junge Mann hatte den Entschluß gefaßt, ein neuntägiges Gebet um die Fürbitte des verstorbenen jansenistischen Heiligen anzustellen und sich zu diesem Zwecke ein Paar Tage auf den Kirchhof begeben, dann war eine immer zunehmende Verschlim-

---

*) Als jener Arzt später erfuhr, daß das linke Auge in Folge einer ähnlichen Inflammation zerstört worden sei, und daß das rechte einen Schlag empfangen, in Folge dessen es acht Tage gänzlich unbrauchbar gewesen, erklärte er freilich, daß, wenn er diesen Umstand vorausgewußt hätte, er von vornherein den Gedanken an eine mögliche Herstellung aufgegeben haben würde.

merung des Zustandes des Auges eingetreten und hierauf folgte eine allmählige Besserung. Schon am 30sten Juni bemerkte der junge Mann einige Besserung, obwohl er sie so gering nennt, daß keiner als er selbst sie gewahr geworden sei. (Pièces justificatives IX, p. 11.). Vom 1sten Juli bemerkt der Lehrer des jungen Spaniers (Pièc. justific. X. p. 14.), daß er einige Besserung verspüre, indem er nicht mehr so viele Schmerzen fühle; am 2ten Juli, dem Tage, wo nach Montgeron die Heilung plötzlich zu Stande gekommen seyn soll, wird der junge Mann um 2 Uhr Morgens gewahr, daß er die gegenüberliegenden Häuser erkennen kann, und um 9 Uhr Morgens sieht er die Gegenstände noch deutlicher. So leiten denn die in den Dokumenten angegebenen Umstände selbst auf die Annahme eines allmähligen Verlaufs einer gewöhnlichen Augenentzündung; und zwar ist diese Heilung nicht einmal eine radikale gewesen, denn aus einem Briefe des Hrn. Gendron erfahren wir, daß, nachdem Don Alfons nach Madrid in sein Vaterland zurückgekehrt, dasselbe Auge abermals von einem Fluß afficirt und nur durch einen Aderlaß geheilt worden. Es kommt hinzu, daß die Heilung doch auch insofern immer nur eine unvollkommene gewesen ist, als gerade das Auge, in welchem — wie der Arzt Gendron erklärte — mehrere Theile gänzlich zerstört worden und nur eine ekelerregende Masse vorhanden war, in seinem vorigen Zustande verblieb, ausgenommen, daß der Lehrer von Don Alfons erwähnt, es hätte sich das Augenlied jenes Auges, welches vorher immer verschlossen gewesen, von der Zeit an geöffnet. Wie schon erwähnt, so beruhigte man sich über die Nichtheilung des linken Auges durch die Aeußerung des Hrn. Gendron, daß, da in diesem Auge, um es herzustellen, mehrere neue Theile hätten geschaffen werden müssen, ein eigentliches Schöpfungswunder nöthig gewesen wäre, etwa wie wenn einem Krüppel zwei neue Beine geschaffen

würden, und von einem solchen Wunder habe man nie gehört. (Vergl. oben S. 139.)

Die Kritik dieses Einen Heilungsberichtes möge genügen. — Man muß sich wohl wundern, daß jene so oft besprochenen Wunderhistorien von unsern Gelehrten — mit Ausnahme von Leß, dessen apologetisches Werk auch hier dankbar benutzt ist — noch niemals sorgfältiger geprüft worden sind. Vielleicht vermag es Dr. Reuchlin, welcher seinen Fleiß der Geschichte des Port royal zugewendet, noch neue Aufschlüsse auch hierüber mitzutheilen.

III.

Ueber Apologetik und ihre Litteratur.

(Aus dem Litterarisch. Anzeiger 1831 Nr. 68—76. und 1832 Nr. 41—45. 66—71.)

Was ist der Begriff und der Umfang dieser Wissenschaft? Je verschiedener hierüber die Urtheile sind, desto mehr scheint eine Verständigung Noth zu thun *). Um den Begriff dieser Wissenschaft aufzufinden, läßt sich ein zwiefacher Weg betreten. Wir können entweder aus dem Begriff der Theologie heraus die einzelnen zu ihr gehörigen Disciplinen entwickeln,

---

*) Heubner in dem Artikel Apologetik in der Encycl. von Ersch und Gruber verweist auf den Philosophen Wolf als einen der ersten, welcher die Idee der Apologetik bestimmt habe (nämlich in den Actis Eruditorum 1707. p. 166—169). Was indeß Wolf dort sagt, ist gar dürftig. In einer Anzeige des Buchs von Whitby über die Methode das Christenthum zu vertheidigen, will er, daß durch folgende Demonstration die Nothwendigkeit einer Offenbarung erwiesen werde. 1) Gott ist das vollkommenste Wesen, 2) er ist verschieden von der Welt, 3) Zweck der Welt; 4) daraus läßt sich abnehmen, wie vernünftige Wesen ihre Handlungen einrichten müssen; 5) daraus läßt sich abnehmen, wie die Wesen ursprünglich beschaffen gewesen seyn müssen. 6) Große Verschiedenheit der ursprünglichen Beschaffenheit von der gegenwärtigen. 7) Gott kann also nicht Urheber der gegenwärtigen Beschaffenheit seyn. 8) Wir dürfen nicht fürchten, daß unser Elend nach dem Tode größer seyn werde als jetzt. 9) Entweder will uns Gott aus unserm Elende retten oder nicht. Will er es — so muß eine Offenbarung seyn.

und hierdurch, falls die Apologetik sich würklich als eine dem Begriff der christlichen Theologie integrirende Disciplin herausstellt, den Begriff derselben erfassen, wie dieses von Schleiermacher versucht worden; oder aber wir betrachten empirisch, welcher Stoff in der Regel der Apologetik zugetheilt worden, und suchen so zu der Einsicht zu gelangen, an welchen Ort diese Disciplin unter den theologischen Wissenschaften einzuordnen sei. Wir verfolgen den letztern Weg, indem sich so am leichtesten die Mißverständnisse, welche in Bezug auf diese Wissenschaft statt gefunden haben möchten, heben lassen. Die Apologetik ist die wissenschaftliche Darstellung der Gründe für die Göttlichkeit der christlichen Religion. In dieser Definition kommen Alle, welche den Gegenstand behandelt haben, überein — zuletzt noch Steudel in seinen Grundzügen einer Apologetik (1830): «Wissenschaft zur Rechtfertigung des Inhalts des Glaubens als eines göttlichen.» Betrachten wir den Stoff, der sich gewöhnlich in den apologetischen Lehrbüchern vorfindet, so ist derselbe historisch. Den Hauptbestandtheil machen die sogenannten äußeren Kriterien der Offenbarung aus; dazu kommt noch die Rechtfertigung des Offenbarungsbegriffs überhaupt, der Authentie der neutestamentlichen Schriften, die Widerlegung anderer geoffenbarten Religionen u. s. w. Es ist offenbar, daß also die Apologetik darauf ausgegangen ist, den göttlichen Ursprung des Christenthums zu erweisen, und damit auch seines Inhalts; und so ergab sich natürlicherweise eine historische Beweisführung. Man meinte, auf historischem Wege darthun zu können, daß das Christenthum durch eine außerordentliche Offenbarung in die Welt getreten, auch ohne vorher zu wissen, was das Christenthum sei. Worin lag bei diesem Verfahren der Grundfehler? Wir finden ihn darin, daß man übersah, daß der Glaube an religiöse Fakta, d. h. an Fakta, welche die Göttlichkeit

einer Religion begründen, abhängig ist von der religiös-sittlichen Stimmung und Richtung des Menschen. Man dachte sich, wenn für die urbildliche Sittenreinheit Jesu, wenn für seine Auferstehung, wenn für die Authentie eines biblischen Buches dasselbe Quantum Beweise beigebracht werde, wie für den Kriegszug Alexanders, für den gewaltsamen Tod Cäsars, auch ein eben so fester Glaube an jene religiösen, wie an diese profanen Thatsachen entstehe. Diese Ansicht war es, welche Lessingen in seinem Streite mit dem Ritter Michaelis und dem Hauptpastor Götze auf den Kampfplatz heraus forderte, und wiewohl in einer ganz irrthümlichen Einseitigkeit befangen, hat er doch nach dieser Einen Seite hin viel Wahres gesagt. «Wann wird man aufhören — ruft er gegen diejenigen aus, welche an den Beweis irgend einer historischen Einzelheit die Wahrheit des Evangeliums knüpfen — an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein! so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr jetzt täglich schlägt.» (Duplik, S. 28.)

Das gemeine Sprüchwort sagt: «Was der Mensch wünscht, das glaubt er»; die tägliche Erfahrung bestätigt es. Hierin liegt der Grund, warum bei historischen Thatsachen, bei denen unser Interesse mitwürkt, die historischen Beweise je nach unserm Interesse eine verschiedene Beweiskraft haben. Der, welcher mit dem Inhalte des Christenthums absolut unbekannt wäre, und so sich zur Prüfung der historischen Thatsachen anschickte, würde entweder irgend eine Religion oder keine für wahr halten. Im letztern Falle wäre er ein Indifferenter oder Freigeist, und als solcher wird er von vornherein auch abgeneigt seyn, die Göttlichkeit der christlichen Religion zuzugeben. Im erstern Falle brächte er aus Vorliebe zu seiner Religion auch ein Vorurtheil gegen

die christliche mit. Wollen wir nun durch diese Bemerkung zeigen, daß auch die schlagendsten historischen Thatsachen des Christenthums gar keinen Eindruck auf solche Menschen machen würden, daß sie gar nicht vermögend seyn würden, sie stutzig zu machen, zu konfundiren? Keinesweges. Stutzig machen, konfundiren könnten diese Thatsachen allerdings, aber Ueberzeugung, unerschütterlichen Glauben würken? Das ist eine andere Frage! — Denken wir uns nun einen Andern, welcher die Lehre des Neuen Testaments über die Sünde und über die göttliche Heilsanstalt in Christo kennen gelernt hätte, ohne von Christi Weissagungen und Wundern etwas zu wissen, ohne Beweise für die Authentie der neutestamentlichen Schriften zu kennen, es hätten sich aber durch Einwürkung des göttlichen Geistes jene Glaubenswahrheiten ihm als wahr bewährt, und diese Bewährung nehme mit jeder neuen Lebenserfahrung zu; würde nicht ein solcher auch die historischen Thatsachen sofort gläubig erfassen, und würde sich nicht dieser Glaube in dem Maaße steigern, als sich die Wahrheiten in seinem Innern bewährten? Findet nicht darin die Erscheinung ihren Grund, daß Neubekehrte von vornherein den möglichst engen Begriff von Inspiration auch für den christlichsten halten?

So ergiebt sich uns denn das Resultat, daß ein fester Glaube an den göttlichen Ursprung der Religion, an ihre historischen Thatsachen, ohne Bewahrheitung des Inhalts derselben an das Gemüth unmöglich sei, und hiermit haben wir nichts Neues ausgesprochen, sondern die alte (in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aber vergessene) Wahrheit des Unterschieds zwischen fides historica und viva. — Somit würden wir also nun die Beweiskraft der historischen Thatsachen des Christenthums auf Null reduciren? Nein, sondern wie in jedem lebendigen Organismus ein Glied das andere bedingt, so auch hier. So wie nur dasjenige Erken-

nen gesund ist, in welchem sich der Gedanke durch die Erfahrung bestätigt, und die Erfahrung in dem Gedanken ihre Rechtfertigung findet, so ist auch nur die christliche Ueberzeugung gesund, in welcher, nachdem der erwachende Glaube an den Inhalt den Glauben an die historischen Thatsachen getragen, dieser hinwiederum jenen trägt und unterstützt. Ja, in concreto wird man gar nicht einmal sagen können, daß der Glaube an den Inhalt des Christenthums ausschließlich das Primitive sei, denn der Inhalt wird ja wohl nie abgelöst von den historischen Thatsachen dem Neophyten kund. So zeigt sich eben recht das Christenthum als ein lebendiger Organismus, in welchem kein Theil absolut von dem andern abgelöst werden kann. Und das eben ist der Lessingsche Grundirrthum, den Unzählige mit ihm in dieser Zeit theilen, daß er diesen Organismus zerstören will. Nicht wie Brutto und Emballage zum Netto verhält sich die christliche Geschichte zu den Ideen, so daß man das eine abziehen könnte und müßte um das nackte Facit zu bekommen, sondern wie Leib und Seele; wer da secirt und schneidet, tödtet.

Diese hier behandelte Frage über die Beweiskraft religiöser Thatsachen hätte schon längst eine gründliche Behandlung verdient. Eine besondere Aufforderung dazu lag in der Synodalfrage, welche mit großer Weisheit und Sachkenntniß im Jahr 1828 das Konsistorium von Baireuth aufgegeben: quae omnino sit veritatis et fidei historicae notio, indoles, dignitas atque usus, deinde exponatur ejusdem nexus cum doctrina biblica de regno dei recte indaganda, defendenda, et tradenda et 1) ratione habita methodi pragmaticae (ϑεοκρατικῆς), quae per totius sacri codicis libros permeat, 2) dijudicentur nostrorum temporum consilia et molimina historiae biblicae explicandae et scribendae, et 3) regulae praescribantur, ad quas liber, populari institutioni inserviens,

historiamque biblicam complectens, sit adscribendus. Es waren dabei zur Benutzung empfohlen worden Ernesti: de fide historica recte aestimanda und Griesbach: de fide historica ex ipsa rerum, quae narrantur, natura dijudicanda. Desgleichen sollte Rücksicht genommen werden auf Bertholdt's Einleitung, B. 3. S. 745 ff. Krummacher: Ueber den Geist und die Form der evangelischen Geschichte, und Heß: Kern der Lehre vom Reiche Gottes. Endlich sollte auch berücksichtigt werden, was Schelling in der Methode des akademischen Studiums S. 281. über die Geschichte sagt, und Creuzer: die historische Kunst der Griechen S. 173. — Obwohl nun diese Aufgabe die Behandlung der angegebenen Frage nothwendig mit in sich schließt, so ist sie doch wenigstens in dem Werkchen, welches zur Beantwortung der Synodalfrage öffentlich erschienen, nicht beleuchtet worden; wir meinen die in einem schönen Sinne geschriebene und, namentlich in den Beilagen, treffliche christliche Gedanken enthaltende Schrift: Aphorismen über den Zusammenhang der historischen Wahrheit und des historischen Glaubens mit der biblischen Lehre vom Reiche Gottes und mit der Abfassung einer biblischen Geschichte für das Volk. Ein nach Anleitung einer Synodalfrage niedergeschriebener Versuch mit einigen Zugaben von Sebastian Adam Karl Sommer, Pfarrer zu Veitlahn und Culmbach. «Alle Wahrheit ist ein ursprüngliches Orakel.» Nürnberg 1830. S. 118.

Aus dem Gesagten ergiebt sich nun das Resultat, daß wenn die Apologetik wissenschaftlich die Wahrheit des Christenthums darthun soll, die Behandlung der äußern Kriterien desselben nicht ausreicht. Was wird aber zu diesem Endzweck erforderlich seyn? Die Wahrheit des Christenthums bewährt sich offenbar in seiner Lehre und in der Geschichte seines Eintritts, in der Geschichte der christlichen Kirche, wie in der Seelenpflege des Einzelnen. Sie ist also das

Resultat einer richtig behandelten Dogmatik, Ethik, Kirchengeschichte, Pastoraltheologie, und zwar nicht so, daß dieser Beweis für die Wahrheit des Christenthums sich als ein Appendix an jede dieser Wissenschaften anschlösse, sondern die Nothwendigkeit und Vernunftmäßigkeit der Konstruktion dieser Wissenschaften beweist die Wahrheiten des Christenthums, etwa so, wie in praxi die Wahrheit und Göttlichkeit desselben sich erweist, wenn der einzelne Mensch dadurch, daß er ein wahrer Christ wird, auch zugleich als ein vollendeter Mensch, und wenn der Staat eben dadurch, daß er ein christlicher Staat wird, auch zu gleicher Zeit als ein vollkommener Staat erscheint. Ist dies nun richtig, so kann es auch gar keine wissenschaftliche Beweisführung für die Wahrheit des Christenthums geben, die nicht in der Vollendung der theologischen Disciplinen gegeben wäre; eine ihrem Ideal entsprechende christliche Glaubens- und Sittenlehre, eine solche Kirchengeschichte, Pastoraltheologie wäre am stärksten geeignet, von der Wahrheit des Christenthums zu überzeugen. Dies fühlten die älteren Apologeten. Daher begegnen wir bei denen der ersten Jahrhunderte in ihren Vertheidigungsschriften den verschiedenartigsten Elementen, vorzüglich aber dogmatischen Expositionen über den Logos, die Dreieinigkeit, den Sündenfall u. s. w. Auch in den Schriften pro veritate rel. chr. aus dem 15. und 16. Jahrh. finden wir noch überall die positiv-christlichen Dogmen vertheidigt, bei Ficinus, Vives, Mornäus. Des Thomas Aquinas summa contra gentiles ist eben bloß eine spekulative Dogmatik und Sittenlehre.

Es würde sich nun fragen, ob die integrirenden Theile der Apologetik, wie sie gewöhnlich vor uns liegt, eigentlich alle in anderen Disciplinen ihren Ort haben, so daß die Vollendung jener Disciplinen auch die apologetischen Elemente vollende. Es hat sich in dem Vorhergehenden a priori

ergeben, daß dem so seyn müsse, und wir können es nun auch a posteriori nachweisen. Die Kritik des Offenbarungsbegriffes, die Aussagen Christi und der Apostel über sich selbst, die Wunder und Weissagungen gehören zum Theil der Glaubenslehre, zum Theil der Exegese an; die Betrachtungen des Charakters und Lebens Christi und der Apostel theils der Kirchengeschichte, theils der Exegese; die Kritik fremder Religionen der Religionsphilosophie und Ethnographie; die Darstellung des Einflusses des Christenthums auf den Staat und das gesellige Leben theils der Sittenlehre, theils der Weltgeschichte u. s. f. Eben daher, weil der Inhalt dieser Wissenschaft auch anderen zugehörig, kommt jenes Schwanken der Apologetiker in Beziehung auf den Stoff ihrer Wissenschaft. Einige, wie Paley, Leß nehmen die Zeugnisse für die Authentie in die Apologetik auf; andere, wie Vernet, Stein, Sack lassen sie hinweg. Einige lassen sich auf die fremden Religionen ein, wie Grotius, Stein, Sack; andere übergehen diese Materie, wie Abbadie, Paley. Einige lassen sich mit auf das alte Testament ein, andere nicht.

Wir können demnach der Apologetik keinen eigenen Platz in den theologischen Disciplinen anweisen. Vielmehr wird unter diesem Namen nur entweder ein zweckmäßiger Inbegriff des Bedeutendsten aus allen christlichen Disciplinen geliefert werden können, gleichsam eine Art Realencyklopädie, und ein solcher Inbegriff könnte alsdann besonders zum Frommen und zum Unterricht der von Zweifeln beunruhigten gebildeten Laien dienen, oder man wird es darauf anlegen müssen, gerade solche Partieen aus der christlichen Wissenschaft näher zu beleuchten, die bis jetzt mehr übersehen worden, und keinen bestimmten Platz in den theologischen Disciplinen eingenommen haben. Und allerdings zeigt sich, daß gewisse historische Partieen, und namentlich solche, mit

denen vorzugsweise die gewöhnlichen Apologetiker sich beschäftigen, gar zu sehr brach gelegen und überhaupt in keiner Disciplin einen festen Boden gewonnen haben, wir meinen z. B. die Rechtfertigung der von Christo geübten und an ihm geschehenen Wunder, bei der die Exegese sich doch verhältnißmäßig nur wenig aufhält, die Dogmatik gar nicht; die zusammenfassende Darstellung der Würkungen des Christenthums auf die neuere Welt, welche sich in den gewöhnlichen Kirchengeschichten nur unvollkommen findet; die komparative Religionsgeschichte der nicht christlichen Welt, welche zwar in einzelnen Werken mehrfach behandelt worden, jedoch nicht in apologetischer Rücksicht u. s. w. Solche Materien würde alsdann die Apologetik besonders zu beleuchten, in dem Uebrigen aber auf solche Werke über einzelne Disciplinen zu verweisen haben, die im christlichen Geiste geschrieben sind, und die Anforderungen der Wissenschaft befriedigen.

Wir werden hier nicht das ganze Gebiet apologetischer Schriften durchlaufen. Es ist unermeßlich. Man kann die hierher gehörige Litteratur finden bei Fabricius, delectus argumentorum et syllabus scriptorum, qui veritatem religionis christianae adversus Atheos, Naturalistas etc. asseruerunt. Hamb. 1725. Buddeus, Isagoge, p. 856 — 1237. Die Einleitung zu von Hahns Uebersetzung von Abbadie, 1r Thl. Stäudlin, Geschichte der theolog. Wissenschaften 2r Thl. Heubner, in Ersch und Grubers Encyklopädie, 3r Thl. (welcher Artikel seiner Bestimmung nach nicht als umfassend anzusehen ist.). — Wir wollen uns begnügen, die wichtigeren apologetischen Werke, welche der neuern Zeit angehören, zu charakterisiren, und beginnen mit dem in alle Zungen übersetzten aureus libellus — wie es immer genannt wurde — von Grotius de veritate religionis christianae, welches Vorbild und Veranlassung zu unzähligen andern apologetischen Schriften der Engländer, Franzosen und Deutschen wurde.

1) Grotius.

Zur Geschichte des Büchleins folgendes: Carcer eruditorum museum! Wie so manches gelehrte Werk, verdankt auch dieses seine Entstehung der Muße des Kerkerlebens. Der Aufenthalt auf dem Schlosse Lövestein war es, wo der unüberwindliche Grotius im Jahre 1620 den Gedanken faßte, eine Schrift zur Vertheidigung der christlichen Religion zu verfassen, vorzüglich, wie er sagt, um denen ein Handbuch mitzugeben, welche auf ihren Seereisen mit heidnischen Völkern in Berührung kommen. Er verfaßte die Schrift ursprünglich in holländischer Sprache, und zwar in Versen, theilte sie seinen Freunden mit, und nachdem diese ihn mit ihren Bemerkungen unterstützt (vgl. des Episcopius Brief in den epist. eccles., ep. 104.), wurde sie 1622 in Druck gegeben unter dem Titel: bewys van de waren godsdienst in veersen gestellt door Hugo de Groot. Raymund von Sabunde, Vives und Mornäus Werke waren damals die einzigen dieser Art. Wenn nicht durch andere Tugenden so überwog sie Grotius durch Klarheit und Bündigkeit. Der Name des Mannes, der schon als vierzehnjähriger Knabe die Ausgabe des Martianus Capella ausgearbeitet hatte, und jetzt als Haupt einer Staatsparthei dastand, war überdies schon berühmt. So erregte das Büchlein schon bei seinem ersten Erscheinen die Aufmerksamkeit Vieler. Der Pariser Advocat Bignon begehrte, daß Grotius ihm den Inhalt des in vaterländischer Sprache geschriebenen Büchleins mittheilte. So entstand eine lateinische Ueberarbeitung, welche zuerst von Grotius Freunde G. J. Vossius 1627 in Paris in Druck gegeben wurde, und 1640 auf's Neue vom Vf. revidirt und mit Noten versehen erschien. Grotius selbst erlebte den Triumph, nicht nur unter allen Protestanten, namentlich auch in England (der gelehrte Pococke ver-

faßte eine arabische Uebersetzung) mit dem lebhaftesten Beifall das Büchlein aufgenommen, sondern selbst von Katholiken es hochgepriesen und zum Behuf ihrer Missionen ins Persische übersetzt zu sehen. Es folgten Uebersetzungen nicht nur in alle europäische Sprachen, selbst ins Malabarische und Chinesische. Auch in unsere deutsche Sprache ist das Büchlein mehrfach übertragen worden, zum letzten Mal, so viel wir wissen, von Hohl, über welche Uebersetzung damals noch Ernesti seine große Freude äußerte (Neue Biblioth. IX. 664.). Auch wurde das holländische Original in deutsche Verse übertragen von dem berühmten schlesischen Dichter Opitz. — Unter den verschiedenen Ausgaben sind am empfehlenswerthesten die von Clericus mit eigenen Anmerkungen dieses großen Gelehrten, Amsterdam 1709. 1712. 1724. und von Joh. Christoph Köcher, Jena 1727, unter dem Titel: Hugo Grotius de veritate religionis Christianae Conringii, Henichii, Cypriani, Limborchii, Clerici, Stollii, Heumanni notis ac animadversionibus illustratus. — Der größte und allgemein anerkannte Vorzug des berühmten Werkes, den es mit allen Schriften von Grotius, und wir möchten sagen, von den Arminianern überhaupt gemein hat, ist, wie wir schon bemerkten, Klarheit und Bündigkeit, indeß möchte es wohl, betrachtet man die große Masse der behandelten Materie, gar zu gering an Umfang seyn — auch zeigen sich überall die Spuren der an Grotius gewohnten Gelehrsamkeit; so sind z. B. die Nachweisungen sehr genau und sehr interessant, die er über die Verwandtschaft griechischer und anderer Sagen und Historien mit den hebräischen giebt I. 1. §. 15. 16. I. 3. §. 16. — Heubner a. a. O. rühmt ihm nun auch nach, daß hier zuerst das Gebiet der Dogmen und Apologetik bestimmter geschieden. Der Vf. schreibt nämlich in einem Brief an seinen Bruder Wilh. Grotius, der sich wunderte, daß er die positiven

Dogmen in seinem Buche nicht behandelt habe, diese haben nicht in sein Werk gehört, weil man ja zuerst an die christliche Wahrheit im Allgemeinen glauben müsse, ehe man an die einzelnen Lehren glauben könnte. Demnach geht nun Grotius so zu Werke. Er zeigt im ersten Buch durch die gewöhnlichen Schlüsse und den consensus, es sei ein Gott, allwissend, allmächtig, allgütig, es gebe eine Vorsehung und gerade dieser Glaube nöthige uns zu dem an ein anderes Leben, wo die Vergeltung offenbar werde. Sei dem nun aber so, so müsse der Mensch trachten, auf eine sichere Weise jene Seligkeit zu gewinnen. Diesen sichern, wahren Weg giebt das Christenthum. — Er verfährt dabei so, daß man sieht, er habe den articulus von Gott, Vorsehung, Vergeltung als eine allgemeine Vernunftwahrheit betrachtet, welche man auch abgesehen vom Christenthum finden, glauben und richtig verstehen könne. Das 2te Buch soll nun die Wahrheit des Christenthums zeigen. Diese wird zuerst aus den wunderbaren factis im Leben Jesu erwiesen, sodann ex natura dogmatis. Welches sind nun aber die dogmata, aus welchen er die praestantia religionis christ. erweist? Keine andere, als welche etwa auch der Rationalist aufstellen könnte: Cum nulla ex omnibus saeculis ac nationibus proferri religio possit, aut praemio excellentior, aut praeceptis perfectior aut modo, quo propagari jussa est, admirabilior ..... Unter den praemiis wird sodann die christliche Lehre von der ewigen Seligkeit im Gegensatz zur griechischen und muhammedanischen angeführt. In dem Abschnitt über die praecepta wird vorzugsweise — ähnlich wie die Rationalisten es thun — die Göttlichkeit des Christenthums darin gesucht, daß es nicht wie das Judenthum einen äußern Kultus fordere, sondern Glaube, Liebe und Hoffnung. Dann folgt eine an sich nicht üble, aber doch etwas flache Auseinandersetzung der Schönheit der christlichen Sittenlehre in Bezug auf den Nächsten. Von der

christlichen Anthropologie, von der Erlösung ist überall mit keinem Worte die Rede. Es folgt sofort — nachdem nur noch Einiges über die wunderbare Ausbreitung des Evangeliums bemerkt worden — das dritte Buch, worin die Auktorität der Bücher des N. T. erwiesen wird zu dem Endzweck, damit diejenigen, welche durch das Vorhergehende schon von der Wahrheit des Christenthums überzeugt worden, partes ejus omnes ediscant — als ob also alles Andere, was das N. T. enthält, außer den Wundern, der Moral und der Geschichte der Ausbreitung des Christenthums, nichts Wesentliches zur Begründung der christlichen Ueberzeugung beitrüge, und die Kenntniß der Erbsünde, der Erlösung u. s. w. bloß dazu diente, einen schon fertigen Christen noch vollständiger zu machen. — Im vierten, fünften und sechsten Buch — als dem negativen kritischen Theile des Buchs — werden dann die heidnische, jüdische und muhammedanische Religion bestritten. — Es ergiebt sich aus dem Gesagten, was jedem, der die Kommentare des großen Gelehrten zu den Briefen Pauli mit denen der Reformatoren verglichen hat, klar geworden seyn wird, daß seine Einsicht in das Wesen der christlichen Heilslehre nicht so tief war, als man wünschen möchte. Er stand mehr auf dem Standpunkte von Erasmus, auf dem eines allzu äußerlichen Supranaturalismus, als auf dem einer lebendigen Begeisterung für die großen Hauptwahrheiten des Evangeliums. Jener mehr äußerliche Supranaturalismus macht es auch erklärlich, wie er je länger je mehr an der römischen Kirche Geschmack finden konnte, so daß wohl in seinen letzten Lebensjahren an seinem Uebertritt zu jener Kirche nicht mehr viel fehlte. Dieser Mangel an rechter, tiefer Einsicht in das Wesen des Evangeliums mochte es bewürken, daß er bei Abfassung seiner Apologetik viel mehr von den positiven christlichen Dogmen absah, als seine Vorgänger. Weswegen wir glauben, daß Mornäus und Vives, wenn

sie — in allerdings wenig klarer Ordnung — in ihren Büchern de veritate rel. chr. auf Sündenfall und Erlösung, Engel und Teufel zu sprechen kommen, doch mehr auf dem rechten Wege waren als Grotius, dessen bedeutenden Einfluß auf die spätere Behandlung der Apologetik wir eher bedauern zu müssen glauben. — Nichtsdestoweniger ist das Buch von Grotius noch immer lesenswerth, und wenn nicht um der Beweisführung, so doch um der vielen sehr interessanten Belege willen, welche er aus dem Reichthum seiner ungeheuren Belesenheit mit schätzbarer Genauigkeit beigebracht und Clericus noch revidirt und vermehrt hat. Was wir schon oben berührten, so hat er z. B. bei weitem die meisten Analogien mit der mosaischen Urgeschichte, welche theils Stolberg, theils Rosenmüller in seinem Alten und Neuen Morgenlande, und Andere aus abend- und morgenländischen Schriftstellern beibringen, auf eine bündige und interessante Weise in den Noten zusammengestellt; über die bei den meisten alten Völkern verbreitete Eintheilung der Tage nach der Siebenzahl, über das höhere Alter und die gigantischere Gestalt der frühesten Menschen, über die Sündfluth und die Taube Noahs u. s. w. Auch hat er manche ihm eigenthümliche Bemerkungen und Beobachtungen, wenn er z. B. für die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts nicht bloß auf die nachweislich nur allmählige Ausbreitung und Bildung der Völker hinweist, sondern auch auf das Gemeinsame in manchen Instituten und Ansichten, wie z. B. hinsichtlich des Opferkultus, der Blutschande, welches **non tam naturae instinctus aut evidenti rationis collectioni, quam perpetuae et vix paucis in locis per malitiam aut calâmitatem interruptae traditioni zuzuschreiben sei.**

2) Die englischen Apologeten des 17ten und 18ten Jahrhunderts im Allgemeinen.

Am reichsten an apologetischen Werken ist seit dem 17ten Jahrhundert England, von dessen Vertheidigungsschriften des Christenthums wir daher zuerst reden. Bei den ungeheuren religiösen Gährungen dieses Landes seit Karl I., bei dem unter Karl II. reißend überhandnehmenden Unglauben ist der Eifer für die Apologetik eine ganz natürliche Erscheinung. Allein wenn eine schlechte Vertheidigung schlimmer ist als gar keine, so kann man sich über die Mehrzahl dieser Vertheidigungsschriften eben nicht freuen. Die meisten englischen Apologeten sind jenem tollen Hausvater ähnlich, der über die Diebe Mord und Zeter schreit, während er seinen besten Hausrath selbst zum Fenster hinauswirft. Um die Schale zu retten, geben sie den Kern auf. Weil eben zum Kampf die rechten Waffen fehlen, legen sie sich auf Vergleich und Handel. Schon der große Tübinger Kanzler Pfaff und später auch Ernesti bemerkten den großen Schaden, den jene mattherzige Vertheidigung der christlichen Wahrheit anrichtete. Spalding erzählt von einem gewaltigen choc, den einmal sein Glaube empfangen habe, als er einen der angesehensten Geistlichen in einer vertraulichen Aeußerung, als von kräftigen Gründen der Gegner die Rede war, sagen hörte: «Das ist nun würklich schlimm, da müssen wir sehen, wie wir uns salviren.» (Spaldings Selbstbiographie S. 128.) Dieser zum Rückzug blasende Ton ist es, der durch die englischen Apologetiker jener Zeit, so wie auch durch die hernachmals unter ihrem Einflusse geschriebenen deutschen aus den achtziger und neunziger Jahren hindurchgeht. Der Choragus unter diesen lauen Apologeten ist Locke, der in seiner reasonableness of christianity bewährte, was Leibnitz so wahr von ihm sagt (ep. ad Bierlingium, ep. Leibn. ed. Kortholt, IV. p. 25.): inclinavit ad Socinianos (quemadmodum et ami-

cus ejus Clericus) quorum paupertina semper fuit de Deo et mente philosophia. Bei Pfaff (hist. theol. litt. II. 291.) u. A. wird dieser Vertheidiger des Christenthums in einer Reihe mit Schaftsbury, Toland unter den Gegnern aufgeführt. Man kann auch vergleichen, was der für Locke übrigens nicht wenig eingenommene Ernesti über seinen bekannten essai sur l'entendement humain sagt, Neue Bibl. II. S. 695., auch I. 499 *). Wenn jenes Werk vielfach mit freudigem Beifall aufgenommen worden, so verdankt es wohl denselben der Freude, daß der weltberühmte Philosoph dem geringen Evangelium die Ehre angethan, sich damit zu beschäftigen und an die Historien desselben zu glauben, und in der Beziehung mag man sich auch desselben freuen, wenngleich der Philosoph viel mehr Ursach hatte, sich der Ehre zu freuen, welche das Evangelium ihm, als das Evangelium der, welche ihm der Philosoph erwies. Locke's Buch geht geradezu darauf aus, die christliche Religion in gleiches niveau mit dem sogenannten gesunden Menschenverstande zu bringen, damit dieser nicht an etwas Höheres als an sich selbst glaube. Zu dem Ende bleibt von dem ganzen Christenthum die Eine Unterscheidungslehre stehen: Jesus ist der Messias, wie seine Wunder ausweisen. Die «Vortheile» aber, welche die Menschheit von diesem Messias zieht, sind folgende: 1) Sie hatte über Gott und die sittlichen Vorschriften eine unvollkommene und wenigstens nicht ganz allgemeine Erkenntniß. Jesus giebt die vollkommensten Vorstellungen von Gott und die schönste Belehrung über die Pflichten. 2) Der andere «merkwürdige Fehler», der verbessert werden mußte, war der mit Ceremonien überladene Kultus. Christus lehrte im Geist und in der Wahrheit anbeten. 3) «Die Tugend fand we-

*) Man vergleiche das männliche und die Sache treffende Urtheil über Locke's Theologie, welches aus dem London Review mitgetheilt wurde Litt. Anzeiger 1831. No. 40. S. 314.

nig Liebhaber», weil sie in diesem Leben nicht immer glücklich ist. Jesus verschaffte ihr einen guten Beweggrund, indem er die Menschen auf den Gedanken brachte, daß sie jenseits belohnt werden würden. 4) Jesus hat versprochen, im Kampfe mit den Lastern durch seinen Geist uns zu unterstützen, wiewohl sich nicht angeben läßt, auf welche Weise derselbe in uns würkt. — Ein so dünn gewordenes Christenthum konnte wohl jeder Deist verschlingen, ohne den Magen beschwert zu fühlen. Gar nicht übel urtheilt über Vernunftmäßigkeit des Christenthums überhaupt und die insbesondere, welche Locke demselben vindiciren will, der deutsche Uebersetzer des Locke'schen Werkes (Braunschweig 1733), J. Chr. Meinigen: «Es sei fern — sagt er in der Vorrede — daß wir uns einbilden sollten, als ob die reine und unverfälschte Vernunft, die nichts anders als ein Bild der göttlichen Weisheit ist, etwas der Offenbarung widersprechendes in sich fasse. Wir sind des Gegentheils versichert, nämlich daß Gott alles weislich geordnet, und daß wir auch in den größten Geheimnissen der Religion die Tiefen des Reichthums, beide der Weisheit und Erkenntniß Gottes erblicken. — Da aber der Mensch ohne Gottes Ebenbild geboren wird, so ist nimmermehr zu glauben, daß der Mensch aus eignen Kräften die geoffenbarten göttlichen Wahrheiten einzusehen vermöge. 1 Kor. 2, 14. Da indeß der Mensch durch die Erneuerung gewürdigt wird, das verlorne Bild Gottes wieder zu erlangen, so erhält auch nunmehr sein Verstand die Geschicklichkeit, göttliche Dinge zu erkennen und zu beurtheilen. 1 Kor. 10, 15. 2, 15. Eph. 3, 18. Nun kommt aber die Erneuerung in diesem Leben niemals völlig zu Stande, und so wird auch ein erleuchteter Verstand zwar die Tiefen der Weisheit Gottes sehen, aber ihnen nicht auf den Grund kommen. — Es ist aber fast die allgemeine Krankheit der Herrn Reformirten, doch sonderlich der englischen Gottesgelehrten, daß sie die

Vernunft an sich und die Erkenntniß des Menschen, die Weisheit aus Gott und die Weisheit dieser Welt, die übernatürlichen Geheimnisse und die natürlichen Wissenschaften miteinander verwechseln. Sie machen dasjenige zu einer Grundregel, was vielmehr eine Folgerung seyn sollte. Sie machen sich die Glaubensartikel aus natürlichen Gründen und formiren sich erst ein gewisses Systema, nach welchem nachher die Erklärung der Schrift sich richten soll, anstatt daß sie von der Schrift den Anfang machen, die Schrift durch sich selbst erklären sollen. — Hr. Locke in diesem Buche will gern um alle christliche Religionen (Konfessionen) sich verdient machen. Er sucht also zwischen Licht und Finsterniß eine Vereinigung zu stiften. Dahin geht seine vornehmste Bemühung, die Anzahl der Glaubens-Artikel zu verringern und beinahe gar in leere Nullen zu verwandeln.»

Die Seichtheit der christlichen Erkenntniß, wie sie eben hier bei Locke sich zeigte, findet sich in irgend einem Grade in der That bei allen Apologeten Englands aus jener Zeit, nirgends die Kernhaftigkeit des Zeitalters der Reformation. Es gehören hierher die Namen: Leland, Foster, Clarke, Paley u. A., ja auch Tillotson, Addison, Butler u. A. Nur Einen nehmen wir aus, Philipp Skelton (die offenbarte Deisterei, ins Deutsche übersetzt, Braunschweig 1756. 2 Th.), welcher die Grundwahrheiten des Evangeliums vom sittlichen Verderben, von der Wiedergeburt, von der Würkung des Geistes Gottes am Herzen u. s. w. nachdrücklich hervorhebt, und in der Vorrede über die Apologeten seines Volks selbst das Urtheil ausspricht: «Auf der andern Seite vertheidigen unsere neueren Schutzredner des Christenthums dasselbe oft mit deistischen Grundsätzen, und überdies sind sie zu bald fertig, ihre eigenen Glaubensartikel in eine neue Form zu gießen, sie hoffen dadurch ihrer eignen Sache

einen neuen Vortheil zu gewinnen. — Unter denen, die es noch am meisten mit dem alten Christenthum halten und am besten für dasselbe fechten, giebt es doch Einige, welche die Freigeisterei unserer Zeit kennen, und einigermaßen anstehen, mit ihren Feinden ganz offenherzig und frei umzugehen, und deswegen befleißigen sie sich einer angenommenen Gelindigkeit, sie mildern die Beweggründe der Gesetze, sie verringern die Anzahl der Geheimnisse und erleichtern die Vorschriften ihrer Religion.» Wer erkennt nicht in diesem Bilde solcher Haushälter, welche, um sich den Mäklern gefällig zu erweisen, den Münzen ihres Herrn einen beliebigen Stempel aufprägen, die Supranaturalisten oder moderaten Rationalisten Deutschlands aus den jüngstvergangenen Decennien, einen Spalding, Nösselt, Jerusalem? — Während indeß die allgemeinen Apologien der Engländer für das Christenthum wenig befriedigen, eben weil sie zu viel von dem ignoriren, was das Centrum der christlichen Wahrheit ist, sind im hohen Grade solche apologetische Schriften zu rühmen, in denen einzelne Materien gegen die Angriffe der Ungläubigen vertheidigt werden, welche aber auch, nach unsrer Anordnung der theologischen Disciplinen, vielmehr in die Dogmatik oder Moral, oder unter die Zahl der Einleitungsschriften würden aufgezählt werden, als unter den apologetischen. So gehört dahin das unsterbliche Werk von Nath. Lardner: the credibility of the Gospel history Vol. XII., nebst der collection of ancient jewish and heathen testimonies to the truth of the christian religion 4 Voll.; Wilh. Warburtons göttliche Sendung Mosis, aus den Grundsätzen der Deisten erwiesen, 2 Thle; Campbells treffliche Widerlegung der Humischen Bestreitung der Wunder u. s. f. Da es uns zu weit führen würde, wenn wir auch diese — eigentlich noch gehaltreicheren — apologetischen Monographien, wie man sie nennen könnte, charakterisiren wollten, so heben wir nur aus

den allgemeineren apologetischen Werken drei der berühmtesten heraus, Addison,*) Paley und Butler, und fügen noch über die neueste apologetische Litteratur Englands Einiges hinzu.

Es ist erfreulich zu sehen, wie in England unter den gefeierten Namen der Nation nicht sehr viele seyn werden, die nicht auch unter den eifrigen Vertheidigern der christlichen Offenbarung zu nennen wären: Baco, **) Bent-

---

*) Unter den englischen Apologeten pflegt auch Jacob Abbadie angeführt zu werden, der seit dem Jahre 1688 England zu seinem Vaterlande gemacht hatte, aber von Geburt ein Franzose ist, auch sein Werk ursprünglich französisch geschrieben hat, und daher richtiger unter den französischen Apologeten von uns wird erwähnt werden.

**) Wenn die Fürstin Gallizin von Hamann mit Wahrheit sagt, daß es ein vom Christenthum imprägnirter Mann gewesen sei, so gilt dasselbe in der That mit nicht minderem Rechte von diesem Manne, den die Engländer als Apologeten des Christenthums viel zu sehr übersehen haben über den vielen hundert Schwätzern ihrer Nation. Unter uns hat ihn Claudius in religiöser Beziehung schätzen gelehrt. Auf eine merkwürdige Weise hat er während der Herrschaft des Jacobinismus in Frankreich dazu dienen müssen, das Christenthum zu empfehlen. Es erschien nämlich damals im siebenten Jahre der Republik: le christianisme de François Bacon ou pensées et sentimens de ce grand homme sur la religion. 2 Bände. Die ungenannten Herausgeber dieses Werkes suchen zuerst durch Zeugnisse ihrer Landsleute, der Jesuiten sowohl als auch eines d'Alembert und Voltaire, die Größe dieses Geistes darzuthun, dessen Aussprüche über Religion sie mittheilen wollen. Die jesuitischen Journalisten von Trevoux, den P. Bertier an der Spitze, geben dem Genie Baco's in dem Märzheft von 1751 das Zeugniß: telle était la sagacité de ce puissant génie, qu'il meriterait peût-être d'être appelé le terme de l'entendement humain. Und groß muß der Mann seyn, von welchem selbigen ein d'Alembert in der Encyklopädie sagen konnte: On est tenté de le regarder comme le plus grand, le plus universel et le plus éloquent des philosophes. Interessant ist es übrigens, ebendaselbst in dem Artikel „Bacon" das Urtheil jener materialistischen Fünffingerphilosophie über das große Wort Baco's: Phi-

ley, *) Newton, **) Berkley, ***) Johnson. Auch Addison, † 1719, der Verf. des Cato und der Hauptmit-

losophia obiter libata a Deo abducit, pleniter hausta ad Deum reducit zu lesen. In Bezug darauf heißt es nämlich: „Si on y rencontrait souvent des assertions telles, que celle, on seroit tenté de croire, qu'à l'exemple de Cardan, de Van Helmont, de Pascal etc. il n'était pas toujours dans son bon sens et que les grandes vues, les pensées fines, profondes, hardies, repandues dans tous ses écrits avec cette profusion lui étaient, pour ainsi dire, inspiré dans ses moments lucides." In Bezug auf denselbigen Ausspruch Baco's sagt Leibnitz, indem er ihn anführen will (Op. Tom. I. p. 5.): „Divini ingenii vir Franciscus Baco recte dixit, Philosophiam etc." Was den Charakter dieser Sammlungen von Baco'schen Aussprüchen betrifft, so ist sie in der That mit großer Umsicht und Geschicklichkeit verfaßt, und verdient eine Uebersetzung ins Deutsche.

*) Richard Bentley, königlicher Hofprediger und Professor der Theologie in Cambridge, dieses große kritische Genie, gehört jenen Zeiten an, wo der Deismus und Atheismus in England im Aufblühen war. Ganz anders aber als in Deutschland, welches aus dem Stande, zu dessen Amte die Vertheidigung der christlichen Wahrheit gehörte, die Gegner derselben hervorgehen sah, erhoben sich in England die Mitglieder des geistlichen Ordens zur Rechtfertigung der christlichen Wahrheit, und unter ihnen denn auch der berühmte Kritiker. Von Richard Bentley besitzen wir zuerst acht Reden zur Widerlegung des Atheismus, welche derselbe in Folge der Boylischen Stiftung 1692 gehalten hatte. Sie sind ins Lateinische übersetzt von Jablonsky 1696, und ins Deutsche Hamburg 1715. Sodann erschien von ihm in der Zeit, wo er bereits auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, im Jahre 1713, unter dem allgemeinen Applaus seiner Landsleute gegen den sogenannten Katechismus der Freidenker — a discourse of freethinking von Collins — die pseudonyme Streitschrift: Remarks upon a late discourse of freethinking by Phileleutheros Lipsiensis. In Verbindung mit des Bischofs Gibsons Warnungsschreiben vor Unglauben und Freigeisterei wurde jene Kontroversschrift Bentley's deutsch herausgegeben von Friedr. Eberh. Rambach, Halle 1745. Das Buch ist witzig und sehr gelehrt geschrieben, läßt sich indeß nicht geordnet auf die Sache ein. Als Widerlegung des übermüthigen Deisten mag es gern seine Dienste gethan haben. Wenn

arbeiter am Zuschauer, gehört in diese Klasse. Können wir hier aus seinem Leben nichts mittheilen, so stehe doch ein Zug aus seiner Sterbestunde hier. Er ließ seinen Neffen an sein Sterbebett rufen, und auf die Frage, was er verlange, war die Antwort: «Ich habe dich rufen lassen, damit du sehest, wie ruhig ein Christ sterben kann.» Das Buch: Ueber die Wahrheit der christlichen Religion, das wir von ihm besitzen, ist nur ein Entwurf, an dessen Ausführung ihn der Tod gehindert hatte, der ihm selbst den höchsten Beweis für die Wahrheit seines Glaubens bringen sollte — das Schauen.

3) Addison.

Das Werk Addison's, von dem wir hier zu sprechen haben, ist sein essay on the truth of the christian religion,

---

z. B. von Jenem am Christenthum gerügt wurde, daß es nicht die Freundschaft empfehle, so macht Bentley (S. 499 ff.) das Verlangen lächerlich, daß empfohlen werden solle, was sich der natürliche Trieb von selbst macht, er sagt richtig, wenn man nur verstehe, was das N. T. unter der *φιλαδελφία* meine, so müsse man zugeben, in dieser werde etwas viel Erhabeneres empfohlen, als alle klassische Freundschaft, und endlich verweist er auch mit Recht auf das weltberühmte Beispiel der Freundschaft, welches uns das A. T. aufstellt, von David und Jonathan.

**) Von dem Heros der Naturwissenschaften, der — wie Klopstock — den Namen Gottes nicht nannte, ohne sein Haupt zu entblößen, besitzen wir ein opus posthumum: Observations upon the prophecies of Daniel and the Apocalypse of St. John, Lond. 1733.

***) Von dem liebenswürdigen Philosophen George Berkley, Bischof zu Cloyne in Irland, † 1753, der aus Abscheu vor dem empirischen Realismus seiner Zeitgenossen der Stifter des Idealismus der neueren Zeit wurde, besitzen wir 7 Gespräche unter dem Titel: Alciphron or the Minute Philosopher, die eben so sehr von der Feinheit seines Geistes als von seinem christlichen Glauben ein schönes Zeugniß ablegen, sie enthalten eine Bestreitung der Atheisten und Deisten. Es giebt auch eine schlechte deutsche Uebersetzung davon, Lemgo 1737.

welcher, wie die englischen evidences in der Regel, die historischen Gründe für den christlichen Offenbarungsglauben entwickeln sollte. Es gelang, wie gesagt, dem Vf. nicht, dasselbe zu Ende zu führen. In den uns hinterlassenen Abschnitten ist nur ein Theil der Aufgabe gelöst. Es erschien von dem Werke bereits früh, nämlich im J. 1749 eine deutsche Uebersetzung von Theodor Arnold, Lemgo 1749. Besonderes Aufsehen machte die Uebersetzung ins Französische, welche der Hr. Segnieux de Correvon, Schatzmeister und Mitglied des hohen Raths von Lausanne, im J. 1771 herausgab, und die ihren Weg in die Häuser vieler vornehmer französischer Protestanten und Katholiken gefunden hat. In einer Zeit, wo der Voltairianismus regierte, mußte natürlich die Herausgabe eines solchen Werkes durch einen gelehrten und vornehmen Mann, wie Hr. von Correvon, die Aufmerksamkeit sehr auf sich ziehen. Diese Ausgabe von Addison's Werk war aber auch in der That an sich bedeutend, denn es wurde in derselben durch sehr viele von großer Gelehrsamkeit zeugende Bemerkungen und Anhänge bereichert. Von dieser französischen Bearbeitung ist durch denselben Heinrich Johann von Hahn, der auch Abbadie übersetzte, eine dem Markgraf von Baden dedicirte Uebertragung ins Deutsche veranstaltet worden, ebenfalls in 3 Bänden. Sie erschien 1782—84. Bei der höchst ermüdenden Weitschweifigkeit der Bearbeitung erwarb sich der Abt Jerusalem ein Verdienst durch Veranlassung eines gedrängteren Auszuges aus dem Correvonschen Werke, welcher Hamburg 1782 gleichzeitig mit der von Hahnschen Uebersetzung erschien. Methode und Inhalt dieser unvollendeten Apologie ist folgender: — Der erste Abschnitt soll es erklärlich machen, warum wir von Heiden keine Berichte über die Geschichte des Erlösers erhalten haben. Es ist, heißt es hier, an sich nicht zu er-

warten, daß wunderbare Begebenheiten, die in einem so unbedeutenden Winkel der alten Welt, wie Galiläa, vorgegangen waren, sofort in dem entfernten Italien Glauben finden sollten — erst nach Verlauf einiger Zeit und mannigfacher Untersuchung kommen gelehrte und verständige Männer dahin, das, was ihnen aus solcher Ferne Wunderbares berichtet worden, nicht für eine Fabel zu halten. Dazu kommt, daß die Juden als eine gens superstitiosa angesehen wurden; man erinnere sich des credat Judaeus Apella, und mancher Aeußerungen bei Apion, Justinus, Martial. Auch geschahen die Wunder Christi in einer Zeit, wo die Magie und mancherlei *γοητεία* das Wunderthun beinah zu einer gewöhnlichen Sache gemacht hatte, so daß der gebildete Heide nicht zu leicht dazu zu bringen war, in Berichten darüber etwas anderes als Trug vorauszusetzen. Matthäus Kap. 4, 24, 26, berichtet ausdrücklich, daß das Gerücht von Jesu Thaten durch ganz Syrien gedrungen und auch viel Volk aus Tyrus und Sydon ihm nachgefolgt sei. Von Schriftstellern aus diesen Gegenden in dieser Zeit hätte man also noch am ehesten eine Erwähnung Christi erwarten dürfen, aber wir wissen nichts von gleichzeitigen Schriftstellern aus jenen Gegenden. Wie viele heidnische Schriftsteller sind ferner verloren gegangen! Wir wissen aber auch gewiß, daß ein sehr authentischer Bericht verloren gegangen, nämlich der von Pilatus. Diesen erwähnt hundert Jahre nach des Heilandes Tode Justinus Martyr in einer Schutzschrift, die dem Kaiser selbst übergeben worden, und wo sich doch gewiß Keiner eine Lüge würde erlaubt haben, indem er die Heiden auffordert (in seiner 2. Apologie): «Ihr könnt es aus den von Pontius verfertigten Acten selbst ersehen.» *Ἐκ τῶν ἐπὶ Ποντίου Πιλάτου γενομένων Ἄκτων μαθεῖν δύνασθε.* Tertullian berichtet, daß diese Acten auf den Kaiser einen solchen Eindruck machten, daß

er Jesum selbst unter die Götter gesetzt wissen wollte. «Auf die Wahrheit des Briefs des Abgarus, Königs von Edessa, sagt Addison, will ich zwar nicht bestehen, wären aber gewisse weltliche Begebenheiten mit eben so starken Beweisen versehen, so würde man es für unvernünftig halten, sie in Zweifel zu ziehen.» — Der zweite Abschnitt beantwortet die Frage, von welchen Dingen wohl den Umständen nach, am ehesten bei den heidnischen Schriftstellern eine Erwähnung vorkommen könnte, und was sich von einzelnen Zeugnissen findet bei Tacitus, Sueton, Macrobius, Kelsus, Plinius u. A. wird hier beigebracht. Von der Schätzung des ganzen römischen Reichs unter Augustus spricht Tacitus, Sueton und Dio Cassius; von dem Sterne, der um die Zeit der Geburt Jesu im Morgenlande erschienen, redet Chalcidius (im vierten Jahrhdt.). Den Bethlehemschen Kindermord erwähnt Macrobius. Daß Christus in Aegypten gewesen, giebt Kelsus zu. Daß Christus unter Pontius Pilatus in Palästina gekreuzigt worden, sagt Tacitus. Daß er viele die Natur übersteigende Dinge gethan, giebt Julian der Abtrünnige zu. Daß Christus Weissagungen gethan, bezeugt Phlegon in seinen Annalen, wie Origenes in seinem Werk gegen Kelsus versichert u. s. w. Kelsus, Julian u. A. bestreiten die Wunderthaten des Heilandes als Fakta nicht, sie sagen nur, daß er sie mit Hülfe der Magie gethan — ebenso wie die Pharisäer, welche die Wunder der Satanskraft zuschrieben — da wir nun an die Magie nicht glauben, so ist auch für uns damit die außerordentliche göttliche Wunderkraft Jesu entschieden. — Der dritte Abschnitt spricht von den Zeugnissen derjenigen Heiden, welche durch Evidenz des Ev. zum Christenthum bekehrt wurden, wie Quadratus und Aristides. «Wir wollen jetzt annehmen — heißt es bei Addison — ein gelehrter Heide,

der etwa sechzig Jahre nach dem Tode unseres Heilandes gelebt, und nachdem er gezeigt, daß falsche Wunderwerke gemeiniglich in der Dunkelheit und vor wenigen, oder gar keinen Zeugen geschähen, ließe sich, nachdem er dann auf die Wunder unseres Heilandes gekommen wäre, also vernehmen: «« Aber seine Werke konnte man allezeit offenbar und ganz deutlich sehen. Sie wurden selbst von denen, die ein Gegenstand derselben waren, den geheilten Kranken oder den erweckten Todten, an sich wahrgenommen und empfunden. Und diese geheilten oder auferweckten Personen selbst konnte man nicht nur zur Zeit ihrer Heilung oder Auferweckung, oder noch lange Zeit nachher sehen; nicht bloß die Zeit über, in welcher unser Heiland sich auf Erden aufhielt, sondern sie überlebten auch noch seinen Abschied von dieser Welt. Ja, einige von ihnen lebten sogar noch zu unserer Zeit.» » — Ich gebe zu, daß überhaupt davon zu reden, ein Zeugniß, welches von Jemand zu Bekräftigung solcher Thaten, die zum Vortheil seiner eigenen Parthei gereichen, herrühret, nicht so ganz unverdächtig, noch unbezweifelt sei. Allein man muß bedenken, daß im gegenwärtigen Fall die Personen, auf welche wir uns berufen, von der gegenseitigen Parthei waren, so lange bis sie von der Wahrheit eben dieser Thatsachen, die sie melden, überzeugt waren. Sie geben der Geschichte des Christenthums augenscheinlich ein Gewicht, indem eben die erkannte Wahrheit derselben sie bewog, dasselbe anzunehmen.» — Der vierte Abschnitt macht bemerklich wie die Zeit der Entstehung des Christenthums eine Periode wissenschaftlicher Bildung und kritischen Sinnes war, so daß gelehrte Männer sich wahrlich nicht zum Christenthum bekehrt haben würden, hätte es sich ihnen geschichtlich nicht bestätigt. — Der fünfte Abschnitt untersucht, ob die gelehrten Heiden, welche sich hernachmals bekehrten, auch

Mittel und Gelegenheit hatten, sich selbst von der Wahrheit der Begebenheiten Christi zu überzeugen. Was diesen Punkt betrifft, heißt es, so muß man bedenken, daß ja Tausende von Menschen sie mit Augen gesehen haben. Es fand unter den ersten Christen eine fortgehende Tradition statt. Diese Tradition konnte durch wenige Glieder hindurch bis zu Ende des dritten Jahrhunderts reichen. Johannes lebte z. B. bis zum 100ten Jahre Christi; Polycarp, sein Schüler, bis ins 167ste Jahr; Irenäus, ein Schüler des Polycarp, bis ins Jahr 202. Das Leben der beiden letzten Männer wurde durch Martyrtod abgekürzt, sonst hätten sie es noch höher bringen können. Am Ende des 3. Jahrh. mußten also viele Leute vorhanden seyn, welche durch die Schüler der unmittelbaren Apostelschüler unterrichtet worden waren, und also auch in dieser Zeit die zuverlässigste Gelegenheit hatten, einer Tradition theilhaftig zu werden. Es war bei den ersten Christen eine zuverlässige Tradition um so eher möglich, da manche bei ihrer einfachen Lebensweise ein so hohes Alter erreichten, wie denn Symeon, ein *ἀδελφὸς τοῦ κυρίου*, nach dem Zeugnisse des Eusebius (Hist. eccl. I. 3. c. 32.) erst in seinem 120ten Jahre durch den Kreuzestod starb; da die christlichen Wahrheiten und die Geschichte des Erlösers fortwährend öffentlich und in den Privatgesprächen dem Gedächtniß lebendig erhalten wurden. «Unsere Jungfrauen, sagt Tatianus (der etwa um das Jahr 172 lebte), sind keusch und bescheiden. Ihr gewöhnliches Gespräch betrifft göttliche Dinge, über welche sie selbst beim Spinnrocken sich besprechen.» (Orat. contr. Graec. p. 167.) — Der sechste Abschnitt handelt von den christlichen Nachrichten, wobei die Glaubwürdigkeit der Evangelien erwiesen wird. Diese Evangelien, sämmtlich aufgezeichnet vor der Zerstörung Jerusalems, denn es wird der Tempel als noch bestehend

in ihnen vorausgesetzt, müssen vollkommen mit der mündlichen Ueberlieferung der Geschichte Jesu übereingestimmt haben, denn sie wurden in allen schon vorher unmittelbar durch die Apostel begründeten Gemeinden angenommen. Ist doch die geschichtliche Wahrheit der evangelischen Geschichte so unumstößlich gewesen, daß — worauf Irenäus (adv. haer. 3, 2.) aufmerksam macht — auch die Haeretiker aus diesen Evangelienbüchern selbst, die ihnen zum Theil entgegen waren, ihre falschen Meinungen zu beweisen suchten. — Der siebente Abschnitt spricht von dem Eindruck, den das eigene Anschauen der fortdauernden Wunderwerke auf die Heiden ausüben mußte. Daß Wunder unter den Christen der ersten Jahrhunderte fortdauerten, dafür spricht schon die unzweifelhafte Geschichte der legio fulminatrix, und der Brief, den Mark Aurel darüber geschrieben und der uns leider verloren gegangen. Zu diesen fortgehenden Wunderwerken gehört auch der unerschütterliche Martyrtod der Blutzeugen. Wenn der Diaconus Sanctus zu Vienne, nach des Eusebius Zeugniß, auf einem glühenden eisernen Stuhle sich langsam zu Tode martern läßt, ehe er seinen Herrn verleugnet, so kann das die menschliche schwache Natur nicht aus sich selbst ertragen, ohne von einer höhern Kraft unterstützt zu sein — und wie müssen solche Erfahrungen denkende Heiden aufgefordert haben, näher nachzuforschen, auf welchem Grunde ein Glaube ruhe, der eine solche Zuversicht mittheilt! — Der achte Abschnitt handelt von den Weissagungen Christi. Wenn Christus unter andern voraussagt, seine Jünger sollten um seinetwillen vor Fürsten und Könige geführt werden zum Zeugniß über sie und über die Heiden (Matth. 10, 18.), so fragt wohl mit Recht Origenes: «Giebt es wohl irgend eine andere Secte auf Erden, deren Anhänger wären gestraft worden? Was war für eine Wahrscheinlichkeit vorhanden,

daß Leute sollten vor Könige und Fürsten geführt werden wegen irgend einer Lehre, da dieses selbst den Epikuräern, welche doch die göttliche Vorsehung läugneten, nie begegnet ist, noch den Peripatetikern, welche doch die Gebete und Opfer, die man den Göttern brachte, verspotteten!» «Wer muß nicht in die äußerste Verwunderung gerathen, wenn man sich vorstellt, wie unser Heiland schon damals voraussagte, daß sein Evangelium in der ganzen Welt sollte geprediget werden, zu einem Zeugnisse über alle Völker (Matth. 24, 14.)!» Origenes beruft sich eben so stark auf die Weissagung von der Zerstörung Jerusalems, und sagt: «Je mehr wir alle seine Weissagungen sehen in Erfüllung gehen, desto mehr wird von Tage zu Tage unser Glaube an ihn bestärkt!» Und was würde erst Origenes einige Jahrhunderte später gesagt haben, wo Könige und Kaiser es für ihre Zierde hielten, sich den Namen «christlich» geben zu können! — Der neunte Abschnitt endlich handelt von der Beweiskraft, welche in der geistigen Umwandelung liegt, die in den ersten Christen vorging, und von den jüdischen Weissagungen über Christum. Origenes stellt die umgestaltende Kraft des christlichen Glaubens als eine Macht vor, die nicht geringer sei als die, Lahme und Blinde zu heilen. Chrysostomus sagt (Hom. in I. Cor. II. in fin.): «Wenn eine so große, so schnelle und allgemeine Veränderung in den Sitten ohne Wunder hat vor sich gehen können, so ist eben dies das größte aller Wunder.» — Das Werk schließt mit den Worten: «Es ist aber dies nicht so zu verstehen, als ob die Wahrheit der christlichen Religion bloß auf Wahrscheinlichkeiten beruhe, sondern man kann hier mit Recht die höchste moralische Gewißheit annehmen: denn obgleich die Wahrheit des Christenthums nicht mathematisch, ebenso wie ein Lehrsatz des Euklides erwiesen ist, noch unmöglich er-

wiesen werden kann, als welches die Natur der Sache selbst nicht zuläßt, so ist sie doch in der That auf alle nur immer mögliche Weise, wie es bei einer solchen Sache geschehen kann, gegründet, und sie kann daher insofern für einen jeden vernünftigen, aufmerksamen und wohlgesinnten Menschen als demonstrirt angesehen werden, die ferner keinem gegründeten Zweifel mehr Raum lässet; denn wie Bonnet ganz richtig sagt, in moralischen Dingen ist die moralische Gewißheit (und die findet sich hier gewiß) bei vernünftigen Menschen von eben der Würkung als die mathematische Evidenz.»

Was in der gegebenen Uebersicht des berühmten Addisonschen Werkes Vielen sofort mißfällig entgegengetreten seyn wird, der Mangel an sicherer historischer Kritik, der ihn verleiten konnte, den Brief des Abgarus für ächt zu halten, was Tertullian von Tiberius erzählt, als unbedingt wahr anzunehmen u. s. w. wird durch die Correvonschen Noten größtentheils wieder gut gemacht, indem diese im Ganzen mit nicht geringer Gelehrsamkeit und kritischer Nüchternheit abgefaßt sind. Außerdem vermißt man namentlich auch eine recht systematische Anordnung. Ohne die Correvonschen gelehrten Zusätze erscheint das Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt, wo es freilich nicht die curae posteriores seines Vf. erhalten hat, mehr als ein schönes und rühmliches Zeichen für den Vf. selbst, denn als eine gründliche und genügende Apologie für das Christenthum.

4) Paley.

Der Verfasser des zweiten apologetischen englischen Werkes, auf das wir hier näher eingehen wollen, ist der in England und Deutschland mit Ruhm bekannte Wilhelm Paley, Archidiakonus in Carlisle, † 1806, von dem wir bereits vor der hier zu erwähnenden Apologie zwei andere Werke in

deutscher Uebersetzung erhalten hatten: Paley's Grundsätze in der Moral und Politik, mit einigen Anmerkungen und Zusätzen von Garve, Leipzig 1769. 2 Bände. Das andere: Horae Paulinae, Beweis der Glaubwürdigkeit der Geschichte und der Aechtheit der Schriften des Apostels Paulus aus ihren wechselseitigen Beziehungen auf einander, mit Anmerkungen von Henke, Helmstädt 1796. Später als das apologetische Werk ist erschienen: Paley's Theologie der Natur, aus dem Französischen des Pictet übersetzt von v. Keller, Mannheim 1823. Außerdem liegt eine Sammlung von englischen Predigten desselben Vf. vor uns, die zuerst im J. 1808 herauskam, und seitdem vielfach wieder abgedruckt worden. Sein apologetisches Werk, in England das berühmteste unter seinen Werken, erschien 1797 in einer deutschen Uebersetzung unter dem Titel: Uebersicht und Prüfung der Beweise und Zeugnisse für das Christenthum, mit einer Vorrede von Nösselt, und verdiente die Empfehlung Nösselts, mit der es in die Welt trat. Das eigenthümliche Talent des Vfs, welches seine horae Paulinae auszeichnet, ist auch das, was sein apologetisches Werk charakterisirt. Nicht mit Unrecht vergleicht Nösselt seine Manier mit der von Wizenmann in seiner Bearbeitung des Matthäus. Mit der allernüchternsten historischen Kritik, die sich denken läßt, erwägt der Vf. die evangelische Geschichte, und sucht durch die nüchternsten und jedem, der nicht ein absoluter Skeptiker ist, einleuchtenden Schlüsse zu dem Resultat hinzuführen, daß die wunderbare Geschichte, die wir von Christo haben, wahr seyn müsse. Wirgeben von dem merkwürdigen Buche, das wohl unsern Zeitgenossen nicht mehr sehr bekannt ist, im Ueberblick den Gang an, zugleich zur Charakteristik der Art des englischen Räsonnements überhaupt.

«Giebt es einen Gott, der die Welt regiert, so ist —

wenn die Menschen sich entweder vermöge der ursprünglichen oder der verschuldeten Unvollkommenheit von der rechten Erkenntniß göttlicher Dinge entblößt finden — im höchsten Grade wahrscheinlich, daß sich ihnen derselbe offenbaren werde. Aber wie kann eine Offenbarung anders geschehen als durch Wunder? — Ein neuerer Einwand (von Hume) sagt nun, daß kein menschliches Zeugniß in irgend einem Falle Wundern Glaubwürdigkeit verschaffen könne. Es ist nämlich — sagt Hume — jedes Wunder im Widerstreit mit der Erfahrung, dagegen ist es nicht wider Erfahrung, daß Zeugnisse falsch seyn sollten. Bei diesem Einwande findet indeß eine Zweideutigkeit statt. Wider Erfahrung überhaupt sind ja nämlich Wunder nicht — denn wie Viele wollen nicht von wunderbaren Thatsachen Erfahrungen gemacht haben! — sondern nur wider die gewöhnliche Erfahrung. Gerade dieses kann ja nun aber, wenn man den Zweck der Wunder berücksichtigt, unmöglich als Einwand gegen dieselben vorgebracht werden; wären sie Thatsachen der gewöhnlichen Erfahrung, so hörten sie ja eben dadurch auf, außerordentliche Beweise zu seyn. Es findet aber auch noch überdies in den Schlüssen von Hume eine Ungerechtigkeit statt. Was nämlich die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit von Wundern betrifft, so läßt er ganz außer Acht, daß die Ansichten hierüber mit den Ueberzeugungen zusammenhängen, die man von Gottes Weltregierung hat. Steht nämlich die letztere fest, so sind Wunder vielmehr höchst wahrscheinlich. Eben so spricht er nur von der Wahrscheinlichkeit überhaupt, ob Wunder seien, ohne zu berücksichtigen, worauf es hier ankommt, ob sich zur Erreichung sehr weiser Absichten Gottes Wunder denken lassen. Sein Schluß erhält also für Viele nur dadurch etwas Blendendes, daß die erste Hälfte desselben so ganz vag hingestellt ist. Was aber die andere Hälfte betrifft, so macht es sich Hume nur allzuleicht, in-

dem er in den Fällen, wo er ein Zusammenstimmen unzähliger wohlbegründeter Zeugnisse für ein wunderbares Faktum verwirft, unsere Zumuthung, uns dann die Entstehung aller dieser Zeugnisse zu erklären, gänzlich ablehnt. Das aber müssen wir nothwendig von ihm fordern, wenn er die Menge unserer Zeugnisse verwirft, daß er uns alsdann doch wenigstens eine wahrscheinliche Vermuthung gebe, wie sie entstanden seyn können.»

«Prüfen wir nun die Beweise für die Wunder des Christenthums. Ich suche erstens den Satz zu begründen: Es finden sich befriedigende Beweise, daß manche, welche sich für Hauptzeugen der christlichen Wunder angaben, ihr Leben in Gefahren verbrachten, welche zur Bestätigung ihrer Aussagen freiwillig von ihnen übernommen wurden. Zweierlei ist zu dem Ende zu erweisen, 1) daß der Stifter der christlichen Religion und seine Gefährten würklich jene Drangsale erduldeten, 2) daß sie das zur Bestätigung ihrer Aussagen thaten. Jenes läßt sich schon a priori aus dem Gegensatze schließen, in welchen diese neue Lehre zum Juden- und zum Heidenthum trat. Das, was man von dem Fanatismus der Juden zu erwarten haben werde, läßt sich leicht vermuthen. Man meine aber nicht, daß von den Heiden sich so viel besseres erwarten lasse. Was wird man von der Wuth des rohen heidnischen Volkes sich gewärtigen dürfen, wenn ein so fein gebildeter Mann wie der jüngere Plinius, als ihm die Gewalt in die Hände gegeben, über die Christen zu richten, sich so äußerte: «Diejenigen, welche bei ihrem Bekenntniß zum Christenthum beharrten, ließ ich zur Hinrichtung hinführen; denn darüber hatte ich keinen Zweifel, daß ohne Hinsicht auf ihr Bekenntniß, jene Hartnäckigkeit und Unbeugsamkeit bestraft werden müsse.» — Es läßt sich aber auch aus positiven Zeugnissen der heidnischen

Schriftsteller, aus eben jener Stelle des Plinius und noch früher aus Tacitus, Sueton, Juvenal zeigen, daß die Christen in Masse zum Tode geführt wurden um ihres Glaubens willen. Diese Leiden der ersten Zeugen, und zwar, daß sie zur Bestätigung ihrer Aussagen erlitten wurden, werden überdies noch durch die Schriften der ersten Verbreiter der Lehre selbst bestätigt, welche mittelbar und unmittelbar auf die mannichfaltigste Weise dieses Faktum beweisen. Ausspräche des Stifters der Religion über die zukünftigen Leiden seiner Jünger — welche, wenn sie nicht Weissagungen wären, doch nur in einer Zeit untergeschoben worden seyn könnten, wo diese Jünger würklich viele Leiden zu erdulden hatten. Ausspräche des Paulus, Erzählungen der Apostelgeschichte, welche durchaus nicht das Gepräge an sich tragen, als wollten sie die Leiden der Anhänger der neuen Religion übertreiben. Ausspräche der Gefährten und unmittelbaren Nachfolger der Apostel wie des Clem. Romanus. — Ist nun das als gewiß anzusehen, daß damals eine Anzahl Personen aufgetreten war, welche öffentlich eine außerordentliche Geschichte behaupteten, und welche zur Verbreitung des Glaubens daran alle möglichen Leiden übernahmen, so gründe ich darauf den Schluß, daß diese Geschichte auf etwas Wunderbarem beruht haben muß. Denn in welchem Grade und in welchen Stücken auch die Religion selbst bündig und schlußgerecht seyn mochte, so war gleichwohl, wenn es zur Frage kam: «Ist der Zimmermannssohn aus Nazareth derjenige, welchen wir annehmen und hören sollen?» — nichts übrig als die ihm zugeschriebenen Wunder, wodurch seine Ansprüche sich behaupten konnten. Jede Streitigkeit und Untersuchung mußte diese voraussetzen. » —

Es frägt sich nun aber, ob die uns erhaltene Geschichte der Gründung des Christenthums eben diejenige sei, zu deren Bestätigung von den Anhängern des christlichen Religionsstif-

ters die mannichfachen Leiden übernommen wurden — mit andern Worten, ob unsere Geschichte Christi dieselbe ist, welche die Christen damals hatten? Dies läßt sich durch folgende Beweise darthun. Zuerst findet sich keine Spur oder Anzeige einer anderen Geschichte. Es ist nicht, wie bei dem Tode des großen Cyrus, ein Streit zwischen entgegengesetzten Nachrichten, oder zwischen der Glaubwürdigkeit verschiedener Geschichtschreiber. Es findet sich keine Urkunde, kein Rest von einer Nachricht, weder aus der ersten Zeit des Christenthums, noch aus spätern Jahrhunderten, welcher eine von der unsrigen verschiedene Geschichte andeutete. Die entfernten, kurzen, zufälligen Winke von der Sache, welche sich bei heidnischen Schriftstellern finden, halten, so weit als sie gehen, gleichen Schritt mit uns. Sie bezeugen die Thatsachen: daß die Anstalt ihren Ursprung von Jesu hatte; daß der Stifter als ein Uebelthäter unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde; daß gleichwohl die Religion sich in Judäa verbreitet, von dort in andere Länder fortgepflanzt wurde u. s. w. Sie gehen weiter und schildern das Betragen der ersten Christen in Ausdrücken, welche vollkommen mit den in unsern Büchern vorhandenen Nachrichten übereinstimmen, daß sie sich an einem gewissen Tage zu versammeln pflegten, daß sie Lieder auf Christum als auf einen Gott zu singen pflegten, daß sie sich verbündeten keine Laster zu begehen, ihre Versprechen genau zu halten, anvertraute Gelder nicht abzuleugnen u. s. w. Man sehe den Brief des jüngern Plinius, von welchem Bonnet sagt: «Bei Vergleichung desselben mit der Erzählung der Apostelgeschichte, glaube ich keinen andern Schriftsteller zur Hand genommen zu haben, sondern noch immer den Geschichtschreiber dieser außerordentlichen Gesellschaft fortzulesen.» «Es ist unglaublich (sagt Lucian, de morte Peregrini T. 1. p. 565. ed. Graev.), mit welcher Schnelligkeit sie ver-

fahren, wenn von irgend einigen ihrer Freunde bekannt ist, daß sie in Noth sind. Sie sparen nichts bei einer solchen Gelegenheit — denn diese elenden Menschen haben darüber keinen Zweifel, daß sie unsterblich seien und ewig leben werden, daher verachten sie den Tod und manche geben sich zum Leiden hin. Ueberdem hat ihr Gesetzgeber sie gelehrt, daß sie alle Brüder sind .... auch haben sie eine unbeschränkte Gleichgültigkeit gegen alle Dinge dieser Welt und betrachten sie als ein Gemeingut.» — Werfen wir ferner einen Blick auf die christlichen Schriftsteller, von dem ersten Zeitalter bis zum gegenwärtigen, so bleiben sie in ihren Erörterungen, Rechtfertigungen und Streitigkeiten immer bei jener Geschichte Christi stehen, wie wir sie kennen. Die Hauptbegebenheiten, die vorzüglichsten Personen sind in allen gleich. Dieser Beweis wird besonders stark erscheinen, wenn man weiß, daß wir im Stande sind, die Reihe von Schriftstellern bis auf einen Berührungspunkt mit den Geschichtsbüchern des N. T. zurückzuführen. Die vorhandenen Briefe der Apostel haben nicht im mindesten die Absicht, die Geschichte Christi auf die entferntesten Zeiten zu bringen oder auch nur ihren Zeitgenossen bekannt zu machen. Zufällig entdecken sie uns aber folgende Umstände: «Christi Abkunft und Familie, die Unschuld seines Charakters, sein erhabenes Wesen, seine Beschneidung, sein Leben voll Widerspruch und Leiden, seine Ergebung, die Einsetzung des Gedächtnißmahls, seinen Kampf, sein Bekenntniß vor Pontius Pilatus, seine Schläge, Kreuzigung u. s. w. In einem Briefe, welcher den Namen des Barnabas führt und wenigstens sicher in jene Zeit gehört — finden wir die Leiden Christi erwähnt, die Erwählung der Apostel und ihre Zahl, seinen Kampf, das Purpurkleid, den Weinessig und die Galle, das Loosen um das Kleid, das Auferstehen am ersten Tage der Woche — die mancherlei Wunder, die er gethan. — Ebenso finden sich gelegentliche

Erwähnungen aus der Geschichte Christi, die völlig mit unsrer evangelischen Geschichte übereinstimmen, in einem Briefe des Clemens, eines Zuhörers des Paulus, in einem Briefe des Polykarp, des Ignatius u. A. Selbst in den untergeschobenen fabelhaften Büchern finden wir die Grundzüge unserer Evangelien fast sämmtlich wieder. — Es ist auch das nicht zu übersehen, daß wir kirchliche Einrichtungen, namentlich Feste, von den ersten Zeiten an bei den Christen finden, welche auf die wunderbaren Thatsachen der Geschichte hinweisen, wie unsre Evangelien sie uns erzählen. — Noch bleibt aber die Frage übrig, ob denn auch in dem Einzelnen ihrer Berichte unsere Evangelienschreiber Glauben verdienen? (S. 109.) Hier ist zuvörderst die Bemerkung zu machen, daß die Lage dieser Schriftsteller eine solche war, daß es zu unsrer Absicht hinreicht, wenn auch nur eines der vier Bücher ächt seyn sollte. Denn der anerkannte Verfasser des ersten Evangeliums war ein Apostel. Der des zweiten war damals ein Einwohner von Jerusalem, in dessen Hause sich die Apostel zu versammeln pflegten, er selber war ein Begleiter eines der vorzüglichsten aus dieser Anzahl. Der anerkannte Verf. des dritten war ein beständiger Reisebegleiter des thätigsten unter allen Lehrern der Religion, und auf seinen Reisen häufig in der Gesellschaft der ersten Apostel. Er hebt, was wohl zu merken, seine Erzählung mit der Erklärung an, nach der Aussage von Augenzeugen erzählen zu wollen. Der anerkannte Verf. des vierten war so gut als der Verf. des ersten, einer von den Aposteln. Kein stärkeres Zeugniß für die Wahrheit einer Geschichte kann aus der Lage des Geschichtschreibers genommen werden, als was hier sich darbietet. Die Verff. aller der Geschichten lebten zu der Zeit und an dem Orte. Die Verff. zweier dieser Geschichten waren bei manchen Auftritten, welche sie beschrieben, gegenwärtig — Augenzeugen von den Begebenheiten, Ohrenzeugen von

den Reden, sie schrieben aus persönlicher Kenntniß und Erinnerung, und was ihr Zeugniß verstärkt, sie schrieben über einen Gegenstand, mit welchem ihr Gemüth tief beschäftigt war und wovon die historischen Stellen beständig lebhaft in ihrem Gedächtnisse bleiben mußten, weil sie sehr häufig genöthigt waren, Andern die Erzählungen zu wiederholen. — Beweis der Aechtheit sämmtlicher Evangelien — auch werden sie, wenn sie angeführt werden, stets mit der größten Ehrfurcht und als göttliche Urkunden angeführt. — Sind nun diese Berichte über die Geschichte des christlichen Religionsstifters ächt, so ist auch die hier niedergelegte wunderbare Geschichte diejenige, welche von den ersten Verkündigern vorgetragen wurde, und daß dieselbe Wahrheit seyn müsse, läßt sich mit Grund aus den Leiden schließen, welche sie übernahmen, um derselben Glauben zu verschaffen.»

«Wir kommen nun zu unserm zweiten Satze: Es finden sich keine befriedigenden Beweise, daß Personen, welche sich als Hauptzeugen für andere Wunder angaben, die in ihrer Art eben so gewiß waren, wie diese, zur Bestätigung ihrer gegebenen Aussagen und ganz eigentlich zufolge ihres Glaubens an jene Aussagen, auf die nämliche Weise gehandelt hätten. Ich leite diesen Theil meines Beweises durch die Erklärung ein, wie weit mein Glaube an wundervolle Nachrichten geht. Wenn der verstorbene Hr. Howard seine Arbeiten und Reisen (zur Verbesserung der Gefängnisse) zur Bezeugung und in Folge eines deutlich erlebten Wunders unternommen hätte, so würde ich ihm geglaubt haben. Oder wenn Sokrates Wunder in Athen zu verrichten vorgegeben hätte — wenn die Freunde des Sokrates Phädo, Kebes, Krito, Simmias, Plato im Vertrauen auf das Zeugniß, welches diese Wunder seinen Ansprüchen gaben, mit Gefahr ihres Lebens und mit gewissem

Verlust ihrer Bequemlichkeit und Ruhe, in Griechenland nach seinem Tode umhergegangen wären, um seine Lehren bekannt zu machen und zu verbreiten — und wenn diese Dinge uns auf eben die Art bekannt geworden wären, wie das Leben des Sokrates jetzt auf uns gekommen ist, durch die Hände seiner Gesellschafter und Schüler, das heißt, durch Schriften, welche ohne Zweifel als die ihrigen anerkannt wurden, von dem Zeitalter, in welchem sie bekannt gemacht wurden, bis auf das gegenwärtige, so würde ich dieses gleichfalls geglaubt haben. Und mein Glaube würde um so mehr zunehmen, wenn etwas dadurch bezeugt würde, wobei der Menschheit daran gelegen wäre, es von solcher Hand zu wissen; wenn die Beschaffenheit des Inhalts diese Art des Beweises erforderte. Ich würde dem Zeugniß in diesen Fällen geglaubt haben — aber jeder derselben nähert sich bloß der apostolischen Geschichte. Wenn jemand die Beistimmung zu diesem Zeugniß Leichtgläubigkeit nennen wollte, so ist er wenigstens verbunden, Beispiele anzuführen, wo das nämliche Zeugniß trüglich ausgefallen ist. Und dies enthält genau die Frage, welche wir jetzt vorzunehmen haben. Wir müssen nämlich nothwendig folgende Unterscheidungen machen: 1) Nachrichten, die einige hundert Jahre später als die Begebenheiten, und von denen der Verf. wenig mehr wissen konnte als der Leser, gehören nicht hierher. Unsere Geschichte ist gleichzeitig. Dieses einzige Kriterium befreit uns von der wundervollen Geschichte des Pythagoras, der 500 Jahre vor Christo lebte, und von welchem 300 Jahre nach Christus Porphyr und Jamblich wunderbare Begebenheiten berichtet haben; — desgleichen von den Wundererzählungen des Livius, von der griechischen und römischen Mythologie, von dem größten Theil der katholischen Legenden. Eben so fällt bei diesem Kriterium das Gewicht hinweg, welches man auf die Wundererzählungen von Apollonius von Tyana legt, die erst mehr als

100 Jahre nach dessen Tode von Philostratus beschrieben wurden. Von dem Werthe dieses Beweises hat man ein sehr genaues Beispiel (S. 248.) in der Geschichte von Ignatius von Loyola. Sein Leben, welches von einem seiner Begleiter und von einem Mitgliede seines Ordens verfaßt wurde, erschien ungefähr 15 Jahre nach seinem Tode. In dieser Lebensbeschreibung ist der Verf. so wenig geneigt, ihm Wunder beizulegen, daß er vielmehr Gründe angiebt, warum ihm diese Macht versagt worden sei. Diese Lebensbeschreibung erschien nach 15 Jahren auf's Neue mit manchen Zusätzen, wobei aber noch immer von Wunderwerken nichts vorkommt. Als Ignatius beinahe 60 Jahre todt war, machten die Mitglieder seines Ordens, wie es scheint, den ersten Versuch, ihm eine Reihe von Wundern beizulegen. — 2) Sind die Wunder in weitentfernten Gegenden geschehen, so bedarf es eines genauen Nachweises, daß sie in jenen Gegenden selbst allgemein geglaubt und angenommen waren. Dies war der Fall in den christlichen Gemeinden Judäas, von denen aus die Botschaft in fremde Länder gebracht wurde. Eben dieses ist aber nicht der Fall mit den Wundern des Apollonius von Tyana oder auch des Xaverius, die in Indien vorgefallen seyn sollen, ohne daß wir zuverlässige Kunde davon haben, daß sie in Indien allgemein bekannt und geglaubt worden wären. — 3) Es müssen die Nachrichten nicht vorübergehende, allmählig wieder verhallende Berichte seyn. Dies war beim Christenthum nicht der Fall. Die nachherigen größeren Begebenheiten knüpften sich vielmehr alle an jene ersten Ereignisse. — 4) Die Nachrichten müssen nicht einzelne, unzusammenhängende Bruchstücke, wie etwa die Fragmente des Manetho, seyn. Die evangelischen Wundererzählungen sind nun aber vielmehr auf's genauste und innigste mit der ganzen Lehre des Christenthums wie mit seiner Geschichte verwoben. — 5) Auch Bestimmtheit in Namen, Zeit, Ort der Begeben-

heit ist ein Kennzeichen für die Glaubwürdigkeit. Von dieser Art ist z. B. die Bestimmtheit in der Heilung des Blindgebornen (Joh. 9.), oder die Erzählung vom Schiffbruch des Paulus (Apg. 27.). Bestimmtheit und Wahrheit scheint immer im Verhältniß zueinander zu stehen. Man vergleiche die unbestimmten Nachrichten des Manetho von den ägyptischen Dynastien, des Ktesias von den assyrischen Königen mit Thukydides vom peloponnesischen oder Cäsar vom gallischen Kriege. — Ich läugne indeß nicht (S. 253.), daß nicht oft auch Erdichtung die Bestimmtheit der Wahrheit hat; aber dann bemerken wir auch das Erkünstelte und Ausgearbeitete. Weil indeß Erfahrung zeigt, daß Bestimmtheit nicht bloß auf Wahrheit eingeschränkt ist, so habe ich bloß angegeben, daß sie ein Beweis der Wahrheit nur für einen gewissen Umfang ist, das heißt, sie bringt die Frage auf den Umstand zurück — ob wir uns auf die Redlichkeit des Erzählers verlassen können oder nicht, wodurch unser gegenwärtiger Beweis beträchtlich gewinnt, denn von Wenigen wurde den Evangelisten ein ausdrücklicher Versuch zu betrügen vorgeworfen; und nur in diesem Falle kann Bestimmtheit ohne Wahrheit statt finden. —

6) Es kommt darauf an, ob von der Wahrheit einer wunderbaren Erzählung etwas abhängt oder nicht. So gehen Geschichten von Gespenstern aus einer Hand in die andere, ohne genau untersucht zu werden, weil sie eben nicht lebhaft genug das Interesse anregen, um eine Untersuchung zu veranlassen. Bei der evangelischen Geschichte war es aber ganz anders. Davon, ob Christi Wunder wahr gewesen oder falsch, hing dann wieder die Entscheidung der Frage ab, ob dieser der Erlöser seiner Nation sei oder nicht. Wer nur der Nachricht Gehör gab, er mochte Heide oder Jude seyn, konnte sich des Gedankens nicht enthalten: «Sind diese Dinge wahr, so mußt du deinen bisherigen Ansichten und Grundsätzen ent-

sagen.» Ohne eine ernste Untersuchung, auf eine bloße leere Aussage hin, hätte nun das gewiß keiner gethan. — 7) Ist auch das ein wichtiger Fragpunkt: dienen die Wunder zur Bestätigung von Volksmeinungen und Volksvorurtheilen, wie etwa wenn unter den Papisten Wunder geschehen, welche ihren Wahn von der Brotverwandlung zu bestätigen dienen, oder sind die Wunder der Art, daß sie eine den verkehrten menschlichen Neigungen und Volksvorurtheilen entgegengesetzte Lehre als wahr erweisen? — Es wird aber denen, welche die evangelische Geschichte bestreiten, das Recht zugestanden, sich selbst diejenigen Beispiele auszuwählen, die sie den Wunderthaten Christi entgegenstellen möchten. Hume wählt dazu die Heilung eines Blinden und Lahmen in Alexandrien durch Vespasian nach der Erzählung des Tacitus — ferner die Wiederherstellung eines Gliedes bei einem Diener in einer spanischen Kirche nach der Erzählung des Kardinals Retz — endlich die Heilungen am Grabe des Abbé Paris am Anfange des 18ten Jahrhunderts. Prüfung aller dieser vorgeblichen Wunderthaten, woraus erhellt, daß sie mit den im N. T. erzählten keinen Vergleich aushalten.»

Hiermit schließt der erste Theil von Paley's Werke. Es folgen im zweiten Theile die Nebenbeweise, und hier tritt nun eine bunte Reihe der verschiedenartigsten Gegenstände auf: 1) Weissagung, 2) die Sittenlehre des Evangeliums, 3) die Redlichkeit der Schriftsteller des N. T., 4) Gleichmäßigkeit des Charakters Jesu, 5) Eigenthümlichkeit des Charakters Jesu u. s. w. Der dritte Theil giebt Betrachtungen über einige gewöhnliche Einwürfe: 1) Die Abweichungen in den verschiedenen Evangelien, 2) Verwerfung des Christenthums u. s. w. Die eigenthümliche Manier des Verfs. zu zeigen, reicht dasjenige hin, was wir ausführlich aus dem ersten Theile mitgetheilt haben. Es zeigt sich zuvörderst, daß Paley auf eine ganz übertriebene Weise den Glauben an

das Christenthum auf die Wunder gründet, und zwar ohne daß er gleich am Anfange überzeugend dargethan hätte, daß sich das kühne Auftreten der Apostel gar nicht anders als durch die Annahme von Wundern im Leben Christi erklären lasse. Durch diesen übertriebenen Wunderbeweis, durch das gänzliche Außerachtlassen der christlichen Glaubenslehre, durch die Art, wie er die christliche Sittenlehre unter den Neben beweisen anbringt u. s. w., zeigt sich auch Paley als zu der Klasse jener englischen Apologeten gehörig, welchen in das Wesen des Christenthums die rechte, tiefe Einsicht mangelt. Dagegen wird Niemand den großen Scharfsinn und die große Gewandtheit verkennen, welche der Mann in diesem, wie in seinen andern Werken an den Tag legt.

Noch immer ist Paley unter den Engländern ein standard work und verdient auch unter uns Beachtung.

Χρῆ μέντοι τὸν ἅπαξ παραδεξάμενον τοῦ κτίσαντος τὸν κόσμιον εἶναι, ταύτας τὰς γραφὰς πεπεῖσθαι, ὅτι ὅσα περὶ τῆς κτίσεως ἀπαντᾷ τοῖς ζητοῦσι τὸν περὶ αὐτῆς λόγον, ταῦτα καὶ περὶ τῶν γραφῶν — dieses treffliche Wort des Origenes (Philoc. ed. Cant. p. 28.) ist es, welches dem dritten apologetischen Werke der Engländer, das wir hier erwähnen, zu Grunde liegt. Es ist dieses das unter Britten und Deutschen (vgl. Schröckh, Kirchengesch. seit der Reform. Thl. 6. S. 206. Stäudlin, Gesch. der theol. Wissensch. S. 465. urtheilt über Butler sehr oberflächlich) hochverehrte Werk: the analogy of religion natural and revealed to the constitution and course of nature, Lond. 1736. corrected with a preface, giving some account of the character and writings of the author by Samuel, Lord Bishop of Glouccster 1788. Deutsch (von Spalding), Leipz. 1756. Tüb. 1779. Neu umgearbeitet und in einem verbesserten Auszuge von Schreyer. Dresd. 1787. Außerdem ist ein Hirtenbrief des würdigen Mannes, der 1752 als Bischof von

Durham starb, und sind auch seine Predigten berühmt worden. Er wurde nach seinem Tode von seinem Freunde Samuel, Bischof von Gloucester, wegen des Vorwurfs einer Hinneigung zum Katholicismus vertheidigt.

5) Butler.

Giebt es für das Reich der Natur wie für das der Gnade nur Einen gemeinschaftlichen Herrn, so ist es eine heilige Pflicht, daß unter Seinem Throne der Naturkundige und der Schriftgelehrte sich die Hände reichen, und gemeinsam in die Harfe greifen, um Ihm einen Psalm zu singen. Das schönste Resultat der so vereinten Bestrebung des Naturkundigen und Schriftgelehrten wäre ein Werk, das in höherem Chor und Styl darstellte, was Butler anstrebte, aber in gar geringem Maaße erreichte. Was nämlich zuerst an dem vielberühmten Werke mangelhaft entgegentritt, ist dies, daß es eigentlich nicht von der Analogie des Reichs, sondern des Laufs der Natur mit dem Gnadenreich spricht, d. h. von dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, von der Verknüpfung der Begebenheiten in der Welt. So befinden wir uns denn bloß im Gebiet einer ordinären, nüchternen Reflexion über das, was man täglich passiren sieht. Aber in der That, die Aufgabe hätte einige Klaftern tiefer gefaßt werden müssen. Aus jenen geheimen Gründen der Natur heraus, wo ebenso wie in der Offenbarung jedes gewonnene Licht wieder zu einem höheren Dunkel wird, hätte der Stoff geholt werden müssen. Dann hätte nicht bloß ein hausbackner common-sense, sondern auch die Vernunft ihre Befriedigung gefunden. Wir haben zwei Männer in Deutschland, von denen ein Butlerus redivivus im höhern Styl zu erwarten wäre, das ist Schubert und Steffens, doch müßte dabei nicht bloß geflogen, sondern auch viel zu Fuß gegangen werden. — Eine andere schwache Seite an dem Buche ist die große

Breite der Darstellung, die dessen Lektüre, besonders in der deutschen Uebersetzung, sehr langweilig macht. Das beständige Zufußgehn macht auch müde, besonders im Sande. — Endlich ist die Betrachtungsweise der göttlichen Dinge gar zu mechanisch und anthropomorphisch. Dieser Anthropomorphismus ist aber auch wieder nicht kräftig, sondern verzweifelt zuweilen an sich selbst. —

Dagegen ist als Vorzug zuerst anzuerkennen, daß der fromme Bischof die christlichen Grundwahrheiten nicht wie andere Apologeten in den Hintergrund stellt, sondern festzuhalten bemüht ist, Dreieinigkeit, Erlösung, Erbsünde u. s. w., nur daß eben hier die Auffassung an dem eben angegebenen Mangel leidet. Man liest immer nur von Veranstaltungen, Einrichtungen, Anordnungen, und glaubt, es weniger mit dem Herrn Himmels und der Erden, als mit einem gescheidten Polizeidirektor zu thun zu haben. Diese Betrachtungsweise herrscht überhaupt bei den Engländern vor. Sie denken mehr an Institute und Charten, als an Trieb- und Springfedern. Auch hätte der ehrwürdige Bischof manchmal etwas wärmer werden mögen, wenn er von dem redet, was zwischen Zeit und Ewigkeit entscheidet. Englands Genius sagt: In matters of such kind 'tis passion, to be calm. Wer mag es ertragen, wenn der bedachtsame Mann sich äußert: «Wer also sagt, die Offenbarung ist etwas völlig Ueberflüssiges, spricht, meinem Bedünken nach, sehr unüberlegt.» Hat er nicht gefühlt, daß sein Bedünken eine vom Geist Gottes gewürkte Ueberzeugung war, und daß er also verpflichtet war, etwas objektiver von der Sache zu sprechen! — Allerdings ist die Einsicht Butlers in das Wesen der christlichen Offenbarung tiefer, als die vieler andern Apologeten. Dies giebt sich namentlich darin zu erkennen, wenn er aufmerksam macht, wie man durchaus bei den Beweisen für's Christenthum nicht vereinzelt von diesem oder jenem sprechen könne. Hier sei ein

göttlicher Bau von sechs Jahrtausenden (die ganze alttestamentliche Oekonomie), der sich bis in unsere Zeit fortziehe, ein Theil stütze den andern, und der Effekt des Ganzen müsse hier entscheiden (S. 328. 356. der deutschen Uebers. von Spalding). Indeß spricht er doch nur von historischen Beweisen, und stellt ebenfalls wie seine Zeitgenossen Wunder und Weissagungen als das erste oben an (S. 327.). Auch trennt er gar zu sehr natürliche und geoffenbarte Religion, und sieht die letztere, wie er vielfach es ausspricht, nur als etwas Accessorisches an. Giebt man den Gegnern diese Trennung vollkommen zu, so hat man sein Spiel verloren. Was für ein unnatürliches Ding die natürliche Religion ist, haben für uns Deutsche Schleiermachers Reden über die Religion hinlänglich ausgemacht. — Ferner fehlt es in dem Buche nicht an einzelnen treffenden Stellen und nachgewiesenen Analogien, wiewohl man deren viel mehr wünscht. Bemerkenswerth ist es, daß sich schon hier der bei Lessing vielgerühmte Gedanke findet: *) Was uns, die wir die Wunder des Herrn nicht mit Augen gesehen, dadurch abgeht, wird uns reichlich ersetzt durch die Aussicht auf achtzehn Jahrhunderte rückwärts, in denen die Weissagungen Christi sich erfüllt haben (S. 302. bei Butler). Auf den Einwand, daß die Offenbarung nicht früher und nicht allgemeiner bekannt worden, entgegnet er, daß auch die Heilkräfte für das leibliche Wohl, wie etwa die Chinarinde, Jahrtausende lang im Schooße der Natur liegen blieben, während doch nichts mehr sich erwarten läßt, als daß, wenn einmal der Schöpfer sie in die Natur legte, er auch dafür sorgen würde, daß sie sofort bekannt würden. Ebenso finde sich in allen andern Beziehungen auf der Erde, auch hinsichtlich der edelsten Gaben: Reli-

---

*) Lessing in der Duplik, auch von Twesten, Dogm. 2. A. S. 379. rühmend durchgeführt.

gion, Staatswohl, Kunst, Einsicht in die natürliche Religion u. s. w., die größte Ungleichheit unter den Menschen, die aber sofort ihr Anstößiges verliert, wenn man bedenkt (S. 305.), daß, nach der Schrift, «ein jeder angenehm seyn soll nach dem, was er hat, nicht nach dem, was er nicht hat (2 Kor. 8, 12.). *) Butler hätte nur hier auch noch die andere, so sehr übersehene Seite der Sache hervorheben sollen, die Schuld, welche die Christen selbst an der geringen Ausbreitung des Evangeliums haben. Wäre die Christenheit des Morgenlandes nicht salzlos geworden, wie hätte der Muhammedanismus dort diese Herrschaft erlangen können? Hätte die Liebe zu Gott und den mitgefallenen, aber auch miterlöseten Brüdern recht im Herzen der Christen gewohnt: würde die Kirche wohl je jenen Missionseifer verloren haben, den sie in den ersten Zeiten offenbart? Warum hat dieses Werk Gottes, die Verbreitung des Lichts unter die Heiden, so lange still gestanden? — Was den Einwand anlangt, daß doch so vieles in der Offenbarung ganz den Erwartungen widerspricht, die wir in voraus davon haben, und unzweckmäßiges Mittel zu seyn scheint, daß die Art des göttlichen Unterrichts in derselben uns so viel Auffälliges und Unpassendes zu haben scheint, so giebt Butler dies zu bedenken: Sehen wir einmal von der Art ab, wie wir faktisch zu unserer Erkenntniß der natürlichen Religion gelangen, stellen wir uns auf einen aprioristischen Standpunkt, sollte uns wohl auf einem solchen unsere Vernunft gesagt haben, daß Gott gerade auf diese Weise, wie es jetzt geschieht, und in dem Maaße (und zwar geschieht es in einem gar un-

*) Eine sehr geschickte und treffende Anwendung dessen, was Paulus von dem Gebrauch der zeitlichen Güter sagt, auf das, was auch von denen gilt, die Christus (Luc. 16, 11.) die ἀληθινὰ nennt. In Bezug auf die religiöse Erkenntniß liegt derselbe Sinn in Luc. 12, 47. 48, womit man — zum richtigen Verständniß des οὐκ ἔχειν, welches hier komparativ steht, „wenig haben" — vergleiche. Matth. 13, 22.

vollkommnen Maaße) den Menschen eine natürliche Gotteserkenntniß geben würde? Gewiß würden die verschiedenartigsten Konjekturen über das, was Gott thun würde und könnte, zu Tage gekommen seyn. Ja, man bedenke nur, wenn vor der Erscheinung des Heils in Christo die sterblichen Weisen gefragt worden wären: Gott will nun das Heil der Welt kommen lassen, was muß zu dem Ende geschehen? — was wäre dann wohl die Antwort gewesen? Würden alle Weisen und Großen würklich nur Eine Antwort gehabt haben? Und nun — nachdem das Heil geschichtlich gerade so und nicht anders offenbar worden, sollten wir uns wundern, wenn tausend Klügler kommen und es hinterher besser machen wollen? Es würde einen nicht geringen Eindruck auf die deistischen Zweifler gemacht haben, wenn uns Butler gerade hier einen kleinen Katalog der Skandale geliefert hätte, welchen die Vernunft in der gegenwärtigen Natureinrichtung begegnet. Wie? Eine Erde, welche doch vernünftigerweise vorzüglich zum Wohnsitz der Menschen und nicht der Wallfische bestimmt ist, hat Ein Dritttheil Land und zwei Dritttheile Wasser? Und auf dem kleinen Landflecken wieder ein Sechstheil durch Kälte und Hitze, Sand und Morast unbewohnbar, und da, wo nicht völlig unbewohnbar, doch nur so ausgestattet, daß Herder von den Eskimos sagen muß (in seinen Ideen zur Philos. der Gesch. der Menschh.): «Die Natur hätte nur eine Probe anstellen wollen, wie weit wohl der Mensch unter den ungünstigsten Verhältnissen der Entwickelung fähig wäre.» Und wenn Herder hinzusetzt: «und der Mensch hat die Probe bestanden,» so ist das wohl nur ein verfehltes Kompliment für die Eskimos, die solche Artigkeit keinesweges zu vergelten wissen, indem sie den Namen «Mensch» für keinen als für ihres Gleichen in Anspruch nehmen zu dürfen glauben. Doch wenn dies das Einzige wäre, daß dem Menschen sein Streifen Land, darauf er Fuß

faßt, so eng zugemessen ist, — warum aber soll er ihn nun auch noch mit sämmtlichen Raubthieren und Reptilien theilen? Freilich werden jene Theodiceehelden, welche, nach Lichtenberg, des Schöpfers Weisheit bewundern, der der Katze gerade da ein Loch ins Fell geschaffen, wo die Augen sitzen, auch bei dieser Frage nicht in Verlegenheit seyn, aber es steht sehr zu bezweifeln, ob sie, bei aller in dem Krokodillen-, Ratzen- und Krötengeschlecht bewunderten göttlichen Weisheit, im geheimsten Herzensgrunde eine rechte Freundschaft mit ihnen schließen und sie nicht am Ende doch für überflüssige Gäste und Mitesser ansehen. — Mit solchen und ähnlichen Fragen, von denen Lichtenberg mit so manchen aufwarten könnte, ließen sich in der That die vorwitzigen Deisten noch ein gut Theil mehr plagen und ängstigen, als sie es mit den Offenbarungsgläubigen versuchen. Diese nämlich sind ja insofern im großen Vortheil, als sie ihre Antwort nicht zuerst zu geben brauchen, sondern jene.

Doch wir geben eine Uebersicht dessen, was bei Butler sich findet. — Der erste Theil will die Annahme der Wahrheiten der natürlichen Religion durch die Analogie des Naturlaufs rechtfertigen, der zweite die des Christenthums: des Mysteriums der Dreieinigkeit, der Verdammung derjenigen, welche an das Evangelium, wenn es ihnen dargeboten wird, nicht glauben, und des Mysteriums der Versöhnung — denn völlig verschlossenes Geheimniß bleiben Butlern alle positiven Glaubenslehren. Das stellvertretende Leiden Christi wird dadurch probabel gemacht, daß man ja Leiden zum Besten Anderer in jeder Gemeinschaft finde, der Eine übernehme aus Liebe für den Andern Leiden, der Eine müsse unwillkührlich die Sündenfolgen oder Sündenstrafen, die der Andere auf sich geladen, mit tragen. Hier hätte natürlich tiefer auf den Gegenstand eingegangen werden müssen. Am belehrendsten ist im zweiten Theil das dritte und vierte Ka-

pitel: Von unserm Unvermögen zu beurtheilen, was man in einer Offenbarung zu erwarten habe. — Von dem Christenthum, als einer Verfassung, die nicht vollkommen begriffen werden kann. — Angehängt sind zwei Abhandlungen: 1) Von der persönlichen Identität; 2) Von der Natur der Tugend — wo gezeigt werden soll, daß sie auf einem angebornen Sinn der Unterscheidung von Recht und Unrecht beruht, und daß sie nicht bloß aufzulösen sei in den Begriff des Wohlseyns, vielmehr bestehe der Unterschied von Recht und Unrecht, auch abgesehen von dem von Wohl- und Uebelseyn.

Noch bemerken wir, daß der Verf. wohlgethan haben würde, wenn er dem Werke eine gründliche Betrachtung über die Beweiskraft vorangeschickt hätte, welche die Erwägung der Naturanalogien an die Hand giebt. Der Nachweis einer würklichen, treffenden Analogie für das Geistliche im Reich der Natur ist mehr als ein schales Gleichniß, das nur verdeutlicht. Man merkt es sofort, wenn man eine treffende Analogie vernimmt, daß sie mit einer ganz andern Kraft auf uns würkt, als die bloße Vergleichung. Wenn die Verpuppung der Raupe und ihre Verjüngung als Schmetterling, wenn der Tod des Winters und das erneute Leben des Frühlings uns vorgeführt werden, um daraus auf die Auferstehung unserer Hülle schließen zu lassen, so ist uns das Beweis. Das Bewußtseyn der Einheit des Gesetzes, das die Natur und die Geisterwelt regiert, liegt zu tief in unserm Gemüthe. Aber freilich die Natur antwortet nur so viel, als du ihr abfrägst. Du mußt zu fragen verstehen. Einige schöne Andeutungen hierüber enthält auch Stier's Aufsatz von der biblischen Bildsprache im ersten Theil seiner Andeutungen.

Was die neuere apologetische Litteratur Englands betrifft, so hat uns bereits die Nachricht eines englischen Gelehrten selbst (Litt. Anz. 1831. No. 45. S. 356.) unterrich-

tet, wie man auch in dieser Beziehung sich genügen läßt an dem, was die Väter vererbt haben, weshalb denn auch jetzt am meisten im Umlauf sind die Werke von Addison, Leland, Paley, Butler, Benson u. A., indeß sind doch auch in neuerer und neuester Zeit sowohl in England und Schottland, als auch in Amerika manche speciellere und allgemeinere apologetische Werke erschienen. Wenig bedeutend an sich und nur wegen der hohen Stellung und des ruhmwürdigen Charakters seines Verfs. ist das Werk von Porteus, Lord Bischofs von London: Evidence of the christian religion, deutsch von Rördansz, Königsb. 1826. Mehr eine populare Dogmatik, aber doch auch zu apologetischem Behufe dienend, ist das treffliche Werk von John Brown, Prediger in Haddington: A compendious view of natural and revealed religion in seven books, Lond. 1817. Nicht ohne Geist ist von einem amerikanischen Parlamentsgliede geschrieben: Essays on the nature and use of various evidences of revealed Religion by Julian Verplanck Esq. «Quis tandem me reprehendat, si quantum alii tempestivis conviciis, quantum aleae, quantum pilae, tantum mihi egomet ad haec studia recolenda sumpsero.» Cic. New-York. 1824. Der Verf. spricht unter Anderm gut gegen die Einseitigkeit der Bacoschen Empiriker in Schottland (Chalmers) und der Hutchinsonianer in England (Bischof. Horne, Dr. Patten u. A.), welche absolut gar nichts von andern als historischen Beweisgründen wissen wollen. Von alttestamentlicher Seite aus wird der Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums geführt in: Robert Haldane, the evidence and authority of divine revelation. Being a view of the testimony of the law and the prophets, to the Messiah with the subsequent testimonies. Edinburg 1816. 2 Bde. Wie man die Einwendungen zu widerlegen habe, welche aus den schwierigen Schriftstellen entlehnt werden, sucht zu zeigen: On scripture difficulties.

Twenty discourses preached before the university of Cambridge in the year 1822 at the lecture founded by the Rev. John Hulse, by C. Benson. Cambr. 1822. Auch haben wir zu erwähnen das geistvolle Werk von Erskine: Remarks on the internal evidence of the truth of revealed religion, ins Deutsche übersetzt von Leonhardi, Leipz. 1825. Mit welchem Werke ein anderes, späteres, nicht weniger eigenthümliches und geistvolles zu verbinden ist: An essay on faith, Edinb. 1822, welches wir ebenfalls in einer Uebersetzung erhalten haben: Versuch über den Glauben. Nebst einer Vorrede der Herzogin von Broglio, aus dem Franz. von M. Krüger, herausgegeben von Dr. Hahn, 1829. Erskine und Chalmers, the evidence and authority of the christian revelation (7te Ausg. 1824) sind ohne Zweifel die am meisten gelesenen und einflußreichsten der neuern apologetischen Schriften. Auch eröffnet der geistvolle Erskine eine neue Behandlung der Apologetik für seine Landsleute.

6) Chalmers.

Wir wollen hier nur noch eines speciell apologetischen Werkes des Dr. Chalmers Erwähnung thun, welches für Manche auch unter uns nicht ohne Interesse seyn wird. Es ist dies nämlich sein Buch: A Series of discourses on the christian revelation, viewed in connection with the modern astronomy, by Thomas Chalmers (jetzt Prof. der Theol. in Edinburg) of Tronchwich, Glasgow. 6te Ausg. Edinb. 1817. Der glänzende Redner, der wohl unter seinen Landsleuten das Prädikat eines brilliant genius nicht mit Unrecht führt, zieht hier gegen die wohl auch unter uns oft genug vernommene Gegenrede zu Felde: Haben die Fortschritte unserer Astronomie uns den Blick eröffnet in Fernen, die mit jeder neuen Entdeckung ungemessener werden, wer kann ferner glauben, daß die kleine Erde würklich zum Schauplatz sollte erwählt worden seyn, wo der, aus dessen Schooß jene Unendlichkeit her-

vorging — wo ein Gott litt und starb! — Man könnte nun freilich ohne Weiteres mit der Gegenfrage bedienen, welche das Quarterly Review den Socinianern in Betreff der Engelerscheinungen entgegensetzt, wie viel Quadratmeilen wohl ein Planet haben müsse, um einer Inkarnation des Ewigen den gehörigen Anstand zu verleihen? — und wer fühlte nicht die Armseligkeit eines solchen Maaßstabes des Erhabenen! — Dr. Chalmers geht aber gründlich zu Werke. Zuvörderst weiß er als ein geschickter Feldherr das Heer seines Gegners truppweise zu vertheilen, und dann wird es ihm leicht, sich mit ihm zu schlagen. Er beginnt damit, sich gerade auf das Schlachtfeld zu begeben, welches seine Gegner erwählt haben. Auch er will die Unermeßlichkeit nicht bestreiten, welche sich, nach den neuern Entdeckungen unserer Himmelskunde, vor unsern Augen eröffnet, nein — das Schriftwort Ps. 8, 4. als Leuchte vortragend *) — Chalmers argumentirt nur mit der Schrift — macht er eine Beschreibung davon so glänzend, als nur der Widersacher sie verlangen kann. Darauf folgt eine Zerlegung des Einwurfs. Es liegt in demselben eine Behauptung (an assertion) und ein Schluß (an inference). Die Behauptung ist: Gott hat, nach der christlichen Lehre, bloß über diesen Punkt der Welt, den wir Erde nennen, sein Erbarmen ausgebreitet. Der Schluß: Gott kann nicht Urheber der christlichen Religion seyn, denn es läßt sich nicht annehmen, daß er auf einem so unbedeutenden Punkte, wie dieser Wandelstern, einen solchen Reichthum von Gnadenwundern sollte niedergelegt haben, wie uns das Alte und Neue Testament es vorstellt. Die Behauptung wird ebenso geläugnet wie der Schluß. Der Gang des Verfs. ist aber

---

*) Das Wort des Psalmisten ist gerade eben das der Zweifler. Die Scene, die in des Einen Brust beschämte Dankbarkeit weckt, ruft in der andern den Zweifel mit seinen Schrecken wach. — Gerade jener Text ist vortrefflich für den Abschnitt gewählt.

so sicher, seine Darstellung so fesselnd, einzelne Ausdrücke so treffend, daß wir uns und unsern Lesern das Vergnügen nicht versagen können, dem Verf. Schritt für Schritt zu folgen. Hat man die Raisonnements eines Addison, Paley, Butler ertragen, so wird man von diesen getragen.

«Der Apostel Paulus — so beginnt unser Verf. seinen ersten Abschnitt, welcher die Resultate der neuern astronomischen Forschungen zusammenfaßt — paßt seine Argumentationen wunderbar sorgfältig den Bedürfnissen und Vorurtheilen derer an, zu denen er spricht. Indem er seinen Gegnern irgend eine Lieblingsmeinung zugiebt, macht er diese zum Ausgangspunkt einer schnell sich aneinander reihenden Kette von Argumenten, von denen sie plötzlich umschlungen werden, ohne zu wissen, wie ihnen geschieht. Während nun so der Apostel das ganze Gewicht seines Geistes nach der einen Seite hinbewegte, blieb der andere Theil der Zuhörer vielleicht ohne Befriedigung seiner Wünsche und seines Verlangens; wenn er zu jüdischen Schriftgelehrten sprach, der heidnische Theil der Zuhörer, und wenn er an die Weisen Athens sich wandte, die Gelehrtenzunft von Jerusalem. Ich frage nun nicht, was diese andern in solchen Fällen gethan haben, ich frage nur: Was hätten sie thun sollen? Durften sie ungeduldig werden? Durften sie dem Apostel grollen, wenn er Allen Alles wurde? — Wenn nicht, so werden es ja wohl auch meine Leser, die vielleicht längst in Jesu und seinem heiligen Worte die Genüge gefunden und zu ihrer Ueberzeugung nichts als eben die Schrift selbst bedurft haben, mir nicht grollen, wenn ich diejenigen zu dem unscheinbaren Wunder des Evangeliums hinzuführen suche, welche an den scheinbaren Wundern der Natur sich zu letzen nicht aufhören können — und zwar wenn ich sie eben durch die Natur selbst zum Reich der Gnade zu führen suche.»

«Bleibt doch der Erlöser, wo er von den Lilien des

Feldes spricht, bei einer einzigen Blume stehen, und weiß aus dieser eine große Glaubenswahrheit abzuleiten. He gives us to see that taste may be combined with piety, and that the same heart may be occupied with all that is serious in the contemplation of religion and be at the same time alive to the charms and the loveliness of nature. — Einen noch höhern Flug nimmt der Psalmist Ps. 8, 3. 4. Er schwingt sich hier auch durch ungemessene Regionen, er sieht sie nicht öde und traurig, nein, belebt von den Offenbarungen göttlicher Gegenwart, und mitten in dieser Betrachtung wundert er sich, daß in der Unermeßlichkeit jener Welten er selbst nicht vergessen ist. Wir wollen nicht sagen, daß dem Psalmisten durch Inspiration die Unermeßlichkeit der Welten, wie wir sie kennen, bekannt worden sei, aber — um da zu staunen braucht es keiner Wissenschaft. Auch dem einfachsten Gemüthe ist dieser stille Ocean über seinem Haupte, mit den schwimmenden Feuerkugeln ein heiliges Wunder, das ihn sinnig macht und zum Nachdenken leitet. Daß dieser kleine Körper, auf dem wir wohnen, nicht der einzige bewohnte Punkt des Universums sei, ist ein Gedanke, der sich sofort aufdrängt. Wir sehen, daß jene Weltkörper kreisen wie die Erde, daß es auch für sie eine Sonne und Tag und Nacht giebt, daß auch sie die Aussicht in die Unermeßlichkeit des Himmels gewähren. Und soll ihre Aehnlichkeit mit unserer Erde bloß darauf beschränkt seyn? Je vollkommener unsere Instrumente werden, desto mehr sehen wir, daß auch sonst sich daselbst Aehnlichkeit mit unserm Wohnort findet, Berge und Thal, eine Atmosphäre, worin eine Thierwelt leben kann, bei einigen wie, wenn der Winter kommt, eine weiße Farbe sie überzieht, die im Sommer verschwindet — was werden nicht zukünftige Tage noch entdecken? Wer weiß, ob nicht einst das Glas eines kühnen Forschers die Charten einer andern Welt wie die der unsrigen aufzeichnen

lehrt? Und bei allen diesen Aehnlichkeiten jener Körper mit dem unsrigen, sollten sie die erhabenste nicht besitzen — Wesen, welche ihren Schöpfer anbeten! Wenn wir auch nur hierbei stehn bleiben, ist das Wort des Psalmisten gerechtfertigt: «Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest!» Der Anblick des Himmels mit seiner Planetenwelt lehrt uns, daß, wenn auch diese gewaltige Erde mit allen Myriaden ihrer Bewohner in Nichts sänke, es Welten giebt, wo dieses für uns so ungeheure Ereigniß völlig unbemerkt bleiben würde, und andere, wo man es sehen würde, wie wir das Aufhören des Flimmerns eines kleinen Sterns. Das Universum würde durch den Untergang unsers Planeten etwa so viel an Herrlichkeit und Schönheit verlieren, als der Wald an seiner Pracht, wenn ein Blatt abfällt. Das Blatt zittert am Ast, ein Windhauch reißt es zu Boden und mit ihm Myriaden von Geschöpfen, die das Mikroskop uns kennen lehrt, für welche jenes Ereigniß ebenso ungeheuer ist als uns der Untergang unsers Planeten. Wir sind von dem Blatte nur in dem Einen verschieden, daß stärkere Elemente zur Zerstörung unseres Planeten erforderlich wären. Aber diese Elemente sind da. Das Feuer, das in den Eingeweiden unsrer Erde wüthet, kann in jedem Augenblicke seine verheerende Zunge herausstrecken und die ganze Erde zu Einem Vulkan machen. Verderbliche Dünste mögen aus dem Busen der Erde hervorbrechen, die ganze Atmosphäre vergiften und die thierische Natur ins Grab legen. Ein glühender Planet kann an der Erde vorüberfahren und alle Schrecken verwürklichen, mit denen der Aberglaube sich quält. — Diese unsre Kleinheit, diese unsre Unsicherheit ist es, welche es uns erst so werth macht, daß wir unter dem Schutze des Allmächtigen stehen. Das Wie deutlich zu machen vermögen wir nicht, aber das Faktum steht fest: dasselbige Wesen, dessen Auge das Universum umfaßt, giebt Wachsthum jedem

Gräschen zu unsern Füßen und Bewegung dem kleinsten Blutstropfen in unsern Adern — obwohl sein Geist die Unermeßlichkeit und alle ihre Wunder umfaßt, bin ich ihm doch so bekannt, als wäre ich der einzige Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Eben diese Betrachtung nun, die uns nur zu Gefühlen beschämter Dankbarkeit erweckt, ruft in dem Ungläubigen den Zweifel wach, so daß jenes Wort inbrünstiger Verehrung, das damals der Psalmist aussprach, aus seinem Munde mit Hohn wiedertönt.» —

Die zweite Rede hat die Ueberschrift: Bescheidenheit der wahren Wissenschaft und zum Motto 1 Kor. 8, 2. — «Es giebt kaum — so beginnt der Verf. — zwei Gattungen von Menschen, die sich weniger einander verstehen, als das große, geschäftige Publikum auf der einen Seite und auf der andern jene in stiller Zurückgezogenheit sinnenden Stubengelehrten, von denen die Welt nie hört, außer wenn aus ihrer gedankenreichen Einsamkeit eine glänzende Entdeckung hervorgeht, welche die Welt in Erstaunen versetzt. Dann pflegt der Glanz eines erhabenen Talents aller Augen auf sich zu ziehn, und der Name des glücklichen Weisen, nachdem er weit und breit den Kreis seiner eignen Zeitgenossen durchtönt, wird vom Strome der Zeiten zu den entferntesten Jahrhunderten hinabgeführt. So geschieht es, wenn wir auf die Tage Newtons hinblicken, daß beim Anblick dieses Mannes, der durch die bloße Kraft seines Verstandes sich so über allen Vergleich hinaus über den Maaßstab der gewöhnlichen Menschheit erhob, das Gefühl geheimnißvoller Größe in uns erwacht. Ich wünsche nun auch darauf aufmerksam zu machen, daß dasselbe Publikum, welches vom Glanze seiner Geisteshöhe so geblendet ist, ganz und gar noch nicht begriffen hat, was das Hauptverdienst von Newton's Philosophie ist. Im Auge des gewöhnlichen Beobachters sind es Newtons Entdeckungen, die ihn groß machen. Er

entdeckte den Mechanismus des Planetensystems, er entdeckte die Zusammensetzung des Lichts. Er entdeckte die Ursache der abwechselnden Bewegung des Wassers des Oceans. Allein wir meinen, daß er gerade so viel Bewunderung wegen der Artikel verdient, die er in sein Glaubensbekenntniß nicht mit aufnahm, als wegen der, die er aufnahm. Für keinen Gegenstand der Wissenschaft verlangte er eine andre Empfehlung als Evidenz; war sie da, so öffnete er ihm die Pforten seines Geistes und wenn die ganze Mitwelt höhnte — fehlte sie, so verschloß er sich davor und wenn das ganze Alterthum dem Wahn gehuldigt hätte. So lange er Evidenz der Sinnen für sich hat — der unwiderstehlichste Kämpfer; so wie diese aufhört — der demüthigste Schüler. Nun liegen alle Wahrheiten der neuern Sternkunde im Felde praktischer Beobachtung, und hier war es, wo auch Sir Isaak Newton mit Festigkeit auftrat, allein einen Schritt darüber hinaus und — wir finden ihn, statt mit Behauptungen bloß mit einer bescheidnen Frage, einem bescheidnen Zweifel, einer bescheidnen Vermuthung. Ja, dieser große Mann befindet sich in Wahrheit vor dem Buche der Natur in der demüthigen Stellung eines Schülers derselben, und diese Demuth ist es, welche lieblich die Strahlen seiner glänzendsten Entdeckungen mildert. — Bei windigen Spekulanten mag es uns nun auch nicht befremden, wenn sie nur obenhin von der Größe und Ausdehnung der Welten dort oben etwas gehört haben, und doch sofort ein Argument wie das oben erwähnte bilden: das Christenthum könne nicht wahr seyn, weil Gott gewiß nicht bloß diesem kleinen Theil der Erde so viel Aufmerksamkeit schenken würde. Aber ein Newton macht keinen solchen Schluß in die Luft. So wenig eine phantastische Botanik des Jupiter bei dem, welcher die Entfernung des Jupiter selbst gemessen, ihr Glück machen wird, so wenig eine selbsterdichtete Religionsgeschichte der Leute im Jupiter, welche uns er-

zählt, was sie von Christo wissen oder nicht wissen. Und was weiß er denn, ob nicht würklich die Sünde in jene lichte Regionen ihren Weg gefunden? Was weiß er, ob nicht jene Himmelsbewohner sich ausgeschlossen haben von der Gemeinschaft Gottes? Was weiß er, ob nicht Botschaft von dem menschgewordnen Gottessohn auch in ihre Welten gedrungen ist? Und warum sollte denn nicht die moralische Pest, welche unsere Erde überzogen hat, auch so weit sich erstrecken, als unser Teleskop reicht? Warum soll nicht ein Engel vom Paradiese nach jedem Planeten eine Botschaft der ewigen Liebe gebracht und auf jedwedem gesungen haben: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede diesem Sterne und seinen Bewohnern göttliches Wohlgefallen? Warum soll nicht derselbe Geist, der über den Wassern webte und aus der Leere und Oede eine so schöne Welt schuf, jetzt auch damit beschäftigt seyn, aus den Trümmern einer geistigen Schöpfung, welche durch Abfall unterging, eine neue Welt zu bilden? — Mit solchen Gedanken tritt ein Newton zwischen den gestirnten Himmel und zwischen seine Bibel. Faktum, unläugbares Faktum sieht er auf beiden Seiten, aber es ist nicht seine Sache, mehr als diese Fakta zu wissen und zu konstruiren.»

Dritte Abhandlung. Ueber die göttliche Herablassung, Ps. 113, 5. 6. «Wer ist gleich dem Herrn unserm Gotte, der in der Höhe wohnt, der sich so hoch gesetzt hat und auf das Niedrige sieht im Himmel und auf Erden.» «Wir haben in der vorigen Abhandlung gezeigt, auf wie ganz unsicherm Boden die Behauptung des Ungläubigen beruht, daß Gott nicht bloß für diese kleine Erde sorgen werde, so daß wir eigentlich nur noch gegen eine leere Möglichkeit den Kampf zu führen haben würden. Indeß ist unsere Antwort erst dann ganz vollständig, wenn wir jene Behauptung einmal zugeben, und sehen, wie es mit dem Räsonne-

ment steht, welches darauf gebaut worden ist. Der Zweifel, daß in dem Maaße als der Blick in ferne Himmelswelten sich uns entfaltet, in demselbigen auch die Erweisungen der göttlichen Gnade an unsere Erde unwahrscheinlich werden, ist in alle Welt ausgegangen. Während der ehrwürdige Newton, derselbe, der uns jenen Blick in die Himmelsfernen geöffnet hat, seinen erhabenen Geist durch Auslegung der Bibel übte, so giebt es Tausende und Zehntausende, welche, während sie in dem von ihm angezündeten Lichte wandeln, von einer Selbstgefälligkeit beherrscht werden, die ihm stets fern war, und von der Bibel zu keinem andern Zweck Kenntniß zu nehmen scheinen, als um sich lustig darüber zu machen. — Ehe wir auf jenen Zweifel uns genauer einlassen, wollen wir nur darauf aufmerksam machen, daß er darauf ausgeht, die Gottheit eines Attributes zu berauben, welches einen wunderbaren Beitrag zur Herrlichkeit eines unbegreiflichen Wesens giebt. Es ist in der That ein mächtiger Beweis der Stärke des Armes Gottes, daß so viele Millionen Welten daran hangen, aber es würde das erhabene Attribut seiner Allmacht um ein gut Theil seiner Erhabenheit beraubt, wenn diese Allmacht unvermögend wäre, während sie in Sonnen und Sonnenwelten regiert, die kleinen Räder der Maschine, die sich in unserer Nähe bewegen, mit anzutreiben. — Wir wollen annehmen, daß eine unter den Myriaden Welten, von einer sittlichen Pest angesteckt, sammt allen ihren Bewohnern dem Verdammungsurtheil des ewigen Gerichtes Gottes anheim gefallen wäre, so wäre es wahrlich keine Entehrung Gottes, wenn er durch einen Akt gerechten Zornes diesen Flecken aus dem Universum hinwegwischte, der es entstellt, und wir würden uns nicht wundern, wenn unter der Menge anderer Welten, aus denen dem Ohr des Allmächtigen Preis entgegentönt, er diese abgewichene Welt die gerechte Strafe ihres Abfalls tragen und in den Abgrund stür-

zen ließe. Aber würde es nicht das sänftigende Licht einer süßen Zärtlichkeit über Gottes Wesen verbreiten, wenn wir ihn, den Unermeßlichen, sich aller Mittel bedienen sähen, um diese Kinder, die sich von ihm verirrt haben, wieder zu sich zurückzuführen? — Sollte aber nicht jeder Fortschritt in der Kenntniß der Natur uns dazu führen, desto erhabenere Vorstellungen von dem Monarchen, von dem alles stammt, zu haben? — Die Sache ist uns unbegreiflich, deren Sinne so leicht durch eine Mannichfaltigkeit von Gegenständen zerstreut werden, und das ist das geheime Princip des Unglaubens, von dem ich spreche. Um Gott mit unserer Fassungskraft auf Ein niveau zu bringen, möchten wir ihn mit all der Unvollkommenheit unserer eigenen Kräfte bekleiden. Aber was thun wir? Wir erweitern und bevölkern die Unermeßlichkeit vor ihm, aber wir verengen das Auge, das sie umfassen soll!»

«Es war das Teleskop, welches, hindurchdringend durch die Finsterniß, die zwischen uns und den entfernten Welten liegt, den Unglauben in Besitz des Argumentes setzte, gegen das wir streiten. Aber zur Zeit, wo es erfunden wurde, wurde ein anderes Werkzeug ausgebildet, welches einen nicht weniger wunderbaren Schauplatz uns aufdeckte, und dem forschungssüchtigen Geiste des Menschen Entdeckungen kund that, welche jenes Argument ganz und gar entkräften. Dies war das Mikroskop. Das eine ließ mich in jedem Stern eine Sonne entdecken, das andere in jedem Atom eine Welt. Das eine lehrte mich, daß die gewaltige Kugel und die ganze Masse ihrer Bevölkerung und ihrer Länder nur ein Sandkorn auf dem Felde der Unermeßlichkeit ist. Das andere zeigte mir, daß jedes Sandkorn Familien und Geschlechter einer lebendigen Bevölkerung auf seiner Oberfläche hegt. Das eine lehrte mich die Unbedeutendheit der Welt, auf der ich wandle. Das andere, daß jedes Blatt ihrer Waldungen eine Welt auf sich trägt, und

mit Leben schwanger ist. Jede Ausdehnung des Gebiets des einen Instruments erweitert die Gränzen von Gottes sichtbarer Regierung. Jede Vervollkommnung des andern bevölkert jeden Punkt des unermeßlichen Raumes. — Wir meinen zur Widerlegung der Behauptung, welche der Unglaube, auf die Entdeckungen des Teleskops gestützt, machte, nichts anders nöthig zu haben, als die Widerlegung, die uns das Mikroskop giebt. Man wird uns zugeben müssen, daß eine zärtliche Fürsorge Gottes für die Menschheit, wie sie uns das Evangelium lehrt, in völligster Uebereinstimmung mit den Grundsätzen sei, nach denen wir ihn überall sonst in seiner Regierung handeln sehen. Aber wir gehen weiter. Wir meinen, daß wir, auf das Wort der Offenbarung selbst gestützt, auch den Schluß, den der Unglaube macht, daß jene größte aller Erbarmungen, die Gott an diesem deminutiven Planeten erwiesen, bloß für diesen bestimmt gewesen sei — ohne Beziehung auf die Unermeßlichkeit der andren Welten — umstürzen können. Wir sind nicht gemeint, einer einzigen Frage, die uns hinsichtlich der Beweise für das Christenthum gethan werden kann, auszuweichen. Die defensiven Waffen einer ängstlichen und furchtsamen Politik ziemen dem Christenthum nicht. Ihm gehört die nackte Majestät der Wahrheit, und mit der ganzen erhabenen Würde des Alters, aber mit keiner seiner Schwächen, ist es auf uns gekommen, und hat nur durch jeden Kampf im Laufe der Generationen neue Kraft gewonnen. Mag das Evangelium mit dem Stolz der Philosophie es zu thun haben, oder Stirn gegen Stirn den Vorurtheilen der Menge gegenüberstehn, immer geschieht es in der Kraft seiner innern Stärke und bedarf nun und nimmer der Stützen, die der Aberglaube ihm hat unterschieben wollen.

«Vierte Abhandlung. Ueber das, was der Mensch von der sittlichen Geschichte der Wesen in jenen Welten weiß» — «welches auch die Engel gelüstet zu schauen.» 1 Petr. 1, 12. — Es giebt eine Grenzlinie, über welche hinaus der Mensch mit keiner seiner Wahrnehmungen reicht und keine einzige Beobachtung einsammeln kann, die ihn zu leiten vermöchte. Wenn er sich an das, was ihm nah ist, hält, so führen ihm seine Sinne Erkenntniß zu. Er kann eine Substanz fühlen, sobald nur seine Hand sie erreichen kann. Er kann eine Blume riechen, die ihm dargeboten wird — eine Speise schmecken, die vor ihm steht. Er kann einen nicht zu leisen Ton vernehmen, ja dieser Sinn des Gehörs vermehrt sein Vermögen mit der äußern Natur zu verkehren bis zu dem Grade, daß er dann und wann selbst in der Entfernung von Meilen eine Kunde bekommen kann. Doch alle Kanäle der Mittheilung, die es Gott gefallen hat, zwischen dem Menschen und dem ihn umgebenden Schauplatz zu eröffnen, sind nicht mit dem Auge zu vergleichen. Das Auge setzt ihn in den Stand, mit einem einzigen forschenden Blicke eine ganze Landstrecke zu überschauen, seinen Geist in Einem Nu mit der ganzen Masse ihrer Gegenstände zu füllen und die zahllosen Farben, die in allen Schattirungen sie beleben, zu einem Bilde zu vereinigen. Das Auge ist es, das den Menschen, ihn über die vergängliche Welt erhebend, gleichsam auf eine Schaubühne setzt, von der aus er die Arena unzähliger Welten überschauen kann — ein so unendliches Feld für die Anschauung, daß die Erde nur wie der Fußschemel ihm vorkommt, den er betritt, um mit seinem Auge die ganze Herrlichkeit der Gottheit zu erreichen. Aber wie sollte der Philosoph demüthig niedersinken, wenn er an die Barriere denkt, jenseit deren noch eine Höhe und Tiefe und Länge und Breite liegt, gegen welche gehalten das ganze sichtbare Firmament ins Nichts sinkt, oder, wie müßte

die aufgedunsene Eitelkeit der Wissenschaft zusammenschwinden bei dem Gedanken, daß, wie Ein Wort alles hervorrief, Ein Wort aus demselbigen Munde dermaleinst einen Theil der Himmel, die ihn umgeben, sammt der Erde, wo sein Theater aufgeschlagen ist, vernichten wird. — Indeß, es giebt noch vieles mehr, was den menschlichen Verstand Demuth lehren kann, als die Grenzen, welche das materielle Feld seiner Betrachtungen beschränken: er muß auch fühlen, wie innerhalb dieser Grenzen bei weitem das Meiste ihm geheimnißvoll und unbekannt ist; wie in dem innern Gemache seines eignen Bewußtseyns, wo so vieles der Beobachtung Anderer verborgen ist, auch für ihn selbst eine kleine Welt von Unbegreiflichkeiten ruht, und wie in dem Maaße, als er sich von dem Mittelpunkte seiner persönlichen Erfahrung entfernt, ihn eine Wolke von Unwissenheit umhüllt. Und sollte er nun gar im dreisten Aufschwung diese Welt verlassen, und die Pfade der Spekulation verfolgen, welche die Astronomie ihm eröffnet, sollte er, zu Schanden geworden an den Geheimnissen, die jeden seiner Fußtritte auf Erden umgeben, zu denen des Himmels auffliegen wollen, so vergesse er nicht, daß von dem Augenblicke an, wo sein Weg aufwärts kaum einige kleine Meilen gegangen ist, jeder seiner Sinne bis auf einen ihn verläßt, und daß jene glänzenden Kugeln ihm kaum eine andere Botschaft herabsenden, als — daß sie sind. Aber die Kenntniß, die er nicht selbst aus dem Dunkel jener wunderbaren unbereiseten Schaubühne zu holen vermag, kann durch das Zeugniß eines authentischen Boten herabgebracht werden. Und diese Botschaft, was bringt sie? Den Zustand jener Himmelsgegenden uns offen darzulegen, ist nicht ihr Zweck, es ist eine Botschaft vom Throne Gottes an diese kleine im Aufruhr begriffene Provinz seiner weiten Herrschaft, mit der Absicht, die furchtbare Größe unserer Schuld und Gefahr, aber auch die Aus-

ficht einer Versöhnung uns vor Augen zu legen. Ginge eine ähnliche Botschaft von der Hauptstadt eines mächtigen Reiches aus, so würden wir nicht erwarten, daß sie zugleich Nachrichten über den Zustand und die Einrichtungen der dazwischen liegenden Provinzen enthielte, obwohl es nicht unmöglich wäre; es könnten beiläufige Anspielungen vorkommen über die Ausdehnung des Reiches, über die Empörung, welche vielleicht auch andere Provinzen ergriffen hat, oder über die allgemeinen Reichsgesetze. Solche zufällige Beziehungen könnten in einer Proklamation vorkommen, oder — könnten auch nicht. — Gerade mit dieser unsichern und schwankenden Erwartung eröffnen wir die Urkunde jener himmlischen Botschaft, die zu uns gesendet worden ist, um zu sehen, ob wir daraus irgend etwas über die Bewohner der andern Welten finden können.»

«Zweierlei ist es nun, was die Schrift in dieser Beziehung uns darlegt. Das eine: wir können mit Sicherheit schließen, daß die Geschichte der Erlösung unseres Geschlechts auch in entfernten Theilen der Schöpfung bekannt ist; das andere: wir können, obwohl nicht mit völliger Bestimmtheit, vermuthen, daß die Erlösung über die Grenzen unserer Welt sich hinaus erstreckt. — Die Schrift sagt uns, daß unter den Geschöpfen, welche vom lebendigen Gott nicht abgefallen sind, Gott Alles in Allem ist, daß die Liebe in ihrem Herzen den Thron aufgeschlagen hat und eine wolkenlose Seligkeit ihre Brust füllt, wenn sie vor dem Heiligthum einer unendlichen und fleckenlosen Heiligkeit in ganzer Hingebung der Seele anbeten dürfen. Gesetzt nun auch, unsere Erde wäre der alleinige Schauplatz der Erlösung, so liegt etwas in dieser Erlösung selbst, welches geeignet ist, das Auge eines Universums an sich zu ziehn; Wesen, bei denen die Freude in Gott die ewige Quelle ihres Genusses ist, und seine Anschauung ihre unvergängliche Aufgabe —

die Myriaden solcher Wesen können durch nichts in der Natur und in der Geschichte so in Spannung gesetzt werden, als durch eine neue und wunderbare Entfaltung der Natur Gottes. Diese nun ist es, die in der Erlösung vorliegt. Freilich, Sünde und Seeligkeit sind Worte, die eindruckslos in das schwere Ohr einer entfremdeten Welt fallen; Wesen aber, die Licht im Herren sind, sehen die Sünde in ihrer ganzen Abscheulichkeit, und die Seligkeit in ihrer wundervollen Größe. O, und wie müssen alle Gedanken solcher Wesen in Thätigkeit gesetzt werden, wenn sie gegen die Majestät des Himmels die Fahne der Empörung schwingen sehen, und die Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes nun aufgeht, um die Ehre des erhabenen Throns aufrecht zu erhalten, der auf den Pfeilern der Unveränderlichkeit ruht; wenn die himmlischen Geister in jedem Augenblicke die Schale des Zorns zum Untergange einer sündigen Welt ausgegossen zu sehn erwarten, und nun sich statt dessen die Barmherzigkeit in Strömen entfaltet — o, wie müssen sie staunend lauschen, was geschehen wird! mag die Scene, wo ein solches Ereigniß eintrat, immer beschränkt seyn, in dem Ereignisse selbst liegt so viel moralische Größe und Würde, daß Gottes Herrlichkeit in der ganzen Schöpfung verklärt wiederstrahlt.»

«Zum Beweise, daß die Geschichte unserer Erlösung in andern Theilen der Schöpfung bekannt ist, will ich nicht an Moses erinnern und Elias, welche, als sie in himmlischer Herrlichkeit dem Heiland erschienen, gerade über seinen Ausgang in Jerusalem mit ihm sprachen; auch nicht daran, daß, wie die Schrift sagt, es Dinge sind, in welche Engel gelüstet zu schauen; nur an folgende Offenbarung will ich mich halten: 1) daß Gott beschlossen hat in Christo alle Dinge im Himmel und auf Erden zusammenzufassen. Ephes. 1, 10., 2) daß im Namen Jesu sich die Kniee aller derer

im Himmel, auf Erden und unter der Erden beugen sollen. Phil. 2, 9—11., 3) daß Gott alles zu sich selbst versöhnet hat auf Erden und im Himmel. Kol. 1, 20. Wir wollen noch gar nicht entscheiden, inwiefern in diesen Stellen der Schrift würklich die Einwürkung der Erlösung auf andere Welten verkündet sey — die weite Verbreitung der Kenntniß derselben liegt aber gewiß darin. Zehntausendmal Zehntausende stehen um den Thron des Lammes, das erschlagen ward, ihm, der da sitzet auf dem Throne, Ehre und Preis zu bringen. Durch seine Macht und Weisheit mag ein Regent in allen seinen Provinzen angebetet seyn; aber ein einziger Besuch in einer armen Hütte, ein einziger Akt der Vergebung, der so weise geübt wird, daß er, statt seine Würde zu schmälern, ihn nur desto heiliger erscheinen läßt, kann ihn in einer Stunde in den Augen seiner Unterthanen mit einem erhabenern Lichte strahlen lassen, als alle Werke seiner Macht. Das ist es, was auf Erden geschehen ist — der ewige unsichtbare König ist aus dem Glanze seines ewigen Königthumes heraus in unsere arme Hütte eingekehrt; die Fußtapfen Gottes, geoffenbaret im Fleisch, sind dem kleinen Flecken Land, den wir einnehmen, eingeprägt worden, und — wie klein immerhin unsre Wohnung seyn mag unter den Welten der Unermeßlichkeit — hierher hat der König der Herrlichkeit seinen Weg gelenkt. Ja, nur ein blinkendes Atom zwischen den unermeßlichen Welten ist diese Erde; aber blicke auf die moralische Größe der Handlung selbst und nicht auf die materielle Ausdehnung des Feldes, wo sie vollzogen wurde, und gewiß, aus der Verborgenheit unseres Wohnplatzes kann eine solche Entfaltung der Gottheit hervorgehen, welche den Ruhm des göttlichen Namens unter allen Anbetern Gottes verbreitet!»

«Fünfte Abhandlung. Ueber das Mitgefühl für den Menschen in den entfernten Gegenden der

Schöpfung. «Ich sage Euch, daß ebenso Freude seyn wird im Himmel über einen Sünder, der Buße thut,» Luc. 15, 7. Wir haben gesehen, wie das gerade zur moralischen Vollkommenheit Gottes gehört, daß, während sein Arm stützend alle Welten trägt, er zugleich in ihnen lebt, und jedes Individuum ihrer Bevölkerung mit dem Auge der Liebe bewacht. Die Engel schauen das Antlitz unsers himmlischen Vaters und sein Ebenbild strahlt in ihnen wieder: wie können wir uns noch wundern, wenn auch jener herrliche Zug der göttlichen Gnade, daß sie über dem Großen das Kleine nicht vergißt, im Charakter dieser himmlischen Kinder Gottes wiederstrahlt? Von den Höhen des Himmels richten die Engel den sorgenden Blick auf die Menschen dieser sündigen Welt, und die Buße eines Jeden von ihnen verbreitet Freude in ihren Wohnungen. Vergleiche diesen angelischen Charakter mit dem finstern Geiste des Ungläubigen. Er hört von den Mengen anderer Welten, aber, wie von jenen Höhen herabblickend auf unsere Erde, erklärt er diese für unwerth der Gnadenerweisungen, die uns das Neue Testament erzählt. — Um die Verschiedenheit des Umfangs der Erkenntniß und Liebe von Engeln und von Menschen darzuthun, wollen wir uns die Verschiedenheiten vergegenwärtigen zwischen einem Menschen und dem andern. Wir finden wohl Menschen, die über die Gränzen ihrer Familie hinaus weder Zärtlichkeit noch sorgliche Liebe kennen, und dennoch, vermöge der ihnen natürlich eingepflanzten Zärtlichkeit, in ihrem Kreise als glänzendes Beispiel häuslicher Liebenswürdigkeit dastehen. Wir wollen uns vorstellen, daß ein solcher, ohne dabei seine Familie in irgend einer Hinsicht zu verkürzen, seinem nächsten Nachbar oder seiner Stadt seine Hülfe leiht, einen Theil seiner Zeit schenkt, und so den Umfang seiner Würksamkeit ausdehnt. Wir können uns noch eine größere Ausdehnung vorstellen — einen Mann, dessen liebevolle Theilnahme über das Feld seiner unmittelbaren Nach-

barschaft sich hinausstreckt, dessen Herz der Name Vaterland mit der Macht eines Zaubers ergreift. Wir können noch weiter gehen, und einen Mann uns vorstellen, dessen Herzenssehnsucht für das Heil der Menschen keine Gränzen kennt, dessen Drang über geographische Schranken ihn hinaustreibt, der sein gesammtes Geschlecht nur als Eine Familie liebt; könnte er mit einer solchen Liebe auch alle Fülle des Familienlebens verbinden, welch ein erhabenes Vorbild wäre das! Und wir haben solche Charaktere. Haben wir nun würklich Beispiele, wo ein einziger Strahl der Wärme, die vom Himmel kommt, durch die Religion Jesu so die Menschenherzen heiligen und mit Liebe erfüllen kann, was muß es erst mit der Liebe seyn, die da wohnt, woher dieser Strahl gekommen ist! Der Umfang der Einsicht und Erkenntniß der Engel ist größer, als der des Menschen. Engel können auf die Erde und auf alles, was darauf lebt, als auf den Theil Einer großen Familie herabblicken. Engel waren bereits in der Fülle ihrer Kraft, als der Tag der Geburt unseres Menschengeschlechts von der ganzen vernünftigen Wesenwelt gefeiert wurde und die Morgensterne jauchzten. Sie liebten uns damals, gleichwie die Jüngstgeborenen der Familie geliebt werden, als die schwächeren Brüder, aber als solche, die zu derselben Herrlichkeit bestimmt, nämlich vor dem Thron des Ewigen mit ihnen anzubeten. Geister von diesem Umfange des Blickes, Geister mit der seraphischen Liebesinbrunst — wie müssen sie stehen und von ihrer Höhe herab auf die vielen Welten blicken, deren Geschichte sie vielleicht kennen, mit dem zärtlichsten Gefühl für deren Bewohner, als Kinder Einer Familie — ein Gefühl der Sympathie, das freilich unserm von dem Urquell der Liebe so weit entfremdeten Geschlecht fremd ist.»

«Sechste Abhandlung. Das Bestreben der höhern Wesenordnungen, den Menschen sich zu unterwerfen. «Und hat ausgezogen die Fürstenthümer und Gewal-

tigen und sie zur Schau getragen öffentlich und einen Triumph aus ihnen gemacht.» Kol. 2, 15. — Weil die Ungläubigen nicht zu der ganzen Wahrheit Zugang haben, wollen sie auch einen Theil nicht annehmen, wie stark er auch bestätigt sei — weil die Decke eines tiefen Dunkels über Gottes Weltregierung liegt, wenn sie in ihrer Ewigkeit und in ihrem ganzen Umfange genommen wird, so verschließen sie ihr Auge dem Licht, welches doch von Zeit zu Zeit zu uns herniedergekommen ist — bis sie wissen, welchen Antheil andere Planeten an diesen Mittheilungen der Gnade haben, wollen sie sich von der Botschaft abwenden, die würklich an ihre eigene Thür gekommen ist, und weder durch die Gültigkeit der Zeugnisse sich überzeugen, noch von ihren Warnungen sich schrecken, noch durch die Zärtlichkeit ihrer Einladungen sich gewinnen lassen. An dem Tage, wo die Geheimnisse aller Herzen aufgedeckt werden, wird man in alle dem so viel absichtliche Verblendung des Geistes finden, aus der eine gerechte Verdammniß hervorgehn wird. Ja, schon jetzt muß eine gesunde Philosophie das Inkonsequente in solchem Verfahren aufdecken. Dankbar nimmt sie Beweise an, wo immer sie gefunden werden, auch den geringsten Beitrag menschlicher Beobachtung. Aber desto unerschrockener muß sie sich auch der Gewalt der Beredtsamkeit und Phantasie widersetzen, wenn sie den Probabilitäten des genialen Räsonnements einen bezaubernden Reiz ertheilt. Wahrheit ist das alleinige Idol ihrer Verehrung. Bliebe sie ihrer Verpflichtung getreu, auch dann, wenn die Theologie ihre Thatsachen und ihre Ansprüche ihr vorlegt, so würde bald in der gangbaren Denkweise aller unserer wissenschaftlichen Forschungen hinsichtlich des Christenthums eine solche Revolution entstehen, als bereits würklich auf dem Gebiete der Philosophie über die Natur entstanden ist. Auf diesem Felde hat man nämlich die erfahrungsmäßigen Lehren Baco's mit Glück eingeführt. Man weiß, wie unerschütterlich fest die Astronomie,

Mechanik, Chemie dastehen. Warum ist es nicht ebenso auf dem Gebiete der Moral und Religion? Weil hier der Mensch eine Abneigung hat, durch die wahren Thatsachen den Flug seiner Träumereien zu beschränken, weil gerade hier er unterläßt, Thatsachen der Erfahrung als unerschütterliche Prämissen für alle Jahrhunderte festzuhalten.»

«Wir haben gezeigt, daß höhere Welten nicht nur um die Geschichte unserer Welt wissen, sondern mit inniger Theilnahme daran Antheil nehmen. Die Geschichte unsers Planeten gewinnt noch an Bedeutung, wenn wir unsere Welt als den Schauplatz eines ernsten Kampfes in den höhern Ordnungen der Schöpfung betrachten. Es ist bekannt, mit welcher Hitze und mit welchem Eifer die mächtigsten Könige um ein kleines Stück Land streiten; nicht das Land selbst ist es am Ende, um das gestritten wird, sondern die Ehre.»

«Wie nun, wenn das auch auf höhere Geister Anwendung hat? wenn auf der einen Seite Gott eifersüchtig ist auf seine Ehre, und wenn es auf der andern Seite hochmüthige Geister giebt, die ihm und seiner Herrschaft Trotz bieten? wenn es auf der einen Seite ein Heer angelischer Geister giebt, welche um die Fahne des Gesetzes sich sammeln und auf den Wink des Allmächtigen dastehen, um seine Ehre zu vertheidigen, und wenn auf der andern eine Höllenschaar von unauslöschlichem Hasse gegen den Heiligen angetrieben die Absichten himmlischer Weisheit unaufhörlich zu vereiteln strebend? — dann mag der materielle Preis eines Sieges so unbedeutend seyn, als er will, der Sieg selbst ist es, welcher der kühnen Eifersucht den Impuls giebt. Wenn durch die Verschlagenheit eines höllischen Geistes ein einziger Planet von seinem ursprünglichen Herrscher abwendig gemacht worden, und das Werk, zu dem der Erlöser auf Erden kam, die Zerstörung der Werke des Teufels ist, dann mag immer dieser Planet so unbedeutend seyn, als die Astronomie es

will, und wäre er die kleinste Insel, die im Ocean der Unermeßlichkeit schwimmt — er ist der Schauplatz eines Streites geworden, in welchem alles Streben und alle Kräfte eines in zwei Theile zerfallenen Universums in Kampf treten. Es gilt noch ein anderes Objekt als bloß die Herstellung unsers Geschlechts; höhere Fragen werden hier entschieden — es ist der Streit über die Souveränität Gottes.»

«Die Bibel ist immer nur ausführlich in allem, was den Menschen persönlich angeht, doch dann und wann blickt auch etwas hindurch, was die Geschichte der höhern Ordnungen der Geister enthüllt; sie spricht von einem mächtigen Kampf, der darüber statt findet, welche Macht über die Herzen der Menschheit die Oberhand gewinnen soll. Nur in dem Plane der Herstellung, dessen Anfänger und Vollender Christus ist, hat der große Feind der Menschheit eine Weisheit gefunden, die ihm unüberwindlich ist. Es ist wahr, durch die Schuld, die er über die Menschheit gebracht hat, hat er ein mächtiges Hinderniß den Wegen Gottes gesetzt. Aber als das große Heilmittel angekündigt wurde, und das Blut der Versöhnung willig dargeboten, durch das die Menschheit wieder zu Gott zurückkehrt, und als der Sohn Gottes unsere Natur annahm, um dieses Mysterium zu vollziehen, da gerieth der Fürst jener mächtigen Empörung, in deren Geschichte auch diese Erde verflochten ist, in Alarm, und die wunderbare Geschichte der Errettung unserer eigenen Welt kann nicht forterzählt werden, ohne dann und wann auch etwas durchscheinen zu lassen von dem mächtigen Kampfe der Geister, der hinter dem Vorhang geführt wird.»

«Einem ungläubigen Ohr mag dies alles wie Träume einer wilden Phantasie erscheinen. Wenngleich es uns aber nur bekannt worden ist durch das Medium der Urkunden der Offenbarung, wer möchte es läugnen, daß es in vollkommner Harmonie mit menschlicher Erfahrung steht? wer

möchte läugnen, daß diese Thatsache nicht wenig dazu beiträgt, uns zu erklären, warum dieser unser Planet so vorzugsweise ausgezeichnet worden in seiner Geschichte? — Einst wird dieser wunderbare Streit seinen Schluß erhalten, einige Geister werden zurückkehren zu ihrem ursprünglichen Gebieter, andere in ihrer Empörung beharren, und wenn einst das ganze Drama der Weltgeschichte sein Ende erreicht, dann wird den Myriaden der höhern Ordnung der Welt beides vor Augen liegen, die unermeßliche Gnade und die gerechtfertigte Majestät des Höchsten. O, wie werden an jenem Tage die Anmaßungen einer unhaltbaren Astronomie eitel erscheinen, wenn die Thaten der Menschheit vor den Augen zahlloser Geisterheere geprüft werden, wie wird sich dann ergeben, daß das Geschick unseres Geschlechtes, welches der Ungläubige in unbedeutender Vereinzelung von dem ganzen Universum losreißen wollte, mit den Geschicken höherer Welten auf's Genaueste verbunden ist — wenn dann die Heiligen wiederum eintreten als ein Theil in die allgemeine Familie Gottes, und die Gottlosen in die ewige Pein gehen mit jenen, welche zuerst in der reinen Schöpfung Gottes die Fahne des Aufruhrs erhoben!»

«Siebente Abhandlung. Ueber den allmähligen Einfluß des Geschmacks und Gefühls auf religiöse Gegenstände; Ezech. 32, 33. «Und siehe, du mußt ihr Liedlein seyn, das sie gerne singen und spielen werden, also werden sie deine Worte hören und nichts darnach thun.» Man sieht leicht ein, daß der Geschmack für Musik und die wahrhafte Unterwerfung unter den Einfluß der Religion zwei verschiedene Dinge sind, daß die Söhne und Töchter der Welt — das Herz mit allen seinen Neigungen an die vergänglichen Eitelkeiten derselben gekettet — doch voller Begeisterung in der gedrängten Versammlung vor einem erhabenen Oratorium sitzen mögen. Ja, mag es die Demuth von Bußgefühlen seyn, oder

die Entzückung der Dankbarkeit, oder die Erhebung frommer Beschauung, welche durch die Worte des Musikstückes hindurchgeht und demselben seinen Geist und sein Leben giebt, doch können alle diese Gefühle dem Busen des Zuhörers fremd bleiben, während die Macht des Tons sein Antlitz mit Feuer und seine Augen mit Thränen füllt. Unter all' der Täuschung, welche eine solche momentane Stimmung des Ernstes und Gefühls erweckt, wollen wir nie den Prüfstein aus den Augen verlieren: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. So wie nun das Gefühl, das die Musik weckt, noch nicht ein Zeugniß ist für den Eindruck auf das Herz, eben so wenig so viele andere Erregungen eines natürlichen Gefühls, die für Religion gehalten werden. Wenn die liebevolle Mutter das Auge ihres sterbenden Säuglings schließt, ist ihr Herz voll von Gefühl, und liebreich tönt ihr das Mitgefühl aus den Sterbegebeten des Geistlichen; wenn die Nachbarschaft zusammenströmt beim Leichenbegängniß eines Freundes, mag man wohl auf den Gesichtern nichts als Bekümmerniß und Liebe lesen, und die tiefe Stille, welche nur durch das ernste Wort des Dieners Gottes unterbrochen wird, bringt einen lieblichen, religiösen Eindruck hervor, die Religion wird begleitet von einem bezaubernden Etwas, das der Seele wohl thut; aber das bezaubernde Gefühl ist noch nicht selbst die Religion und der Strom der Rührung vertrocknet, wie der Ton eines lieblichen Gesanges im Ohre verklingt. Indem ich zum Schlusse dieser astronomischen Abhandlung schreite, fühle ich es als meine Pflicht, gerade hierauf aufmerksam zu machen. Der erhabene und anziehende Gegenstand, der uns beschäftigt hat, hat wohl kaum betrachtet werden können, ohne die Aufmerksamkeit zu wecken, der Phantasie wohlzuthun und in dem ganzen Menschen ein wohlthuendes Gefühl der Erhebung zu wecken. Aber ich frage, kann das nicht alles geschehen seyn, ohne daß eigentlich die Religion ins Herz einkehr-

te? Ein lebendiges Gefühl von der Majestät Gottes zu haben und kindlich bereitwilligen Gehorsam gegen seine Gebote, sind zwei verschiedene Dinge; die bloße Majestät von Gottes Macht und Größe ergreift unsern Geist von Einer Seite, seine Heiligkeit und unsere unbedingte Verpflichtung zum Gehorsam ergreift ihn von einer anderen. Die Religion des Geschmacks und Gefühls und die Religion des Gewissens sind zwei ganz verschiedene Sachen, und den rechten tiefen Eindruck auf das Gemüth kann der Lehrer nur hervorbringen, welchem gelingt, ein lebendiges Gefühl des Herrscherrechtes Gottes über uns zu erwecken und unserer Pflicht des Gehorsams. Mit einer Religion, wie die unsrige, deren Wahrheiten so leicht sich in bindende Argumente verwandeln lassen, ist es nicht schwer, dem Verstande ein Fest zu bereiten — mit einer Religion, wie die unsrige, so glänzend in ihren Thatsachen, ist es nicht schwer, Feierstunden der Phantasie zu verschaffen, aber es ist schwer, mit einer Religion so demüthigend, so streng und geistig, wie die unsrige, den menschlichen Geist zu willigem Gehorsam zu bringen. So haltet es denn nicht für hinlänglich, auch aus diesen unsern Betrachtungen einen das Herz erweiternden Eindruck der Herrlichkeit der Schöpfung erhalten zu haben, sondern betet um einen gehorsamen Sinn gegen den heiligen Willen des Schöpfers selbst! » —

Es schließt sich daran noch eine interessante Sammlung von Schriftstellern, welche sich auf die behandelten Themata beziehen. Der volle Fluß der Rede, die glänzende Phantasie, der präcise Verstand und das immer auf den Mittelpunkt gerichtete Herz jenes ausgezeichneten Redners, der, wie bekannt, einst selbst unter den Fahnen des Unglaubens stritt, wird gewiß jedem unserer Leser Achtung vor dem Manne und zugleich den Wunsch eingeflößt haben, daß solcher heiliger und begabter Redner auch in Deutschland viele auf den

Kanzeln ständen. Möchte doch auch unsere theologische Jugend durch solche Proben sich zur Erlernung einer Sprache aufgefordert fühlen, die für den Theologen so herrliche Schätze darbietet.

Hiemit verlassen wir denn die englischen Apologeten und gehen zu den französischen über.

7) Pascal.

Wir beginnen diesen Abschnitt mit einem Manne, welcher so sehr micat tanquam luna inter stellas minores, daß wir ihn vor den übrigen Apologeten Frankreichs besonders behandeln. Es ist freilich wahr, daß den Armen das Evangelium gepredigt wird, und was Paulus sagt: «Sehet an euern Beruf, nicht viele Weise nach dem Fleisch» — indeß schließt dieses nicht aus, daß die großen Geister nicht ins Reich Gottes eingehen könnten; es kommt ja nur auf sie an, ob sie zu jenen Besitzenden gehören wollen, die da sind, als hätten sie nicht (1 Kor. 7, 29.), ob sie mitten in ihrem Reichthume sich als arm an dem fühlen wollen, was allein der wahre Reichthum der Menschen ist. Und, wie schwer dies auch dem Fleische fallen mag, so stellen uns doch alle Jahrhunderte einzelne Beispiele auf, die da zeigen, daß, was bei Menschen unmöglich ist, doch bei Gott möglich ist, daß nämlich — auch die Reichen selig werden mögen. Es wäre in der That zur Beschämung der kleinen Geister, die in unsern Journalen laut versichern, daß sie auch bei dem besten (?) Willen bloß vor allzu großem Verstande nicht zum Glauben kommen können, nicht überflüssig, einmal einen catalogum testium veritatis aus der Klasse der Großhändler unter den Menschengeistern zu verfertigen. Es möchte nicht zu schwer fallen, aus jedem Gebiete der Wissenschaft ein Triumvirat oder Duumvirat von Heroen zusammenzubringen, vor deren großem Geiste die Welt ihre Kniee vielleicht eben so tief ge-

beugt hat, als sie die ihrigen vor dem auf Golgatha Gekreuzigten. Unter den Dichtern wollen wir z. B. an einen Dante, Milton, Klopstock erinnern; unter den Naturkundigen an einen Swammerdam, Linneus, Haller; unter den Philologen an einen Grävius, Bentley, Wyttenbach; unter den Juristen an einen Grotius, Cujacius, Böhmer, Pütter, Moser; unter den Astronomen an einen Copernicus, Newton, Keppler; unter den Mathematikern an einen Euler*) und einen Pascal, von welchem letzteren wir eben hier zu sprechen haben. Und so würden wohl alle Gebiete des menschlichen Wissens sich durchwandern lassen — ja, wenn wir nach den größesten Geistern aller Zeiten fragen, und uns über den Begriff der Größe dahin vereinigen wollen, daß sie einerseits in die Erfindungskraft, andrerseits in den Umfang des Geistes zu setzen sei, so dürften wir wohl keinen Anstand nehmen, die Namen Aristoteles, Baco, Leibnitz in ein Triumvirat zusammenzubringen, und siehe! auch in diesem Triumvirate treten zwei Männer auf, die in dem gekreuzigten Nazarener alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß gefunden zu haben bekennen. Wahrlich wenn man solche Betrachtungen anstellt, so scheint doch nicht gerade das nimium des Verstandes bei den Denkgläubigen unserer Tage die bittere Wurzel ihres Unglaubens zu seyn.

Wenn auch nicht durch den Umfang des Geistes, so doch durch Erfindungskraft auf demjenigen Gebiete der Wissenschaft, welches am meisten die Schärfe und Solidität des Verstandes fordert, auf dem der Mathematik, als einer der ausgezeichnetsten Männer aller Zeiten steht Blaise Pascal

*) Von ihm besitzen wir eine treffliche Abhandlung wider die Freigeister, von welcher wir bei Gelegenheit der deutschen Apologeten reden werden.

da, den wir hier als Apologeten des Christenthums betrachten. Daß selbst das moderne Frankreich ihn so ansieht, davon mögen folgende Worte Zeugniß ablegen, durch welche die biographische Skizze in der Biographie universelle T. XXXIII. eröffnet wird: l'un des plus illustres écrivains, que la France ait produits, philosophe sublime et le plus éloquent apologiste de la religion chrétienne. — Freilich dürfen wir nicht verschweigen, daß nach den Berichten, welche uns die Biographen der neuern Zeit über diesen Mann geben, jenes unsterbliche Werk der pensées, worin er die Wahrheit des Evangeliums verherrlicht, so wie seine ganze strenge, religiöse Richtung der letztern Jahre seines Lebens nur die Rudera sind, welche die Stätte bezeichnen, wo der große Geist untergegangen. «Schon längere Zeit nämlich — so lesen wir — hatte ein kränklicher Körper den Geist des mathematischen Genius mürbe gemacht, als ein besonderer Umstand ihn gänzlich zerknickte, und den ohnmächtig Gewordenen der Religion und ihren Blendwerken in die Arme lieferte. Im Jahre 1654 gingen nämlich an der Brücke von Neuilly die Pferde mit seinem Wagen durch, es war ganz nahe daran, daß sie ihn in den Fluß gestürzt hätten; dieser Vorfall machte auf den ohnehin schon kränklichen Mann einen solchen Eindruck, daß er stets einen Abgrund vor seinen Augen sich öffnen sah, und seit der Zeit wurde er religiös.» — Wir haben aber in dieser biographisch-pragmatischen Notiz nichts andres, als ein Beispiel aus alter Zeit von dem, was wir in neuester Zeit sich stets wiederholen sehen. «Die Gläubigkeit kann nur aus verdorbenem Magen oder aus fieberhaften Nerven kommen,» so schließt das Herz des natürlichen Menschen, und nach diesem Schluß muß die Lebensgeschichte von Männern, die in späterer Lebenszeit sich bekehren, gebogen werden. Es findet aber auch in dieser Notiz über Pascal ein Anachronismus statt. Wir wollen ihn uns von einem sehr unparteiischen

Manne aufdecken lassen, von dem berühmten Verfasser der Geschichte der Mathematik Bossut,*) welcher darüber Folgendes beibringt: «Einige neuere Philosophen, die Pascals überlegenes Genie anzuerkennen genöthigt waren, denen aber das Gewicht seiner religiösen Meinungen etwas beschwerlich fiel, haben zu verbreiten getrachtet, daß in den letzten Jahren seines Lebens, in welchen er sich am meisten geoffenbart hat, sein Kopf geschwächt war. ««Mein Freund, sagt Voltaire zu Condorcet, werden Sie nicht müde zu wiederholen, daß seit dem Zufall auf der Brücke von Neuilly Pascals Gehirn zerrüttet war.»» Bei dieser Behauptung findet nur eine kleine Schwierigkeit statt: dieses 1654 zerrüttete Gehirn brachte 1656 die lettres Provinciales und 1658 die Auflösung der Aufgabe von der Radlinie hervor.» **) — Das Wahre hinsichtlich des Einflusses, den Pascals Verehrer unter den Aufklärern jenem Ereignisse zuschreiben, besteht darin, daß allerdings jene wunderbare Lebenserrettung das Mittel in der Hand Gottes war, die Eindrücke einer frommen Jugenderziehung in dem Herzen des Mannes wieder lebendig zu machen. Wie die anspruchlose, glaubwürdige Biographie Pas-

---

*) Carl Bossut, Versuch einer allgemeinen Geschichte der Mathematik, ins Deutsche übersetzt von Reiner, Prof. in Kiel. Hamb. 1804. 2 Thle. Im zweiten Theile findet sich die Lebensbeschreibung Pascals, welche der Verf. auch seiner Ausgabe von Pascals Werken vorgesetzt hat.

**) Den Nächten, wo der Zahnschmerz Pascaln allen Schlaf raubte und er sich entschloß, um den Eindruck der sinnlichen Empfindungen zu überwinden, sich den abstraktesten Meditationen hinzugeben, verdanken die Entdeckungen in Betreff der Cycloide ihren Ursprung. Er machte nachher eine öffentliche Preisaufgabe daraus, setzte 60 Louis aus, und die angesehensten Mathematiker wetteiserten, die Frage zu lösen, der Baumeister der Londoner St. Pauluskirche Wren, der berühmte Huygens, Slusius u. A. Als keiner genügte, machte Pascal seine eigene Entdeckung bekannt.

cals, welche wir von seiner Schwester, Frau Perier, besitzen,*) berichtet, so hatte bereits die Erziehung seines Vaters ihn vor dem Räsonnement in Glaubenssachen bewahrt und zur Frömmigkeit hingeleitet, welche Eindrücke seine Schwester Jacqueline — die nachher wieder, durch ihn bestimmt, den Schleier nahm — erhöhte und verstärkte. Später war denn auch von dem wesentlichsten Einflusse auf ihn sein Aufenthalt bei den Gelehrten vom Port Royal, den eben so durch Kenntnisse und Talent als durch strenge Frömmigkeit ausgezeichneten Männern, A. Arnaud, de Sacy, Nicole, Lancelot u. s. w.,**) welchen er denn auch im

---

*) Diese Biographie ist neuerlich in einer deutschen Uebersetzung erschienen, Augsb. 1831. (Pr. 3 Gr.)

**) Diese Männer hatten sich sämmtlich aus der Welt zurückgezogen, und ohne eigentlich ein klösterliches Gelübde auf sich zu nehmen, lebten sie in einer Verbindung zu geistlichen Uebungen in der Nähe eines unweit Paris gelegenen Nonnenklosters Portroyal aux champs, in welchem der treffliche de Sacy Beichtvater war und schon seit längerer Zeit ein sehr ernster religiöser Sinn herrschte. Näheres über diese vom Geiste Gottes wahrhaft beherrschten, innig frommen Männer, ihre Gemeinschaft und auch über Pascals Eintritt unter ihnen — er schloß sich besonders an Arnaud und de Sacy an — findet sich in dem erbaulichen und lehrreichen Werke eines Zöglings derselben Anstalt in den mémoires pour servir à l'histoire de Port Royal par M. Fontaine. Utrecht 1736. 2 Bände. Von Pascals Eintritt in diesen Verein ist B. II. S. 54 ff. die Rede. — Der eigentliche Urheber der geistlichen Erweckung, aus welcher die großartige Erscheinung der Pariser Jansenisten — dieser schönsten Blüthe katholischer Frömmigkeit — hervorging, war der fromme Jean du Verger de Hauranne, abbé de St. Ciran, von welchem, als ein kleines Samenkorn eines großen Baums, die Erweckung le Maitre de Sacy's, Hillerin's und einiger andrer Männer ausging. Will man sich einen Eindruck von dem heiligen Ferment verschaffen, welches diese Richtung in den verderbten Zeiten Ludwigs des XV. in den höhern Ständen zurückgelassen hatte, so kann man das Reise-Tagebuch des frommen Hrn. v. Geusau lesen, welcher um jene

Jahre 1656 in den lettres Provinciales seine Feder zum Angriff gegen die Jesuiten lieh, und durch diesen einzigen coup der Sache der Jesuiten und laxen Moralisten den Todesstoß versetzte. *)

Wer Pascals hohe Verdienste um die Förderung der mathematischen Wissenschaften kennen lernen will — noch nicht 16 Jahr alt, schrieb er über die Kegelschnitte eine Abhandlung, welche damals als ein Wunder des Scharfsinns betrachtet wurde — der findet das Weitere im Bossut. Wir haben es hier mit den letzten Produkten seiner Feder, mit seinen pensées zu thun. Die erhabene Aufgabe, die er für die letzten Tage seines Lebens sich gesetzt hatte, war keine geringere, als in einer weit angelegten Apologetik des Christenthums die letzten Gründe des Menschlichen und Göttlichen darzustellen. Er hatte erklärt, zehn gesunde Jahre zu dieser Aufgabe zu bedürfen, die Vorsehung hatte ihm nur vier (er starb 1662 in einem Alter von 39 Jahren) — und zwar von den schmerzhaftesten Leiden umringte — gestattet. Während die heftigsten Zahnschmerzen, Kopfschmerzen, Koliken ihn bei Tag und Nacht verfolgten, und eine allzustrenge Lebensart den ohnehin gedrückten Körper noch mehr zerrüttete, wurden sowohl jene Aufgaben über die Cycloide gelöst, als auch die Fragmente niedergeschrieben, welche wir jetzt unter dem Namen pensées besitzen, die eigentlich nur zu Bausteinen für jenes größere, zusammenhän-

---

Zeit Paris besuchte und in der leichtfertigsten vornehmen Gesellschaft immer wieder hie und da einer dem Himmel zugewandten Seele begegnete. S. Büschings Beiträge B. II.

*) Von dem Genie, mit welchem Pascal in diesem Werke seine Muttersprache handhabte, mögen folgende Worte der Biographie universelle ein Zeugniß ablegen: On à souvent admiré que dans le choix de ses expressions il ait tellement pressenti le génie de la langue, que presque aucun des mots employés dans les Provinciales n'a vielli depuis plus d'un siècle et demi.

gende Gebäude bestimmt waren. Sie wurden nach seinem Tode von den Gelehrten vom Port Royal gesammelt, und was davon am meisten im Interesse der Religion war, gaben sie im Jahr 1670 in 2 Bdn. 12. unter dem Titel heraus: Pensées de M. Pascal sur la religion et sur quelques autres sujets. Abdrücke dieser ersten Ausgabe sind mehrere andere, die Ausgaben von 1675, 1677, 1734 u. s. w. Weil die pensées so sehr ungeordnet und unausgeführt gefunden worden waren, so hatte man zuerst Anstand genommen, ob man sie dem Publikum, welches so große Erwartungen davon hegte, mittheilen solle. Indeß entschloß man sich dazu, ohne jedoch alles zu geben, was man vorgefunden hatte. Eine vollständigere Ausgabe veranstaltete der oben erwähnte Mathematiker, Abt Bossut, in seiner Ausgabe der oeuvres de Pascal, Haag 1779. in 5 Bdn. Es war ihm vergönnt gewesen, eine Abschrift des Manuskripts von Pascal zu bekommen, aus welcher er die pensées vervollständigte. Die Ausgabe der oeuvres ist in Paris 1819 in einem neuen Abdrucke erschienen, die pensées aber wurden seit der Zeit mehrfach nach jenem vollständigeren Abdrucke herausgegeben, und zwar merkwürdiger Weise insbesondere von jenen Häuptern des französischen Unglaubens, von Condorcet und Voltaire. *) Condorcet veranstaltete 1776 eine verstümmelte Ausgabe, mit einem zweideutigen éloge Pascals und Anmerkungen, die zwischen Bewunderung und Verhöhnung die Mitte hielten, und eine zweite Ausgabe veranstaltete Voltaire 1778.

---

*) Was diese frivolen Menschen von Pascals Gaben hielten, das mögen die Verse d'Alemberts bezeugen, der von Pascal sagt:

Il joignoit l'éloquence aux talents d'Uranie,
Mais bientôt à dieu même immolant son génie;
Il vengea de la foi l'auguste obscurité:
O foi! Religion, dont la sévérité
Enleva ce grand homme à la philosophie,
Permets du moins, qu'il en soit regretté.

Den Gang, welchen Pascal in dem von ihm beabsichtigten, großen Werke zu verfolgen gedachte, haben seine Freunde aus einem Gespräche, in welchem er ihn enthüllte, uns aufbehalten. Man muß denselben auch deshalb kennen, um die verschiedenen Abtheilungen der pensées recht zu beurtheilen und ihnen ihre Stelle anweisen zu können. Pascal wollte alle dem wahren Glauben sich entgegensetzenden Mächte und Kräfte in diesem seinen Werke überwinden; Atheisten, Deisten, Juden, Heiden, Ketzer, Indifferente — alle sollten in diesem Gemälde die Handschrift finden, die wider sie zeugt. Zu dem Ende sollte — nach dem Vorgang einer Abhandlung über die verschiedenen Methoden zu überzeugen — zuerst der Mensch geschildert werden, wie er ist — im weitesten Umfange des Wortes — Selbsterkenntniß der Weg zur Gotteserkenntniß. Es sollte ein Gemälde des Menschen gegeben werden, bei dessen Anblick jeder Beschauer, von dem gemischten Gefühl der Erhebung und der Beschämung durchdrungen, sich die großen Fragen vorzulegen genöthigt fühlte: Und woher ist dieses Wesen, welches zwischen zwei Welten mitten inne steht, welches so viel Größe und so viel Niedrigkeit in sich vereinigt, gekommen, und was ist seine Bestimmung? Der erwachte und sehnsuchtsvolle Mensch wendet sich zuerst an die Philosophen aller Zeiten, um die Lösung des Räthsels zu finden — er erhält keine feste und keine befriedigende Antwort. Er wendet sich an die Religion aller Völker der Erde, und überall bleibt sein Herz und sein Geist unbefriedigt. Nur am Codex der jüdischen Religion bleibt er stehen — hier findet er neben Vielem, was ihn fesselt, Eine Nachricht, die vor allen andern ihn beschäftigt, ihm die Lösung vieler Räthsel darbietet — die Geschichte einer ursprünglich reinen Schöpfung, welche gefallen ist. Je länger er diese Nachricht mit der Welt um ihn her und mit der Geschichte zusammenhält, desto unzweifelhaftere Beweise ihrer

Wahrheit treten ihm entgegen. Er findet in derselben Urkunde Winke auf eine zukünftige Wiederherstellung, und er beginnt aufzuathmen. Das Evangelium, im geschichtlichen Zusammenhange mit jener jüdischen Offenbarungsökonomie, kündigt sich als die Erfüllung jener Weissagung an und indem es an den so vorbereiteten Menschen herantritt, findet es ihn schon bereit, die Zustimmung zu geben. Dieser Zustand der Sehnsucht, dieses Verlangen nach dem Heil ist die nothwendige subjektive Bedingung, welche vor allem Beweisführen für das Christenthum, bei dem Zweifler vorangehen muß. Nun erst, nachdem bereits die Morgenröthe das Herz des Zweiflers mit Sehnsucht erfüllt hat, läßt Pascal die Sonne selbst aufgehen. Nun folgen die Beweise für die Wahrheit des Christenthums. — Dies ist der erhabene Gang, den dieser Apologet nehmen wollte. —

Aus dem uns hinterbliebenen Werke wollen wir nun wenigstens hier einige Ideen (ohne uns streng an die Worte zu halten) mittheilen. Weitläufig wollen wir dabei nicht werden, da wir voraussetzen dürfen, daß Pascals pensées bereits in Vieler Händen sind, und wenn sie es nicht wären, doch sein sollten. Wer das Original nicht lesen will, — welches neuerlich wieder in einer Handausgabe in Berlin 1836 erschienen — der halte sich an die Uebersetzung, welche der damals geistreiche Kleuker im Jahr 1777 mit werthvollen Anmerkungen herausgegeben hat.

1) Ueber Autorität in philosophischen Materien.

Mit der Achtung für das Alterthum ist es dahin gekommen, daß ein einziger Text aus einem alten Autor hinreicht, die stärksten Argumente umzustoßen. Man sollte doch aber unterscheiden zwischen Faktis, göttlichen und menschlichen Institüten einerseits, und den Gegenständen des Räsonnements oder sinnlicher Erfahrung andrerseits. Wenn dort das Zeug-

niß allein alles ist, so findet hier ein beständiger Fortschritt statt. Jetzt kehrt man die Sache um. In Sachen der Religion, die auf dem Zeugniß beruhen, *räsonnirt* man, in der Physik beruft man sich auf *Zeugnisse*.

2) Ueber die Geometrie.

Die vorzüglichste Methode etwas zu *beweisen*, besteht in zwei Stücken, 1) keinen Ausdruck zu gebrauchen, von dem nicht vorher der Sinn erklärt worden, 2) keine Behauptung aufzustellen, ohne durch schon bekannte Wahrheiten sie zu beglaubigen. Diese Methode in höchster Vollkommenheit durchzuführen, ist nicht möglich, denn jede Definition müßte wieder definirt werden, und so ginge es ins Unendliche fort. Man kann es daher nicht weiter als bis zur geometrischen Methode bringen, welche sich damit begnügt, nicht alles zu definiren, sondern einiges, und nicht alles, sondern einiges zu beweisen, anderes aber als natürliche Wahrheit vorauszusetzen. Worte wie *Seyn*, *Zahl*, *Raum* können nicht definirt werden, ihre Bedeutung liegt auf natürliche Weise im Geiste. Eben so läßt es sich nicht beweisen, daß Zahlen verdoppelt, der Raum durch einen andern größern übertroffen werden kann, es liegt die Wahrheit davon aber so in unserm Geiste, daß Niemand es leugnet, sondern Jeder es voraussetzt.

3) Die Kunst zu überzeugen.

Durch zwei Pforten gehen Wahrheiten in den Geist ein, durch den *Verstand* und durch den *Willen*. Am natürlichsten ist der erstere Weg, aber am gewöhnlichsten der zweite. Von den göttlichen Dingen spreche ich hier nicht, denn bei ihnen geht der Weg durchaus aus dem Herzen in den Verstand — dieser Weg hat Gott gefallen, um den Stolz unseres Räsonnements zu demüthigen. Von etlichen Dingen gilt daher das Sprichwort: *Ich muß sie kennen, um sie zu lieben*, die Heiligen aber sagen von den göttlichen Dingen:

man muß sie lieben um sie zu erkennen — der Weg zur Wahrheit führt durch die Liebe. Gerade diesen Weg schlagen wir Menschen nun auch würklich im Bezug auf die göttlichen Wahrheiten ein, denn die Menschen glauben nicht daran, — warum? weil sie ihnen nicht bewiesen sind? Nein — weil sie ihnen nicht gefallen. C'est pour punir un désordre par un ordre qui lui est conforme, que Dieu ne verse ses lumiéres dans les esprits qu'après avoir dompté la rébellion de la volonté par une douceur toute céleste, qui la charme et qui l'entraine. — Stimmen die Wahrheiten, die uns entgegengebracht werden, mit den in uns liegenden natürlichen des Verstandes überein, oder mit den Neigungen unsers Herzens — in beiden Fällen finden sie Eingang zu uns. Es giebt aber auch Fälle, wo sie nur mit den ersteren, nicht mit den letzteren übereinkommen, in diesen nun geschieht es bei weitem am gewöhnlichsten, daß der stolze Mensch, der sich rühmt nur durch die Vernunft sich leiten zu lassen, mit schmachvoller Wahl das ergreift, was seinen verderbten Neigungen am meisten zusagt. Die Kunst zu überzeugen besteht also nicht bloß in der art de convaincre, sondern auch d'agréer, nicht bloß in der art de démontrer, sondern auch de plaire.

4) Erkenntniß des Menschen im Allgemeinen.

Der erste Gegenstand, auf dem die Betrachtung ruht, ist der Körper des Menschen. Um in dieser Beziehung recht zu erkennen, was er ist, muß der Mensch mit der ganzen Masse der materiellen Welt sich vergleichen. Gegenüber dem ganzen sichtbaren Universum wird er inne, daß er in der Mitte steht zwischen dem Nichts und dem Unendlichen, und alle menschlichen Kräfte bewegen sich zwischen diesen zwei Extremen. Zu viel Geräusch macht uns taub, zu wenig Ton ebenfalls, zu wenig und zu viel Nahrung raubt uns

die Kräfte, zu viel Hitze und zu viel Kälte fühlen wir gar nicht mehr. Les qualités excessives nous sont ennemies, et non pas sensibles. Nous ne les sentons pas, nous les souffrons. — Die Größe des Menschen besteht darin, daß er sein Elend erkennen kann. Toutes ses misères prouvent sa grandeur; ce sont misères d'un grand seigneur, misères d'un roi dépossédé. — Seine Schwächen selbst sind Zeugen seiner Größe. Alle Güter der Erde machen ihn nicht glücklich ohne die Achtung seiner Mitmenschen. Die Ehre bei den Menschen ist der Hebel aller Thatkraft. Mitten in dieser Schwäche zeigt sich seine Größe, denn er trachtet nach etwas, was nur in der Idee vorhanden ist. — Es ist gefährlich, dem Menschen seine Niedrigkeit ohne seine Größe, und seine Größe ohne seine Niedrigkeit zu zeigen. Der Mensch liebe sich, denn er hat in sich eine für das Gute empfängliche Natur, aber er hasse sich selbst darum, daß diese Empfänglichkeit nicht erfüllt ist. *)

ε) Eitelkeit und Eigenliebe des Menschen.

Wir begnügen uns nie mit dem, was wir vom Leben in uns selbst haben, wir wollen in der Meinung Anderer von uns ein imaginaires Leben leben. Seelenruhe, Großmuth, jede Tugend dünkt uns nur schön, insofern Andere davon wissen. Welcher Beweis der Eitelkeit unseres Wesens, daß wir nicht in uns selbst ohne Andre glücklich seyn können. Der Stolz hält allen unsern Leiden das Gleichgewicht. Man stirbt selbst gern — wenn nur davon gesprochen wird. — Es liegt in der Natur der Eigenliebe, nur sich zu lieben, nur sich ins Auge zu fassen. Nun kann aber der Mensch nicht verhindern, daß nicht dieser Gegenstand seiner Liebe voll Mängel und Verkehrtheiten sei, von denen er ein-

*) Hier liegt das Maaß für das, was Menschenwürde und Selbstliebe genannt, aber so oft gemißbraucht wird.

sieht, daß sie Verachtung verdienen. Dies nun bringt die abscheulichste Leidenschaft in ihm hervor. Statt sich zu hassen, fängt er an auf's bitterste die Wahrheit zu hassen, welche ihm seine Armuth aufdeckt. Wenn es ein Unglück ist, voll Mängel zu seyn, so ist es doch ein noch viel größeres, sich darüber täuschen zu wollen. — Da es nun aber einmal so ist, so behandeln uns auch die Menschen, wie wir uns selbst behandeln, sie täuschen uns, und zwar, je mehr ihnen um unsere Liebe zu thun ist, desto mehr; daher diejenigen, um deren Liebe man sich am meisten bewirbt, die Fürsten, auch am meisten getäuscht werden. Ihre Fehler sind das Gespräch von ganz Europa, sie selbst sind die Einzigen, die davon nicht wissen. — Welche Masse von Verblendung muß nun aber auf einer Erde wohnen, wo jeder sich selbst und jeder den andern zu täuschen bemüht ist.

6) Schwäche des Menschen und Ungewißheit seiner natürlichen Einsichten.

Es giebt nichts, was mich so in Erstaunen setzt, als daß die Menschen über ihre Schwäche nicht erstaunen. — Die Selbsterkenntniß ist freilich schwer. Die Gemälde haben nur einen einzigen Punkt, von welchem aus man sie recht sehen kann — nicht zu nah, nicht zu fern, nicht zu hoch, nicht zu niedrig. Wer giebt uns Menschen diesen rechten point de vue für uns selbst? — Es würde nicht so schlimm mit uns stehen, wenn jene Mutter des Irrthums, die Phantasie, uns regelmäßiger täuschte, aber das schlimmste ist, daß sie es nur manchmal thut, und daß sie dem Wahren und Falschen dieselben Farben leiht. — Man untersuche seine Gedanken, sie sind fast immer nur auf die Zukunft und auf die Vergangenheit gerichtet; an die Gegenwart denken wir kaum, und wenn wir es thun, so ist es nur, um für die Zukunft uns einrichten zu können. Die Gegenwart ist nie unser Ziel; die

Vergangenheit und die Gegenwart sind unsre Mittel; nur die Zukunft ist es, die wir erstreben. So leben wir niemals, sondern hoffen nur zu leben. — Dadurch, daß unsere Gedanken stets auf das diesseitige Leben und so wenig auf das jenseitige gerichtet sind, geschieht es, daß uns das diesseitige wie eine Ewigkeit und die Ewigkeit wie ein Nichts erscheint. — Cromwell war im Begriff, die Christenheit zu verheeren, die königliche Familie war verloren, die seinige auf immer mächtig — ohne ein kleines Sandkorn in seiner Harnblase. Selbst Rom zitterte vor ihm — aber der kleine Kiesel, der, an irgend einen andern Ort gelegt, ein Nichts war, gab ihm, an diesen Ort gelegt, den Tod und änderte die Gestalt der Welt. — Der Richter mit dem ehrwürdigen weißen Haar, mit dem Willen, keiner andern Stimme als der Vernunft Gehör zu geben, betritt den Gerichtssaal. Mit exemplarischer Würde schickt er sich an, die Parteien zu vernehmen. Der Advokat erscheint, er hat einen bizarren Zug im Gesicht — der Barbier hat ihn schlecht rasirt — er hat eine kreischende Stimme — und aller Ernst des Richters ist hin! — Der tiefe Denker, dessen Vernunft Königreiche und Welttheile regiert, fühlt sich in seinem Denken gestört — was ist's? Eine Mücke summt um sein Ohr und hält die weltbeherrschende Vernunft im Schach. — Wenn wir alle Nächte dasselbe träumten, so würde es uns eben so berühren, wie das, was wir erleben. Wenn ein Künstler gewiß wäre, alle zwölf Stunden zu träumen, daß er König ist, so würde er, glaube ich, beinahe eben so glücklich seyn, wie ein König, welcher regelmäßig alle zwölf Stunden der Nacht träumte, daß er ein Künstler wäre. Nur weil die Träume so wandelbar sind, ist ihr Einfluß so gering. — Die Wissenschaften haben zwei Extremitäten, die sich berühren. Die eine ist die Unwissenheit, in welcher alle geboren werden. Die andre ist die, wohin große Geister

kommen, wenn sie alles Wissen durchlaufen haben und erkennen, daß sie nichts wissen. Aber diese Unwissenheit ist doch weiser, denn sie weiß, daß sie nichts weiß. — Man hält es für leichter den Mittelpunkt als den Umkreis aller Dinge zu verstehen, aber dem ist nicht so. Wer das Centrum wahrhaft kennte, würde auch die Peripherie kennen. Da alle Dinge in der Welt Ursache und Würkung zugleich sind, mittelbar oder unmittelbar bedingt werden, und durch ein natürliches, aber unmerkliches Band an einander gefügt sind, so halte ich es für unmöglich, einen Theil zu verstehen ohne das Ganze. — Der Mensch begreift nicht, was Materie ist, er begreift noch weniger, was Geist ist, am allerwenigsten, wie Geist und Körper zusammen verbunden sind, und doch ist gerade das — ein mit der Materie verbundener Geist — sein Wesen.

7) Das Elend des Menschen.

Nichts ist mehr geeignet, uns einen rechten Begriff vom Elend des Menschen zu geben, als wenn wir die eigentliche Ursache aller ihrer Thätigkeit und Bewegung erkennen. Die Seele weiß, daß sie hinieden nur auf dem flüchtigen Durchgange zur Ewigkeit begriffen ist, mit dem Endzwecke auf diese sich vorzubereiten. Einen großen Theil der dazu bestimmten Zeit rauben die natürlichen Bedürfnisse. Nur wenige bleibt ihm übrig, über die er freier Herr ist. Aber dies wenige ist ihm sonderbarerweise so lästig, daß er nur darauf denkt, wie er es los werden könne. Das Unerträglichste von Allem ist ihm, mit sich selbst zu leben und an sich selbst zu denken. An die Stelle davon tritt der Zeitvertreib. Und warum haßt es der Mensch so sehr, sich mit sich selbst zu beschäftigen? Aus keinem andern Grunde, als weil der Mensch, wenn er ohne das Christenthum sich selbst betrachtet, sich in einem so elenden Zustande findet,

daß er verzweifeln möchte. Nur das Christenthum, indem es den Menschen mit Gott aussöhnt, söhnt ihn auch mit sich selbst aus und macht ihm den Blick auf sich selbst erträglich. — Der Mensch hat einen geheimen Trieb nach beständiger Zerstreuung, der aus der Empfindung seines Elends kommt, und einen andern geheimen Trieb nach Ruhe, und dieser ist die Reliquie seines ursprünglichen Zustandes. Aus diesen zwei entgegengesetzten Trieben bildet sich das Streben bei ihm, durch Bewegung nach der Ruhe zu trachten, mit der Hoffnung, daß die Befriedigung, die er noch nicht hat, ihm noch zu Theil werden wird, wenn nur erst einige wenige Hindernisse, die ihm im Wege liegen, aus dem Wege geräumt seyn werden.

8) Gründe für einige Volksmeinungen.

Die Meinungen des Volks sind sehr gesund. Das Volk ist nicht so thöricht, als man vorgiebt; diejenige Meinung, welche die Volksmeinung untergräbt, wird selbst untergraben werden. In gewissem Sinne kann man dennoch mit Recht sagen, daß die ganze Welt im Irrthum liegt, denn wiewohl in den Meinungen des Volks Wahrheit ist, so sind sie doch nicht in dem Grade wahr, als das Volk es sich einbildet. So ehrt das Volk die Männer von hoher Geburt, während die Halbgebildeten die hohe Geburt als ein bloßes Glücksgut verachten. Wahrhaft Gebildete achten sie, wiewohl nicht so wie das Volk, sondern aus höhern Vernunftgründen. Gewisse religiöse Zeloten, welche diese Gründe auch kennen, verachten die Vorzüge der Geburt dennoch und zwar auf Grund eines neuen höheren Lichts, das die Frömmigkeit ihnen giebt, wogegen die vollkommenen Christen, vermöge eines noch höhern Lichts, sie wiederum achten. So schreiten die Meinungen fort von Für zum Wider, je nach dem höheren Maaße des Lichts. — Das größte Uebel sind bürgerliche Kriege. Sie

sind unvermeidlich, wenn man die Ehre bloß nach dem persönlichen Verdienst austheilen wollte, denn Jeder wird darauf Anspruch machen zu dürfen glauben. Das Uebel, welches ein Dummer anrichtet, der nach dem Geburtsrechte succedirt, ist weder so groß noch so gewiß, als man glaubt.

9) Einige moralische Gedanken.

Die Tugend eines Menschen ist nicht nach Kraftäußerungen in außerordentlichen Momenten, sondern nach den Wegen seines ordinairen Wandels zu messen. — Man halte sich nicht über diejenigen auf, welche sich durch Aemter und Würden ehren lassen, denn man liebt den Menschen nur wegen entlehnter Eigenschaften. Von Natur hassen sich alle Menschen. Ich bin überzeugt, daß wenn alle Menschen genau wüßten, was Einer vom Andern sagt, es nicht vier Freunde in der Welt geben würde. Dies zeigt sich aus den Schwierigkeiten, welche aus unbesonnenen Mittheilungen von Gesprächen entstehen.

10) Philosophische und die Litteratur betreffende Gedanken.

Je mehr man selbst Geist hat, desto mehr findet man Originalgeister. Die ordinairen Menschen finden nicht so viel Unterschied unter den Menschen. — In der Regel haben Gründe, die wir selbst aufgefunden, viel mehr Gewicht für uns, als die Andrer. — Sieht man einen natürlichen Styl, so wird man entzückt, denn man glaubte, einen Autor zu sehn und findet einen Menschen, während die, welche einen guten Geschmack haben, und, wenn sie ein Buch sehen, einen Menschen glauben sprechen zu hören, erstaunen, wenn sie einen Autor finden: plus poetice quam humane locutus est. Diejenigen ehren die Natur, welche sie lehren von allem, selbst von der Theologie zu sprechen. — Was man bei Ausarbeitung eines Buches zuletzt findet, ist — der Ort, wo man

hätte anfangen sollen. — Die wahre Beredsamkeit spottet der Beredsamkeit, die wahre Moral spottet der Moral, nämlich die Moral des Urtheils (des Räsonnements) spottet der des Geistes (des Gemüthes), die ohne Regel ist.

11) Epiktet und Montaigne *).

Epiktet ist unter allen Philosophen in der Welt derjenige, der vielleicht am besten die Pflichten der Menschen gekannt hat. Er giebt die vortrefflichsten Vorschriften über das Verhalten des Menschen, hätte er nur eben so sehr, als die Pflichten des Menschen, seine Schwäche erkannt. Aber nachdem er so gut auseinander gesetzt, was der Mensch soll, verliert er sich darüber in Anmaßungen, daß es der Mensch auch kann. Montaigne betrachtet den Menschen abgesehn von aller Offenbarung und zieht demnach auch Alles in Zweifel. Er setzt sich denen entgegen, die da sagen, Alles ist ungewiß, und denen, die da sagen, Alles ist gewiß, und will gar nichts behaupten. Der Zweifel an sich selbst und die Unwissenheit machen das Wesen seiner Ansicht aus, die er mit keinem positiven Ausdrucke zu bezeichnen vermag; denn wenn er sagt, er zweifle, so verräth er sich selbst, indem er doch etwas gewisses ausdrückt — er sieht sich daher genöthigt, Alles, was er sagt, nur fragweise auszusprechen: was weiß ich? Bei dieser absoluten Ungewißheit über Alles bleibt ihm dann nichts übrig, als dem sensus communis zu folgen. Er nimmt die Sachen, wie sie dem ersten Anscheine nach sind, und will nicht, daß sie tiefer untersucht werden. Ich habe daher — sagt er — nichts besonderes in meinem Verhalten. Ich lebe wie Alle andre, nur aus einem andern Princip. Sie thun,

*) Die hier ausgesprochnen Gedanken entwickelte Pascal in einer seiner ersten Unterhandlungen mit De Sacy, welcher erstaunte, in den Gedanken des Mannes, der damals noch nie mit Schriften Augustins in Berührung gekommen, Augustins tiefste Gedanken wiederzufinden. Mémoires de Fontaines II. 56.

was sie thun, in der thörigen Ueberzeugung, das wahrhaft Gute zu thun; ich thue es, weil auf beiden Seiten die Wahrscheinlichkeiten gleich groß sind.

Wenn man Epiktet und Montaigne zusammenhält, so kann man nicht ableugnen, daß sie die Häupter von den zwei konsequentesten Systemen derjenigen Menschen sind, welche ohne das Licht der Religion leben. Das eine sagt uns: es giebt einen Gott, er ist es also, der den Menschen geschaffen hat. Er hat ihn so geschaffen, wie er seyn muß, um gerecht und glücklich zu werden. — Der Mensch kann also die Wahrheit erkennen und kann sich durch seine Weisheit bis zu Gott erheben, der sein höchstes Gut ist. Das andre sagt uns: der Mensch kann sich nicht bis zu Gott erheben, seine Neigungen sind dem Gesetz entgegen. Er hat die Neigung, in den sichtbaren Dingen und selbst in dem, was schändlich ist, sein Glück zu suchen. Alles scheint also ungewiß, auch das wahrhaft Gute ist ungewiß, daher giebt es weder in der Moral noch in den Wissenschaften eine feste Basis. Es ist äußerst angenehm, zu erwägen, was in jeden von diesen beiden Räsonnements Wahres liegt. Denn wenn es angenehm ist, in der Natur das Streben zu beobachten, welches sie hat, in allen ihren Werken Gott abzumalen, um wie viel mehr geziemt es, in den Erzeugnissen des Geistes das Streben nach Wahrheit zu beobachten und zu sehen, worin sie ihren Zweck erreichen und worin sie ihn verfehlen. Die Hauptquelle der Irrthümer eines Epiktet auf der einen und eines Montaigne auf der andern Seite scheint darin zu liegen, daß sie nicht erkannt haben, daß der Mensch sich nicht mehr in seinem ursprünglichen Zustande befindet. Die Einen haben einige Züge seiner ursprünglichen Größe erkannt, aber nicht zugleich sein Verderben, das hat sie zum äußer-

sten Stolze verleitet; die Andern haben sein gegenwärtiges Elend, aber nicht seine ursprüngliche Würde erkannt, dies hat sie zur Verzweiflung und Erschlaffung verleitet.

Unmittelbar auf die Religion sich beziehende Gedanken.

1) Auffallende Widersprüche in der menschlichen Natur.

Nichts ist auffallender als die Widersprüche, welche sich in aller Beziehung in der Natur des Menschen finden. Er ist gemacht, um die Wahrheit zu erkennen. Er sehnt sich darnach mit Inbrunst, er sucht sie, und doch, wenn er im Begriff ist, sie zu ergreifen, täuscht er sich und verwirrt sich so, daß er Anlaß giebt, ihm den Besitz derselben zu bestreiten. So sind die beiden Sekten der Pyrrhonisten und der Dogmatisten entstanden, deren Gründe aber beiderseitig so wenig wahrscheinlich sind, daß sie nur die Verlegenheit des Menschen mehren, wenn er kein andres Licht als das hat, was sich in seiner Natur findet. Nach unserem eignen Geständniß, sagt der Pyrrhonist, geht die Hälfte unseres Lebens in Schlaf hin, in welchem alle unsere Gefühle Täuschungen sind, wer weiß ob die andre Hälfte unseres Lebens, wo wir zu wachen denken, nicht bloß eine etwas verschiedene Art von Schlaf ist. Die einzige Festung, in welche sich der Pyrrhonist zurückzieht, sind die natürlichen Grundsätze; nicht bloß durch Schluß — sagt er — sondern auch durch das Gefühl erkennen wir die Wahrheit. So stehen die Menschen im Kampfe einander gegenüber, Partei muß jeder nehmen, wer neutral bleiben wollte, wäre ein ächter Pyrrhonist, denn das gerade gehört zum höchsten Pyrrhonismus, nicht einmal zu wissen, ob Pyrrhonismus oder Dogmatismus wahr sind. Was soll nun der Mensch thun? soll er an Allem zweifeln? soll er zweifeln, wenn man ihn verbrennt? So weit ist es noch mit keinem Pyrrhonisten gekommen, die Natur unterstützt die schwache Vernunft und hindert sie, bis

dahin auszuschweifen. Die Vernunft widerlegt die Dogmatisten und die Natur widerlegt die Pyrrhonisten. Wir haben eine Unfähigkeit zum Beweise, welche kein Dogmatismus überwindet, und ein Gefühl der Wahrheit, das kein Pyrrhonismus überwindet. — Wenn der Mensch nicht für Gott gemacht ist, warum ist er nur glücklich in Gott? Wenn er für Gott gemacht ist, warum widerstrebt er Gott so sehr?

2) Nothwendigkeit die Religion zu studiren.

Wenn die Religion sich rühmte, ohne alle Hülle eine für Alle verständliche Gotteserkenntniß zu besitzen, so hieße es sie bekämpfen, wenn man sagte: man sehe nichts in der Welt, was ihn so deutlich offenbarte. Da aber im Gegentheil die Religion sagt, daß die Menschen in der Finsterniß und Entfremdung von Gott sind, da er sich in der Schrift selbst deus absconditus nennt, da die Religion gerade das behauptet, daß Gott in der Kirche so sichere Beweise von sich niedergelegt hat, daß Alle, die ihn aufrichtig suchen, ihn finden können, und daß er andererseits sich wiederum so verdeckt hat, daß niemand ihn finden kann, als wer ihn von ganzem Herzen sucht — was kann es denen, welche selbst bekennen, nicht ernstlich die Wahrheit zu suchen, für Vortheil bringen, sich zu beschweren, daß sie sich ihnen nirgends zeige, da ja vielmehr gerade die Blindheit in göttlichen Dingen, in der sie sich befinden und welche sie der Kirche vorwerfen, einen Hauptgrundsatz derselben bestätigt? — Der christliche Glaube hat es vorzüglich mit zwei Wahrheiten zu thun, die Verderbtheit der menschlichen Natur und die Erlösung durch Jesum Christum; der entsetzliche Leichtsinn, in welchem die Menschen leben, die sich um die Religion nicht bekümmern und so ganz fühllos der Ewigkeit entgegen gehen, muß uns wenigstens dazu dienen, die eine dieser Wahrheiten, die Verderbtheit des menschlichen Herzens, zu bestätigen.

3) Wahrheiten der Religion aus den Widersprüchen, welche im Menschen sind, und aus der Erbsünde erwiesen.

Wird uns einmal der doppelte Zustand, der der Unschuld und der der Verderbniß vorgelegt, so ist es unmöglich, ihn nicht anzuerkennen. Was mich betrifft, so sehe ich überall den Charakter dieser Wahrheit ausgeprägt; sowohl im Menschen als außer dem Menschen bezeichnet die Natur überall einen verlornen Gott; ohne diese christliche Erkenntniß haben die Menschen entweder die Herrlichkeit ihrer Natur verkannt oder ihre Verderbniß, woraus denn entweder die Verzweiflung oder der Hochmuth hervorgegangen ist. Es ist die Einfalt des Evangeliums, welche in beiderlei Beziehung uns geheilt hat. Die Gerechten erhebt es bis zur Theilnahme an der göttlichen Natur, indem es sie zugleich belehrt, daß sie auch noch in diesem erhabenen Zustande die Quelle des Verderbens in sich tragen, welche sie ihr ganzes Leben lang dem Irrthum und der Sünde unterwirft, und den Allergottlosesten ruft es zu, daß sie der Gnade ihres Gottes fähig sind. Indem es auf diese Weise die, welche es rechtfertigt, zittern macht, und die, welche es verdammt, tröstet, mischt es auf so gleichmäßige Weise die Furcht mit der Hoffnung, daß es unendlich mehr als die bloße Vernunft den Menschen demüthigt, und ihn doch nicht in die Verzweiflung stürzt, und unendlich mehr, als der Stolz der Natur, ihn erhebt, und ihn doch nicht aufgeblasen macht.

4) Unterwerfung und Gebrauch der Vernunft.

Der letzte Schritt der Vernunft ist, anzuerkennen, daß es unendlich viel Dinge giebt, die über sie hinausgehn, und sie ist sehr schwach, wenn sie nicht bis zu dieser Erkenntniß kommt. — Nichts ist so vernunftgemäß, als die Vernunft da zu verleugnen, wo die Natur der Dinge den Glauben fordert, und nichts so vernunftwidrig, als die Vernunft da zu verleug-

nen; wo die Natur der Dinge den Glauben nicht erfordert. Es giebt zwei gleich gefährliche Ausschweifungen. Die Vernunft absolut zu verleugnen und — nichts anzuerkennen, als die Vernunft! — Die, welche glauben, ohne die Beweise der Religion untersucht zu haben, glauben, weil sie eine innere ganz heilige Gemüthsrichtung haben, und weil das, was sie von unserer Religion hören, damit übereinstimmt. Es ist wahr, daß diejenigen Christen, welche ihre Wahrheit glauben, nicht im Stande seyn werden, einen Ungläubigen zu überzeugen, aber die, welche die Beweise der Religion wissen, werden ohne Schwierigkeit darthun können, daß auch jene Gläubigen, welche die Wahrheit nicht beweisen können, wahrhaft von Gott geliebt sind.

5) Bild eines Menschen, welcher es müde ist, Gott nur durch die Philosophie zu suchen, und der die Schrift zu lesen anfängt.

Indem ich die Blindheit und das Elend des Menschen und die erstaunenden Widersprüche in seiner Natur erblicke, indem ich das Universum stumm erblicke und den Menschen ohne Licht sich selbst überlassen und wie in diesen Winkel des Universums verloren, ohne zu wissen, wer ihn dahin gesetzt, was daselbst sein Geschäft ist und was aus ihm wird, wenn er stirbt, so ergreift mich Entsetzen, wie einen Menschen, den man eingeschlafen auf eine wüste, schreckliche Insel getragen hätte, und der erwacht wäre ohne zu wissen, wo er ist und ohne ein Mittel zu haben, sich zu retten. Ich sehe andre Personen neben mir, denen es ebenso geht, ich frage sie, ob sie besser unterrichtet seien, als ich, sie antworten mir: nein! aber diese unglücklichen Verirrten haben um sich hergeblickt und einige angenehme Gegenstände um sich her gesehen, an die haben sie sich hingegeben und ihr Herz daran befestigt. Was mich betrifft, so kann ich mich in der Gesellschaft dieser Menschen, die eben so elend sind als ich bin, nicht ruhig wis-

sen, ich sehe, daß sie mir nicht helfen werden, wenn der Tod herankommt, ich werde allein sterben, ich muß also handeln als wäre ich allein. Indem ich nun überdachte, wie wahrscheinlich es ist, daß es noch andere Dinge giebt, als die ich um mich her sehe, so habe ich gesucht, ob der Gott, von welchem alle Menschen sprechen, nicht einige Zeichen von sich gegeben hat. Ich sehe mich überall um und erblicke nichts als Dunkelheit, was die Natur mir zeigt, bietet Stoff zum Zweifel und zur Unruhe: wenn ich nichts darin sähe, was die Spuren einer Gottheit verriethe, so würde ich mich dahin bestimmen, nichts davon zu glauben — wenn ich überall die Spuren eines Schöpfers sähe, so würde ich im Frieden, im Glauben ausruhen; aber indem ich zu viel sehe, um zu leugnen, und zu wenig, um gewiß zu werden, bin ich in einem beklagenswürdigen Zustande. —

Wir brechen hier unsere Auszüge ab, mit dem Wunsche, daß keinem unserer Leser das Original in seinem ganzen Umfange unbekannt bleibe.

8) Huet.

Haben wir mit Freude und Erbauung gesehn, wie in einem Pascal der penetranteste Scharfsinn und der großartige Tiefsinn eines hochbegabten Geistes sich vor der Einfalt des Evangeliums beugte, so tritt uns in den apologetischen Schriften des gelehrten Bischofs, der bis in sein neunzigstes Jahr um 4 Uhr aufstand, um — wie er sich ausdrückte — nicht sagen zu müssen, was schon andere Leute gesagt hätten*), die

*) In den Huetianis und auch in den Comm. spricht Huet öfter mit Lachen von dem Irrthum, daß das viele Studiren der Gesundheit schade. „Den gelehrten Jacob Sirmond, sagt er, sah ich oft in einem fast hundertjährigen Alter ohne alle Bewegung unter seinen Büchern sitzen, und seine einzige Erholung war die Unterhaltung mit seinen Freunden von gelehrten und ernsthaften Materien.“ Huet selbst hat auch die Probe bestanden.

Huldigung entgegen, welche die umfassendste Gelehrsamkeit der Einfalt des Zimmermannssohnes bringt. Wie der Charakter beider Männer ein sehr verschiedener, so ist aber auch der Eindruck, den ihre Schriften auf uns machen, ein sehr verschiedenartiger. Das ernste Gemüth eines Pascal, welches beinahe 35 Jahre lang, bei der nach einer ganz andern Seite hingerichteten Anstrengung, nicht zu seinem Rechte gelangte, kommt nach einigen bedeutungsvollen Gesprächen mit Männern, deren entschiedene Frömmigkeit eben so groß ist als ihr Scharfsinn, plötzlich zur Besinnung und von Stund an ergreift es die göttlichen Dinge mit derselben Intension, mit derselben Anschauung und Kraft, mit welcher es sich vorher den abstraktesten Problemen der Mathematik zugewandt, dringt tiefer und tiefer in das Geheimniß der Gottseligkeit und sieht auf einmal alles Menschliche in einem neuen Lichte. Die Ehre bei der Welt hat für dieses Gemüth alle Bedeutung verloren, die Wissenschaft hat ihm nur einen Werth behalten, sofern in ihrem Spiegel das ewige Licht in diese Welt hineinleuchtet, und alles Menschliche wird an dem Maaßstabe von Christi Wahrheit gemessen. Der sanguinische Geist von Huetius, durch Wissensdurst und Eitelkeit von Jugend auf unruhig unter Menschen und Büchern umhergetrieben, eine kleine Zeit am schwedischen, nachher viele Jahre hindurch am pariser Hofe, den Zerstreuungen und Eitelkeiten der Welt ausgesetzt, bis an's Ende seines Lebens im Studium die Seele des Lebens findend, wird früh von religiösen Eindrücken berührt und zur Wahrheit hingezogen, folgt ihrem Lichte unverwandt auf Tage, Wochen, bis die Zerstreuung des Wissens und der Gesellschaft ihn wieder fortreißt, lernt weder sich selbst noch die Dinge in der Tiefe erfassen, ergreift den Glauben seiner Kirche kräftiger, als er von ihm ergriffen ist und — stirbt, wie er gelebt hatte, mit einem zwischen Gott und Welt noch immer ungleich getheiltem Herzen, welches aber

das Bedürfniß der Buße fühlte. Natürlich müssen die Schriften eines solchen Mannes einen andern Charakter tragen, als die eines Pascal; wir haben hier einen Apologeten vor uns, dem man anfühlt, daß er, indem er gegen den Unglauben zu Felde zieht, ebenso für seine eigne, wie für Gottes Ehre streitet, daß das von ihm aufgehobene Schwert wohl auch dann und wann Zweifel seines eignen Herzens schlagen soll und daß er überhaupt wie à corps perdu sich seiner Kirche und dem Glauben in die Arme geworfen.

Huetius war im Jahre 1636 zu Caen in der Normandie von einem Vater geboren, welchen die Jesuiten aus der reformirten in die katholische Kirche übergeführt hatten. An seinen Schwestern sah er Beispiele wahrer und auch übertriebner Frömmigkeit. Die jüngste von ihnen ging in ein Dominikanerkloster und enthielt sich zur Selbstkasteiung so lange des Getränkes, bis sie unter schmählichen Qualen starb. Er selbst in jesuitischen Schulen erzogen, ergab sich mit einem unauslöschlichen Durst der Wissenschaft. Schon im 20sten Jahre stand er mit den angesehensten Gelehrten in Briefwechsel, mit den Jesuiten Sirmond, Petavius, mit Salmasius, Vossius, Gassendi, Selden, Descartes. Mit Bochart, damals reformirtem Prediger in Caen, stiftete er eine enge, aber nur auf litterarisches Interesse sich gründende Freundschaft, so daß er sogar diesen gelehrten Protestanten, als derselbe an den Hof der Königin Christine berufen wurde, dahin begleitete.

Den Bitten der Königin widerstehend, in Schweden zu bleiben und dort seine Ausgabe des Origenes zu beendigen, kehrte er in sein Vaterland zurück und zeichnete sich durch seine litterarischen Bestrebungen so aus, daß er 1670 von Ludwig XIV. nebst Bossuet die Stelle eines Lehrers des Dauphin erhielt. 1678 ernannte ihn der König zum Abt des herrlich gelegnen Cistercienserklosters Aunay. 1685 ward

er zum Bischof von Soissons ernannt, welches Bisthum er nach Kurzem mit dem von Avranches vertauschte. Welche Stelle er seinem bischöflichen Beruf im Verhältniß zu seinem literarischen Treiben anwies, lehrt die bekannte Anekdote von dem Bauer, welcher, nachdem er vielmal vergebens seinen Bischof zu sprechen verlangt und immer mit dem Bescheid abgewiesen worden, der Bischof studire, den Wunsch aussprach, der König möchte ihnen doch einmal einen Bischof geben, der ausstudirt habe. Nach einem unermüdet thätigen Leben starb er 1721 im 91sten Jahre seines Lebens.

Er hat uns die Geschichte seines Lebens selbst aufbewahrt. Als acht und achtzigjähriger Greis hat er sie niedergeschrieben, mit der Redseligkeit des Greisenalters, mit den Spuren der Eitelkeit, die ihn sein ganzes Leben durch begleitete, aber auch mit großem Reichthum belehrender Erfahrung und mit Reue über viele Thorheiten früherer Jahre. Es erschien dieses Leben 1718 in Amsterdam unter dem Titel P. D. Huetii, episc. Abrinc. Commentarius de rebus ad eum pertinentibus. Ein Auszug daraus findet sich im 3ten Bande der «Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst» von Georg Müller. — Manche höchst interessante einzelne Züge und Gedanken liefert die Sammlung Huetiana ou pensées de M. Huet évèque d'Avranches. Paris 1722.

Von seinen Werken (Origeniana, censura philosophiae Cartesianae, de paradiso, de interpretatione et de claris interpretibus, de infirmitate intellectus humani etc.) sind es zweie, welche hier zu charakterisiren sind: 1) die demonstratio evangelica, zuerst 1679 erschienen, dann 1680 in Amsterdam, auf's neue vermehrt 1694 in Paris und mehrmals in Leipzig 1694, 1704, 1722. 2) Alnetanae quaestiones, sive de concordia rationis et fidei libri III. Cadomi 1691. Leipzig 1692. 1719.

Die vorzüglichste, lobenswertheste Eigenschaft der apologetischen Werke Huets ist der Reichthum seiner klassischen Be-

lesenheit, vermöge deren er von den verschiedensten Seiten her Material zusammenführt. Dazu kommt in den Alnetanae quaestiones, in manchen Partien eine gewisse Anmuth der Sprache und im Ganzen genommen Präcision der Gedanken. Dagegen leiden die Werke des Mannes an zwei Fehlern, von denen der eine wenigstens wohl auch sonst katholischen Auslegern eigen ist; es ist dies ein solcher Eifer für die Sache, der sich aus Liebe zu derselben auch gern mit schlechten Zeugnissen begnügt. Wie dieses überhaupt bei den ältern Apologeten ein vorzüglicher Fehler ist, so namentlich bei denen der römischen Kirche, denen es im Eifer gegen die Ungläubigen wie gegen die Ketzer auf die kritische Sichtung ihrer Argumente nicht immer so sehr ankommt. Man kann von dieser Unkritik noch in den neuesten katholischen Polemikern, wie bei de la Mennais und seinen Schülern genug Beispiele finden. Der andere Fehler hängt ebenfalls zum Theil mit dem Standpunkte Huets in der römischen Kirche zusammen und hat etwas Lehrreiches. Man wird es sehr natürlich finden, daß derjenige, welcher nachweisen will, es sei dem Menschen in keinem anderen Namen Heil gegeben, als in dem Namen Christi, sich auch bemüht, das Unzulängliche und nicht Ausreichende aller sonstigen Weisheitsquellen zu zeigen. In diesem Streben geräth Huet auf das andere Extrem: Es liegt seinen Werken eine Tendenz zum absoluten Skepticismus zum Grunde, welcher auch in der That in dem nach seinem Tode erschienenen Werke, «Sur la foiblesse de l'esprit humain» ganz unverholen sich ausgesprochen hat. Zum Theil hing, wie wir sagten, dieser andere Fehler in seinen apologetischen Werken mit seinem Katholicismus zusammen. Zum Theil hat auch die eigenthümliche Beschaffenheit jener Zeit und die Bildung des Mannes darauf Einfluß. Die Zeit Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., als das Zeitalter der äußersten Ausartung des Jesuitismus und einer weit verbreite-

ten Heuchelei auf der einen Seite, auf der andern Seite einer vereitelten Schöngeisterei und literarischen Betriebsamkeit war ein fruchtbarer Boden für den Skepticismus. Die furchtbarste Art desselben, den moralischen Skepticismus, hatten die Jesuiten vollkommen ausgebildet. Um nur die Autorität der Kirche und ihrer Organe, der Beichtväter, recht hoch stellen zu können, hatten ihre Casuisten der unmittelbaren Stimme des Gewissens, das, wie in jeder fühlenden Brust so in uralter Tradition der Völker, geheiligte Ansehn geraubt. «Der Beichtvater ist das Gewissen der Gläubigen» hieß es in ihren Schulen. Der scholastische Dogmatismus war erschüttert und, ehe Descartes auftrat, fehlte eine dogmatische Philosophie. Statt dessen traten die geistvollen Skeptiker auf, Franz Sanches († 1632), de la Mothe le Vayer, Erzieher des Bruders Ludwigs XIV. († 1682), Bayle († 1706), vor Allen aber der weithin mit Beifall aufgenommene Montaigne († 1592). Dies war der Mann der cercles und der caffés des beaux esprits. Denn ganz ähnlich, wie sie uns die belebte Schilderung von Steffens in seinem Walseth und Leith aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts vorführt, existirten diese Manufakturen des esprit bereits im Laufe des 17ten Jahrhunderts in Paris und andern großen Städten Frankreichs. Nach den caffés führten die literarischen Cliquen ihre Namen und hatten jede ihre tonangebenden faiseurs. Was konnte sich in die Gemüther der mit ihrer Religion zerfallenen und — um des Hofes willen — nur noch die apparence retten wollenden, dabei in der Wissenschaft oberflächlich gebildeten, witzigen französischen Weltmänner mehr einschmeicheln, als jenes kommode «Que sais-je?» des Montaigne, der, während er die Wahrheit von Allem in Zweifel zog, doch dem Hergebrachten vollkommen seine äußere Ehre ließ? Das war jener bequeme, träge Zweifel, welcher dem Menschen viel schädlicher wird, als der ernstliche eines Sextus

Empiricus. Man hätte nun meinen sollen, daß diesem Alles ins Ungewisse ziehenden Zeitgeiste gegenüber die Kirche desto ernstlicher den Schutz des philosophischen Dogmatismus übernommen hätte, wie sie das in der ganzen Zeit des Mittelalters gethan hatte. Auch that sie es wohl großentheils noch jetzt, indeß wir haben bereits erwähnt, wie die Jesuiten auf dem Gebiete der Moral alle menschliche Gewißheit erschütterten, und ein Aehnliches geschah nun auch auf dem der Dogmatik. Schon gegen Ende des 16ten Jahrhunderts hatte Gentianus Hervetus, wie er selbst sagt, gerade zu dem Zweck die lateinische Uebersetzung der Schriften des Sextus Empiricus contra mathematicos herausgegeben, um zu zeigen, daß der ungewiß im Zweifel umherirrende Menschengeist die Autorität der Kirche bedürfe — gerade so, wie jetzt de la Mennais verfährt. So hatte der geistvolle Hieronymus Hirnhaimb (1676) in Deutschland in seinem Buche de typho generis humani den absolutesten Skepticismus gelehrt, um nachher in den Schooß der Kirche zurückweisen zu können *). Daß die eigne Untersuchung nur auf Ungewisses führe, war der Hauptsatz in der Bossuetschen Polemik gegen die Protestanten **). — Freilich erhob sich nun eben um diese Zeit eine neue dogmatische Philosophie, die von Descartes, allein ebenfalls auf dem Boden des Skepticismus

---

*) Daß aus Nichts Nichts wird, widerlegt er mit der Schöpfung. Daß drei nicht eins seyn können mit der Trinität.

**) Gegen diese Tendenz der römischen Kirche sind die Schriften gerichtet von Turretin, Pyrrhonismus pontificius und La Placette, de insanabili romanae ecclesiae scepticismo. — Wenn die katholische Kirche so eifrig darauf dringt, daß eben nur die Autorität der Kirche die Zweifel des Menschen gründlich beschwichtigen könne, wer beschwichtigt denn aber die Zweifel an der Autorität der Kirche selbst? Können aber diese aliunde beschwichtigt werden, warum nicht alle anderen?

und unter dem Einflusse desselben. Er beschreibt in seinen meditationes, wie er selbst im Skepticismus befangen gewesen, wie er einsah, daß wir in Allem uns täuschen, und nun auf das «cogito, ergo sum» gerieth. Allein selbst dieses, rein subjektiv, wie er es faßte, konnte doch keine absolute Gewißheit geben. Nicht ganz mit Unrecht wurde daher von seinen Zeitgenossen seine Philosophie selbst des Skepticismus beschuldigt. — Unter diesen Zeitverhältnissen wuchs Huet auf, anfangs mit Lebhaftigkeit an Descartes sich anschließend, bald aber — (die biographie universelle und andre Biographen sagen — aus äußern Motiven, vielmehr zeigt das Gegentheil sein ganzer Geistesgang) — ihn preisgebend, ja angreifend, und nunmehr an aller menschlichen Gewißheit irre geworden. Ganz bestimmt und in der ganzen Ausdehnung trägt er diesen seinen Skepticismus in den beiden apologetischen Werken noch nicht vor, das behielt er seinem erwähnten opus posthumum vor; er war sich wohl in der früheren Zeit selbst noch nicht ganz klar geworden, denn seine Ausdrücke sind öfter schwankend. — Bei dieser Gelegenheit werfen wir aber die Frage auf: Muß nicht der Christ, welcher eben nur in Christo die Erleuchtung seiner Vernunft und damit Wahrheit findet, auf dem Gebiete der noch unerleuchteten Vernunft den Skepticismus für das einzig mögliche System halten? Wir antworten: Ja, so bald man vor der christlichen Erleuchtung eine absolute Verlassenheit des Menschen vom Gottesgeiste setzt. Giebt es aber das, was die Dogmatik natürliches Licht, reliquiae imaginis divinae, gratia praeparans nennt, sagt Christus *ὁ ὢν ἐκ τοῦ θεοῦ τὰ ῥήματα τοῦ θεοῦ ἀκούει*, so muß es allerdings auch einen Wahrheitsstrahl im Menschen geben, noch bevor er durch das vom geschichtlich erschienenen Logos ausgehende Licht beschienen wird. Der Streit ist gewöhnlich nur gewesen, einmal, ob jenes vorlaufende Licht dem Menschen eigenthümlich sei, oder Gott zugehöre — da-

rauf antworten wir: Gott ist das Licht, und wo ein Strahl ist, da muß er auch von dem einigen Quell alles Lichtes stammen, sodann — ob, wenn der Mensch im unerleuchteten Zustande einen Strahl der Wahrheit habe, er auch mit Gewißheit wissen könne, daß es Wahrheit sei. Auf diese letztere Frage nun antworten wir: Hat die Wahrheit den Menschen, ohne daß der Mensch die Wahrheit hat, so hat auch eigentlich die Wahrheit den Menschen noch nicht vollkommen. Das Licht zeugt von sich selber und die Wahrheit ist das Licht der Geisterwelt *).

Wir gehen nunmehr über zu einer Angabe der Einrichtung von Huets demonstratio evangelica. Den Eingang zu dem Werke bildet ein Brief des Sam. Puffendorf, Sekretair bei der schwedischen Königin Ulrika Eleonora an seinen Bruder Jesajas Puffendorf, in welchem derselbe sich überaus erfreut äußert über diese klare und, wie er glaubt, entscheidende Rechtfertigung der christlichen Religion und den dem Huetius sehr schmeichelhaften Wunsch ausspricht, er möchte ein ähnliches Werk zur Beilegung der Streitigkeiten unter den christlichen Confessionen schreiben.

In der Einleitung dedicirt der Verfasser sein Werk dem Dauphin mit dem Wunsche, daß derselbe, der schon einen so herzlichen Willen zum Glauben besitze, auch lernen möge, mit wie viel Grund er glaube. Die Veranlassung zu seinem Werke haben dem Verfasser die Gespräche mit einem überaus gelehrten Juden in Holland gegeben, mit dem mit Recht berühmten Manasse Ben Israel, welcher die christlichen Beweise aus den Weissagungen für antiquirt hielt. Huet dagegen glaubte, daß der Beweis aus den Wundern und aus den Weissagungen, welcher 1 Kor. 2, 4. durch die ἀπόδειξις δυνάμεως

*) Man vergleiche die treffliche Stelle aus Pascal, wo er in jedem System, dem skeptischen und dem dogmatischen, die zu Grunde liegende Wahrheit aufsucht.

und der letztere durch die ἀπόδειξις πνεύματος angedeutet werde, wenn sie nur richtig behandelt würden, durchaus feststänben. Man müsse sich nur über den Begriff der ἀπόδειξις oder demonstratio verständigen. Eine Demonstration kann immer nur die Art von Beweiskraft haben, welche den Principien zukommt, von denen man ausgeht. Die am allgemeinsten einleuchtenden Axiome sind die der historischen Wahrheiten; alle andere sind ungewisser, wie denn selbst die geometrischen Axiome von den Akademikern und Skeptikern zurückgewiesen worden sind. Gewisser als die geometrischen Principien sind die moralischen, welche bis jetzt noch von Niemandem sind umgestoßen worden. «Von diesen moralischen Principien aus — sagt Huet — glaube ich nun, daß die Wahrheit des Christenthums bewiesen werden kann und zwar wenigstens mit derselben Gewißheit, wie geometrische Wahrheiten. Daß diese Beweise oder sonst irgend welche ausreichen, will ich damit nicht sagen; das Licht der Sinne und der Vernunft ist ein ungewisses und schwankendes, ist eine hörnerne Thür; von Elfenbein ist die des Glaubens, welche ein Geschenk Gottes ist. Weil uns Gott eben auf diesem Wege unser Heil schenken wollte, so hat er uns eben deshalb eine schwache und blinde Vernunft gegeben, weswegen ich denn auch dafür halte, daß die skeptischen Philosophen viel weniger dem Christenthume schaden als die dogmatischen, denn sie bereiten vielmehr das Gemüth vor, um für die göttliche Wahrheit offen zu werden. Man kann nun sagen: wozu habe ich also eine demonstratio evangelica geschrieben? Ich antworte, um zu zeigen, daß die Gegner nicht einmal auf dem Gebiete der Vernunft ein perfugium finden.»

Der Verfasser fährt nun ganz in geometrischer Methode fort und giebt zuerst Definitionen, was ein liber genuinus sei, ein liber coaetaneus, eine Geschichte, eine Weissagung, eine wahre Religion, der Messias — daß die christ-

liche Religion diejenige ist, welche Jesum für den Messias hält und Alles, was im Alten und Neuen Testament geschrieben, für wahr. Als Postulat wird erstens aufgestellt: Man müsse zur Prüfung einen gelehrigen und willigen Geist mitbringen, sodann: den folgenden Beweisen dieselbe Beweiskraft zugestehen, welche ähnliche Beweise auf andern Gebieten haben. Darauf folgen die Axiome: 1) ächt ist jedes Buch, welches von allen Gleichzeitigen und Folgenden für ächt gehalten worden. 2) Wahr ist diejenige Geschichte, welche die Sache so erzählt, wie sie von Zeitgenossen berichtet wird. 3) Die Weissagung ist wahr, wenn sie voraussagt, was nachher in Erfüllung geht. 4) Alle Weissagung ist von Gott. Das Letztere wird durch mehrere Stellen aus den Alten erhärtet.

Hesiodus:

Μάντις δ' οὐδείς ἐστιν ἐπιχθονίων ἀνθρώπων,
Ὅστις ἂν εἰδείη Ζηνὸς νοὸν αἰγιόχοιο.

Pindar:

Τὰ θεῶν βουλεύματα ἐρευνᾶσαι
Βροτέᾳ φύσει δύσκολον.

Anakreon:

Πόθεν οἴδαμεν τὸ μέλλον;
Ὁ βίος βροτοῖς ἄδηλος.

Aeschylus:

Διὸς ἵμερος οὐκ εὐθήρατος ἐτύχθη.

«Man vergleiche diese wenigen einfachen Principe mit denen der Mathematik, wie streitig ist auf dem Gebiete der Mathematik Alles! Sie streiten sich über den Unterschied von Postulaten und Axiomen. Geminus und Proclus werfen dem Euklides vor, daß er unter die Postulate gestellt habe, was beweisbar sei und also nicht unter die Postulate gehöre, und beschuldigen den Apollonius Porgäus, daß er die Axiome habe beweisen wollen, die doch unbeweisbar seien; daß alle rechte Winkel sich gleich sind, stellt Aristoteles, Geminus und

Theon unter die Axiome; Proclus unter die Postulate. Von den Axiomen sagt Proclus, daß sie Niemand in Zweifel ziehen könne, nichts desto weniger hat Aristoteles Zweifel dagegen aufgestellt; Theon hat 12 Axiome aufgestellt, Kampanus 9; Klavius 20; Heron 3; gewöhnlich stellt man 10 auf. Der gewöhnliche Beweis des 4ten Satzes im 1sten Buch des Euklid wird von vielen für falsch gehalten; Karneades bestritt den Satz, daß wenn A und B gleich C, es auch unter einander selbst gleich sei. Wir machen also den Schluß, daß zwar die Geometrie, mit welcher wir uns selbst lange beschäftigt haben, eine edle Wissenschaft sei, aber dennoch nicht mehr Gewicht habe, als andere menschliche Wissenschaften. Simplicius und Philoponus, die Kommentatoren des Aristoteles, und Proklus, der Ausleger des Platon, sagen uns, daß die Erkenntniß der göttlichen Dinge gewisser sei, als die der Seele, und diese gewisser als die der mathematischen Wissenschaften. Daraus mögen jene Gottlosen, welche Alles, was ihnen als göttliche Lehre überliefert wird, für falsch halten, einsehen, wie sehr sie in der Irre sind.»

Hierauf folgt die erste und die zweite Propositio, daß nämlich die Bücher des N. T.s ächt und darum gleichzeitig sind. Dies wird freilich überall nur durch einige Allegationen der Kirchenväter unterstützt und es genügen dem Verf. etliche wenige Zeugnisse.

Die dritte Propositio beweist, daß die Geschichten des N. T.s wahr sind. Hier nun will der Verf. nicht bloß sich auf das Zeugniß der neutestamentlichen Schriftsteller berufen, sondern auch auf das der Juden und Heiden; geschähe das nun mit recht sorgfältiger Kritik, so wäre dies vortrefflich; allein wiewohl der Verf. große Gelehrsamkeit zeigt, so doch keine sorgfältige Kritik. So führt er gleich Anfangs den griechischen Josephus und zugleich auch den hebräischen als

Quellen an, wiewohl er selbst in den Huetianis den letzteren für untergeschoben erklärt; mit Recht erwähnt er aber, daß bei Josephus dieselben Personen vorkommen, wie im N. Testament: Johannes der Täufer, Jakobus der Bruder Christi, Quirinus, Pilatus, Kaiphas u. s. w. Hier wäre es besonders darauf angekommen, die Uebereinstimmung des Josephus mit den neutestamentlichen Berichten im Einzelnen darzuthun und zu zeigen, was sich ja zeigen läßt, daß die Charakterschilderungen und das Geschichtliche überhaupt in beiderlei Quellen sehr wohl zusammenstimmen. Für die Wunder Jesu legen die Gegner Kelsus, Porphyrius, Julianus selbst Zeugniß ab, indem sie dieselben zugestehen und nur sagen, es sei Betrug gewesen. Den Kreuzestod Jesu bezeugt außer Tacitus auch der Talmud, wo Jesus תלוי heißt, der Gehängte, und im Traktat Sanhedrin heißt es: Am Abend des Pascha haben sie Jesum gehängt. Das Zeugniß des Josephus über Jesus nimmt Huet in der ganzen Ausdehnung in Schutz und beweist dabei wenigstens viele Kenntnisse. Aus der ganzen Deduktion wird das Porisma abgeleitet, zu welchem sie freilich nicht vollständig berechtigt: es sei also Alles wahr, was von Jesu Wunderbares erzählt wird, und darum müsse er der Messias gewesen seyn.

Die vierte Propositio beweist die Aechtheit der Bücher des A. Testaments, wo der Verf. am längsten beim Pentateuch verweilt. Zum Beweise des Alterthums der mosaischen Geschichten sucht Huet insbesondere zu zeigen, daß die Griechen ihre ganze Mythologie dem Moses verdanken. Kadmus und Danaus, der erstere ein Phöniker, der letztere ein Aegyptier, haben den Griechen die wunderbaren Sagen von Moses mitgetheilt und ihre meisten Göttergeschichten sind Symbolisirungen des Moses und seiner Geschichten. Apollo, Pan, Priapus, Aeskulap, Kekrops, Minos, Rhadamantys, Anakus, Orpheus, Amphion, Tiresias und wer nicht sonst? sind

Alle nichts Anderes als Moses. Herkules ist Josuah. Mehr als diese ganz willkührlichen Hypothesen empfahl sich noch die von Cumberland und Fourmont, welche die griechischen Götter und Göttinnen vorzüglich in den vornoachischen Personen wiederfand, wie den Vulkan in dem Tubalkain; hier könnte einige Wahrheit zu Grunde liegen. Buttmann und Kaiser haben in neuester Zeit auf diesen Weg wieder eingelenkt.

Die fünfte Propositio zeigt, daß es im A. T. viele Weissagungen giebt. Die sechste, daß viele davon wahr sind. Die siebente, daß viele Weissagungen vom Messias handeln. Die achte erklärt, daß der allein der wahre Messias seyn könne, in dem alle jene Weissagungen erfüllt sind. Die neunte zeigt, daß sie in Christo erfüllt sind. Die zehnte zieht den Schluß, daß also Jesus der Messias und somit seine Religion wahr sei. — Der größte Theil des Buches, welchen die 9te Proposition füllt, ist für uns wenig brauchbar, indem die prophetischen Stellen zu aphoristisch und zu willkührlich gedeutet sind. Häufig werden bloß gewisse ähnliche Stellen im A. und N. Testament zusammengestellt, ohne darzuthun, daß und wie sich die eine auf die andre bezieht. —

Lehrreicher für uns und interessanter an sich sind die quaestiones Alnetanae. Sie haben den Namen von der Abtei Aunay in der Gegend von Caen, wo sich Huet auch in der Zeit, wo er noch die Studien des Dauphins dirigirte, öfter in stiller Zurückgezogenheit aufzuhalten pflegte. Es war ein reizender Landsitz in der gesundesten Luft, mit der schönsten Abwechselung von Hügel, Thal, Wald, Wiese und Bach. Mit seinem philosophischen Freunde Du Hemel kam er hier in das Gespräch über die Vereinigung der Philosophie mit dem Glauben und entwickelte dabei folgende Ansichten: «Jenes innere Licht, welches Jak. 1, 17. von dem Vater des Lichts in unsere Seele gesetzt ist, soll nicht verworfen wer-

den. Res Dei ratio sagt Tertullian de poenit. c. 1. und da das Licht sich selbst offenbart und zugleich die Gegenstände, so legen wir auch diesem Lichte in dem Maaße, als es würklich Licht ist, bei, daß es sich selbst klar mache und die Dinge. Hierüber hat es nun eine dreifache philosophische Meinung gegeben: Die Dogmatiker haben uns gesagt, daß man in diesem Lichte die Wahrheit klar sehen könne; die Sokratiker, daß es dunkel sei und daß man daher nichts wissen könne, als daß man nichts wisse; die Skeptiker noch weiter fortgehend, daß es so dunkel sei, daß man selbst das nicht gewiß wisse, daß man nichts wisse. Wir sagen, man unterscheide menschliche Gewißheit und göttliche: in menschlicher Gewißheit kann die Vernunft es weit bringen, wie weit in geometrischen Wahrheiten! Aber der Vernunft geht es endlich wie dem Wandrer, welcher in Gegenden kommt, wo keine Stellung der Gestirne am Himmel und kein Kennzeichen auf Erden ihm ferner den Weg weist und er nach einem andern Führer verlangt. Dieser Führer ist der sich offenbarende Gott, dem wir durch den Glauben folgen, wie dies schon Heiden schön ausgesprochen; Euripides Hel. V. 1164.

οὐδ' ἔχω
Τί τὸ σαφὲς, ὅ, τί ποτ' ἐν βροτοῖς,
Τὸ θεῶν ἔπος ἀληθὲς εὗρον.

«Wir sagen daher so: Was die Urwahrheit offenbart hat, ist wahr, sie hat die christlichen Mysterien offenbart, folglich sind sie wahr. Nun könnte man entgegnen: der Obersatz, was die Urwahrheit offenbart hat, ist wahr, werde doch selbst nur durch die an sich dem Irrthum unterworfene Vernunft offenbart. Allein das Vernunftlicht hat doch auch einen Grad von Gewißheit und so spricht es jenen Obersatz mit dem höchsten Grade menschlicher Gewißheit aus. Dazu kommt nun aber auch noch dies, daß jener Obersatz auch göttlicher Weise in der Offenbarung selbst eine Bestätigung findet und ein Glaubenssatz ist, wie schon Thomas sagt: Eodem actu credere nos Deo

et Deum. Auch noch von einer andern Seite aus ergiebt sich, daß die Vernunft dem Glauben vorhergehe, denn ehe ich glaube, muß ich ja wissen, was ich glaube. Das Verstehen muß dem Glauben vorhergehen, und darum wird unser Gottesdienst Röm. 12, 1. ein vernünftiger Gottesdienst genannt. Zweierlei muß, wie die Theologen sagen, den Willen zum Glauben erregen: sufficiens apprehensio obiecti und iudicium, quod expediat, illud credere, und Hesiod sagt:

Πίστεις δ' ἄρα ὅμως καὶ ἀπιστίαι ὤλεσαν ἄνδρας."

«Ich weiß wohl die Einwendungen, die mir nun entgegenkommen; zuerst nämlich wird man mir sagen: wenn der Glaube angenommen wird auf Grund der Vernunft, so wird das obiectum formale des Glaubens aufgehoben, die offenbarende Urwahrheit und somit der Glaube selbst. Der Glaube ist ein Akt des Willens — auf jene Weise wird aber nicht, wie Joh. 20, 29. und 2 Kor. 10, 5. fordert, die Vernunft unter den Willen, sondern der Wille unter die Vernunft gebeugt. Bei dieser Einwendung findet aber eine Verwechselung statt; etwas Anderes ist es zu sagen: die Vernunft ist das obiectum formale des Glaubens, und etwas Anderes: die Vernunft geht dem Glauben voraus. Die Vernunft ist nicht die Ursache des Glaubens, sondern das Werkzeug zum Glauben, sie ist der Vorläufer, aber nicht der Führer. An die offenbarende Urwahrheit glaube ich nicht um der Vernunft, sondern um ihrer selbst willen, und auch selbst den Dienst eines Vorläufers kann die Vernunft nicht leisten ohne den göttlichen Beistand. Ferner wird mir eingeworfen, ob wohl der Glaube sicher stehe, der unter dem Vorgange und mit dem Werkzeuge einer so unsicheren Vernunft ergriffen werde? Allein die Vernunft ist nur unsicher und schwach, wenn sie uns zu etwas Anderem, als zu Glaubensobjekten führt; führt sie uns aber zu Glaubensobjekten, so haben diese in sich selbst ihre Gewißheit (?).»

«Geht nun die Vernunft dem Glauben voraus, so muß sie noch vielmehr ihn begleiten; da nämlich der Glaube die durch Gott bewürkte Bereitwilligkeit des Willens ist, dem zu glauben, was zu glauben vorgelegt wird, so muß die Vernunft beständig geschäftig seyn, die Glaubwürdigkeit des zum Glauben Vorgelegten darzuthun, auch hier ist sie nur Werkzeug, nicht Ursache des Glaubens. Wenn der siegreiche König in die eroberte Stadt einzieht und seine Trabanten durch die Menge des Volks ihm Bahn brechen, so sind es nicht diese Trabanten, welche ihm Bahn brechen, sondern sein Sieg. Und endlich, nachdem der Glaube bereits im Gemüthe feste Wurzel gefaßt, auch dann folgt der Vernunftgebrauch hinterher und hilft Andere zu demselben Glauben hinführen. Die Dienste aber, welche die Vernunft dem Glauben bei seinem Einzuge ins Gemüth erwiesen, werden ihr reichlich vergolten; denn steht einmal der Glaube fest, so erhalten dadurch auch wiederum die Vernunftschlüsse in den menschlichen Dingen eine feste Basis. — Daß die Vernunft mit dem Glauben des Christen verbunden seyn müsse, zeigen uns die Aussprüche der Schrift: Ps. 35, 10. Jes, 7, 9. Röm. 12, 2. 3. Eph. 4, 17. 23. 5, 9. 2 Kor. 13, 5. 1 Thess. 5, 20. 21. Tit. 1, 9. 1 Petr. 3, 15. 1 Joh. 2, 20. 4, 1.

«So hätten wir denn gezeigt, daß die Behauptung eine nichtige ist, die von einem ewigen, nothwendigen Kampf zwischen der Vernunft und dem Glauben spricht. Wenn nun aber die Vernunftfreunde meinen, daß ich hiermit für alle ihre Zweifeleien ihnen offene Bahn gebrochen, so ist dies keineswegs der Fall, indem ich ausdrücklich erkläre, daß den Glaubensgegenständen die Vernunft sich absolut unterwerfen muß. Zwar werden sie mir entgegnen, daß dann wiederum allem Irrthum Thür und Thor geöffnet sei; ich habe ja aber gesagt, daß, so weit das Licht der verdunkelten Vernunft reiche, um das Gemüth für den Glauben vorzubereiten, dies geschehen müsse; bei

den falschen Religionen wird aber die Vernunft keineswegs zu dem assensus hinleiten; wozu dann auch noch das kommt, daß, wie ich gesagt habe, die Vernunft in dem Geschäfte der Vorbereitung von Gott unterstützt wird (?).»

«Um nun das Bewußtseyn noch zu verstärken, daß zwischen Vernunft und Glaube kein Krieg seyn könne, möchte wohl vor allem Andern dies dienen, wenn wir zu zeigen vermögen: ex omnibus decretis Fidei et Christianae doctrinae praeceptis, quae hominibus ad credendum vitamque pie et sancte ducendam proposita sunt, nullum esse tam alienum a Ratione et opinione omnium, cui non similem aliquam, parisque aut maioris etiam admirabilitatis rem admiserint ii, quos Ratione optime usos esse vulgo creditum est, vel ipsa etiam Rationis moderatricem se ferens Philosophia.»

Huet geht nunmehr viele Artikel der christlichen Glaubenslehre, der Geschichte Christi, der Moral durch, und bringt belegende Stellen aus den Klassikern; man könnte also sein Werk eine Theologia gentilis nennen, wie dieselbe später von Pfanner geliefert wurde; hätten wir nur ein solches Werk mit aller Gelehrsamkeit, aber auch, was hier unumgänglich nöthig ist, mit aller Genauigkeit historischer Kenntniß und Kritik! Gar nichts nämlich kann es nutzen, wenn man sich hier bloß an eine gewisse Uebereinstimmung der Klassiker mit biblischen Worten hält, da jene oft etwas ganz Anderes meinen. Was nutzt es uns z. B., wenn Huet unter dem Artikel de fide anführt: «Plato preist als das trefflichste Gesetz der Lakedämonier und der Kreter, daß sie den Jünglingen absolut untersagten, nachzuforschen, ob die Gesetze des Staates gut oder böse wären. — Sokrates sagt im Gorgias bei Plato, daß er die Sagen von der Unterwelt auf bloße Ueberlieferung hin glaube. — Plato sagt, man müsse der Ueberlieferung glauben, daß einst die Menschen aus der Erde gewachsen. — Aristoteles lehrt, man müsse sich des Glaubens

auch in der Philosophie und im gemeinen Leben bedienen. — Besonders stark im Glauben sind die Stoiker » u. s. w. Erstens fehlen hier die genauen Nachweisungen, und sodann wird ja auch das Verschiedenartigste durcheinander geworfen. Pfanner ist um Vieles genauer verfahren; indessen findet man doch auch bei Huet manches schöne Allegat gesammelt. In dem Abschnitte, in dem darüber gehandelt wird, daß in früherer Zeit die Götter den Menschen erschienen, führt er die schöne Stelle aus Catull an:

Praesentes namque ante domos invisere castas
Saepius, et sese mortali ostendere coetu,
Coelicolae nondum spreta pietate solebant.
De nupt. Pel. et Thet. v. 380.

Es sei dies zur Zeit geschehen, wo, wie Seneca ep. 90 sagt, homines a diis recentes essent. Er verweist auf die schöne Stelle Odyss. ϱ, 485:

Καί τε θεοὶ ξείνοισιν ἐοικότες ἀλλοδαποῖσι,
παντοῖοι τελέθοντες, ἐπιστρωφῶσι πόληας,
ἀνθρώπων ὕβριν τε καὶ εὐνομίην ἐφορῶντες.

Wo er vom Glauben spricht, führt er die Stelle aus Tacitus de mor. Germ. c. 34 an: sanctius iis reverentiusque esse visum de actis Deorum credere quam scire. Aus Manilius führt er die schöne Stelle an:

Quid coelo dabimus, quantum est quo veneat omne?
Impendendus homo est, Deus esse ut possit in ipso.

Aus den heidnischen Mythen bringt er Parallelen über die Giganten, über das lange Leben der Patriarchen, den Thurm von Babel, den brennenden Busch des Moses, den Durchgang durch's rothe Meer u. s. w.

Denselben Gang in der Beweisführung für die Göttlichkeit des Christenthums, den Huetius hier nimmt, haben auch die neueren katholischen Apologeten la Mennais, Gerbert u. a. genommen. Sie haben zu zeigen gesucht, daß die christliche Lehre den Charakter der Universalität hat. Während sie nun auf der einen Seite bei diesem Bestreben viele

Unkritik bewiesen, so ist zu befürchten, daß sie auf der andern so Manchen eben zu der Meinung brachten, daß die christliche Religion überflüßig sei; die englischen Deisten wenigstens sind auf jenem selbigen Wege gerade zum Gegentheil geführt worden. Wenn sie zeigen konnten, daß die heidnischen Religionen und Philosophien vieles den christlichen Wahrheiten Aehnliche hätten, so folgerten sie daraus, daß mithin die Annahme einer besondern göttlichen Offenbarung im Christenthume überflüssig sei, und wäre die Differenz in der That nicht größer, als z. B. Huet meint, so hätten diese Deisten wohl Recht.

9) Bonnet.

Wir haben eines der größten mathematischen Genies als Vertheidiger des Christenthums kennen gelernt in Pascal; einen für seine Zeit bewundernswürdigen Gelehrten in Sprachen und alter Litteratur in Huet; wir fügen als das dritte Blatt des Kleeblattes einen Mann hinzu, der seiner Zeit in der Naturgeschichte und Philosophie Epoche machte: zu den zwei katholischen Apologeten den Protestanten Karl Bonnet. Wir geben zuerst eine biographische Notiz über ihn. Sein Leben erschien von J. Trembley: mémoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de M. Charles Bonnet. 1794. Mit Zusätzen ins Deutsche übertragen Halle 1795. Bonnet, 1720 in Genf geboren, wandte sich von seiner Jugend an mit Entschiedenheit dem Studium der Natur zu. Sorgfältige Beobachtungen über die Natur der Insekten, bei denen er die wunderbare Vorsehung der Gottheit im Kleinsten und Einzelnsten wahrzunehmen Gelegenheit hatte, machten ihn zuerst berühmt. Reflexionen, auf Erfahrung und Beobachtung gegründet, wie die Baconische Schule sie empfiehlt, bezeichnen das Eigenthümliche seines Strebens. Malebranche und Leibnitz führten ihn in die Philosophie ein, doch, wie er selbst sagt, nur was in den Forschungen dieser Philosophen unmittelbar aus der Erfahrung her-

vorgegangen ist, oder mit ihr zusammenhängt, konnte ihn befriedigen; was der schöpferische Geist des Menschen aus seinen eigenen Tiefen heraufholt und der Erfahrung als den innersten geheimen Grund unterlegt, erschien ihm als vorwitzige Hypothese. So bleibt denn allerdings seine Reflexion eine beschränkte Empirie und wenn für Bonnet bei jener empirischen Richtung, die er mit einem Condillac theilte, die Reflexion dennoch eine Begründerin des Offenbarungsglaubens war, so ist das nur ein neuer Beweis dafür, daß, wenn einmal das Gemüth von der himmlischen Wahrheit des Evangeliums angezogen ist, jedwedes, auch das ärmste, System eine Stütze des Glaubens werden kann.

Einen Mann, der den Sitz der Seele in dem Markbalken des Gehirns (corpus callosum) aufgefunden hat, der das Gedächtniß aus den materiellen Eindrücken (sensu proprio) auf die Gehirnmasse erklärt, der die Metaphysik durchaus von der Physik abhängig macht, dem es zur Rechtfertigung der menschlischen Freiheit genügt, dargethan zu haben, daß der Wille durch keinen äußern Zwang bedingt wird, und dessen Werk: Betrachtungen über die organisirten Körper, wegen des Materialismus in Frankreich verboten wurde — einen solchen Mann als warmen Vertheidiger der christlichen Lehre auftreten zu sehen, nicht bloß mit Energie, sondern sogar mit Salbung, hat allerdings etwas Auffallendes und ist, wie wir sagten, in der That ein herrlicher Beweis dafür, wie auch diejenigen Systeme, die den Strahl der Wahrheit nur äußerst gebrochen in sich tragen, wenn ein erwärmtes religiöses Herz diesem Strahle folgt, der in Christo geoffenbarten Wahrheit dienen müssen. — Doch nicht nur hinsichtlich der philosophischen Einsicht steht Bonnet hinter einem Pascal zurück, sondern nicht weniger an Einsicht in das Wesen des Christenthums. Bonnet's Entwicklungszeit fällt in die Glanzperiode eines Voltaire und der französischen Encyklopädisten, in die Periode, wo die Genfer Geistlichkeit,

wie der selbst ungläubige d'Alembert es ihr vorwirft, zuerst anfing dem Unglauben Raum zu geben und den Wein des Evangeliums mit Wasser zu vermischen. Ueberdies giebt sich bei unserm Apologeten doch ziemlich deutlich das Streben nach einem behaglichen Genuß eines wohlerworbenen Schriftstellerruhms zu erkennen, und — wo einmal dieses Ziel unverrückt vor den Augen steht, da müssen freilich höhere Interessen weichen. Während einem Pascal, nachdem ihm das Licht des Glaubens aufgegangen, die ganze Welt in die zwei Hälften zerfällt, derer die an das Licht kommen, um vom Lichte beschienen zu werden, weil sie aus der Wahrheit sind, und derer, die nicht an das Licht kommen, damit ihre Werke nicht gestraft werden, dieweil sie böse sind; während der Glaube an den Gekreuzigten und die Verwerfung desselben ihm überall nicht als eine Privathandlung erscheint, die im Oberstübchen des Hauses abgemacht werden kann, während im Wohnzimmer eine ganz verschiedene Jahreszeit herrscht, sondern vielmehr Glaube und Unglaube an die in Christo geoffenbarte Wahrheit sich ihm in dem innigsten Zusammenhange mit einem nach Ruhe in Gott dürstenden Herzen zeigt: erblickt unser Philosoph überall unter den Bestreitern der Wahrheit Wahrheitsfreunde, mit denen er so säuberlich glaubt umgehen zu müssen, daß er sorgfältig selbst das Prädikat eines incrédule in seinen Werken vermieden hat. Wir wollen indeß dieses Verfahren nicht schlechthin verworfen wissen. Es giebt ja doch auch nach der andern Seite hin ein Extrem; findet sich ja unter denen, welche gegen einen Wahrheitszeugen, wie Stephanus, die Steine aufheben, auch mancher Saulus, dessen Herz, wenn auch mit Unverstand, doch um Gott eifert, und wenn Christus sagt, daß, die aus der Wahrheit sind, seine Stimme hören, so giebt es ein Seyn aus der Wahrheit, welches dem Hören der Stimme Christi schon vorangeht; über diese seine Lindigkeit gegen die Feinde des christlichen

Glaubens wollen wir also weniger mit dem Manne rechten, der doch die Vorrede zu seiner Palingenesie mit den Worten schließt: «die wahren Philosophen werden mich richten; wenn ich ihren Beifall erlange, werde ich es für eine herrliche Belohnung meiner Arbeit ansehen. Es giebt aber noch einen höheren Preis, um den ich mich bewerbe, und der ist unabhängig vom Urtheile der Menschen.» — Vielmehr ist dies zu beklagen, daß Bonnet den Mittelpunkt des ganzen Christenthums in der Bestätigung der Unsterblichkeit sah, die es brachte, und daran alsdann die treffliche Moral desselben als Empfehlungsgrund anschloß. Er lebte freilich in einer Zeit, wo die Grundfesten alles religiösen Glaubens wankten und wo wenigstens in der höhern Gesellschaft von Frankreich und Genf schon derjenige als ein frommer Mystiker galt, der mit Ernst und Eifer an der Unsterblichkeit festhielt. Wir dürfen ferner nicht vergessen, daß auch solche Apologeten in den Plan Gottes gehören. In den Zeiten, wo Bonnet auftrat, waren Viele für ein stärkeres Licht unempfänglich und wurden durch solche schwächere Apologien doch noch in etwelchem Zusammenhange mit dem christlichen Glauben erhalten. So z. B. Johannes Müller, der, in inniger Freundschaft mit Bonnet lebend, ihm so starke Eindrücke von der Göttlichkeit des Christenthums verdankte, daß er, wie er in einem seiner Briefe erzählt, allein dem frommen Philosophen zu Liebe sich entschlossen hatte, die ganze Weltgeschichte als eine Apologie des Christenthums zu schreiben. Wir können nicht allzusehr bedauern, daß es nicht geschehen ist, da ja auch er, seinem Meister folgend, den Kernpunkt des Christenthums in nichts Anderem fand, als in der Versiegelung der Unsterblichkeit, sein Plan und seine Absicht also größer war, als sein Vermögen.

Bonnet hat in seinen bändereichen Werken *) erstaun-

*) Sie erschienen 1779 in 8 Bdn. in 4to und in 18 Bdn. in 8vo.

lich viel sich selbst ausgeschrieben und, wenn er einmal ein Goldkorn des Gedankens erfaßt, dasselbe sogleich bis zum Flittergolde breitgeschlagen. Wir haben es hier nur mit zweien seiner Werke zu thun, das eine ist das, welches ihn zum christlichen Apologeten gestempelt hat: la palingénésie philosophique, ou idées sur l'état passé, et sur l'état futur des êtres vivans. Genève 1769. Nur eine verweitläufigende Ueberarbeitung derjenigen Theile dieses Werkes, welche sich auf das Christenthum beziehen, ist das andere hierher gehörige Werk, welches unter dem Titel erschien: recherches philosophiques sur les preuves du Christianisme. Genève 1770. Dazu daß die Palingenesie in Deutschland weit und breit bekannt und besprochen wurde, gab noch viel mehr als das Original, die Lavatersche Uebersetzung die Veranlassung, welche der wohlmeinende Mann, wie bekannt, mit einem Sendschreiben an den Plato der Philosophie des gemeinen Menschenverstandes, an Moses Mendelsohn begleitete, und zwar in dem sichern Glauben an die Unerschütterlichkeit der Bonnetschen Argumente, mit der Aufforderung vor ganz Deutschland: Jüdischer Plato! nun glauben Sie oder widerlegen Sie! — Was in einer Zeit, wo der Eiszapfen der Toleranz von allen Tempeln der Aufklärung herabhing, dieses Sendschreiben des ehrlichen Lavater — wie tief er auch dabei, nebst allen möglichen Komplimenten, vor dem Berliner Plato seinen Hut gezogen hatte — für allgemeinen Lärm und Aufruhr erregte, kann man in einer Zeit, wie die unsrige, wo — mit und ohne Hutabziehen — die Sendschreiben zu Dutzenden in die Welt fliegen, kaum begreifen. Selbst ein Bonnet glaubte sich von diesem Attentat auf die edle Toleranz lossagen zu müssen, und trat in Folge dessen mit dem jüdischen Philosophen in einen Briefwechsel, in welchem — wie der Biograph erzählt — beide Männer sich ihre vorzügliche Hochschätzung bezeugten, übrigens aber einander nicht imkommodirten.

Die Hauptidee Bonnet's, um welche sich die Mehrzahl seiner Schriften herumdreht, und an welche sich auch seine Vertheidigung der christlichen Lehre anknüpft, ist die von gewissen germes primitifs, Urkeimen, welche jedwedem Wesen inhäriren, im Thier und im Menschen im Gehirn ihren Sitz haben, und unzerstörbar und unvergänglich Alles das in sich schließen, was das Wesen in einem künftigen Zustande seyn wird. Den allgemeinen Umrissen nach kann man diese Ansicht mit der des Origenes gleichstellen, welcher einen *λόγος σπερματικός*, einen dynamischen Lebenssaamen als das unserm Körper zu Grunde liegende ansah (de principiis II, 10, 3.), aus welchem dereinst als aus einem, durch keine Veränderung zerstörbaren Keime die neue pneumatische Hülle des Menschen hervorgehen werde, von welcher Ansicht ein Zerrbild ist die rabbinische Lehre von dem unzerstörbaren Knöchlein Luz, welches unverweslich vom menschlichen Körper übrig bleibe und Gott am Tage der Auferstehung zum Aufbau eines neuen diene. Bonnet hat sich dagegen verwahrt, daß er jene seine Lehre von Leibnitz entlehnt habe, und allerdings ist er hierin eigenthümlich; denn während Leibnitz nur im Allgemeinen von unzerstörbaren Monaden der Leiblichkeit der Menschen und Thiere redete, sprach Bonnet mehr in der Weise des Origenes gerade von jenem bestimmten Lebenskeime, der im Gehirn seinen Sitz habe. Und zwar war in seinem System gerade dieser Punkt über den Sitz jenes Keims wesentlich; da er nämlich das Gedächtniß aus physischen Eindrücken auf die Gehirnfiebern ableitete, so erklärte er sich durch die Annahme der Erhaltung jenes wesentlichen Theils des Gehirns die Erhaltung der Persönlichkeit. Wie Bonnet uns selbst versichert, so war er zu jener seiner Grundidee durch die naturhistorische Beobachtung geleitet worden, daß es keineswegs der sichtbare Körper der Raupe ist, welcher als schöner Schmetterling auffliegt, daß dieser vielmehr abgelegt wird,

aber aus demselben heraus ein animalcule spermatique sich entwickelt, dem sich der neue Körper des Schmetterlings anbildet. Leibnitz hatte seine Monaden als wesenheitlich verschieden gesetzt und somit das Princip der Individualisation im Gegensatz zu Spinoza anerkannt — nicht so Bonnet. Selbst der Pflanze ist er geneigt Urkeime zuzuschreiben und das Vermögen zur höchsten Entwickelung aufzustreben, und so bildet sich ihm denn die Ansicht aus, deren Erhabenheit, wie er sagt, ihn mit heiliger Anbetung vor der Gottheit erfüllt: «die mosaische Schöpfungsgeschichte beschreibt uns nicht die erste Entstehung der Welt, sondern eine ihrer Revolutionen. Auf einen Wurf wurden einst alle Welten geschaffen, so wie aber die Urkeime, welche den einzelnen Wesen zu Grunde liegen, zu vielerlei Phasen und Verwandlungen bestimmt sind, so müssen auch die Welten selbst durch dieselben hindurchgehen. Nur eine neue Revolutionsperiode der Erde ist es also, die uns Moses schildert. Gleich bei jener ersten Schöpfung enthielt aber die Erde jene Pflanzen-, Thier- und Menschen-Urkeime, die später in der von Moses beschriebenen Revolution sich entfaltet haben — obwohl auch noch nicht in ihrer letzten Gestalt, vielmehr gehen die Individuen im Tode unter, ihr Urkeim wird, im Schooße der Erde aufbewahrt, auch dem letzten Weltenbrande widerstehen und dann sich wunderbar entfalten! Denn es ist kein Grund vorhanden, warum nicht die ganze Thierwelt sich dann zur Vollkommenheit erheben, und zur Erkennung und Anbetung ihres Schöpfers gelangen sollte, obzwar die Verschiedenheit der Thiere in diesem Leben auch auf ihr jenseitiges Einfluß üben wird» (vgl. besonders die 6te Abtheilung der Palingenesie) *). — Nachdem indessen unser Autor eine so wohl-

*) Ueberhaupt hat das genaue Studium der Thierwelt Bonnet dahin gebracht, sehr hoch von den Thieren zu denken. Die 12te Abthei-

thuende und großartige Aussicht in die letzte Zukunft der Erdenwesen entworfen, und selbst die Art und Weise angedeutet hat, wie der neue Zustand im Zusammenhange stehen könne mit dem gegenwärtigen, richtet er eben dieselbe Kraft der Reflexion und dasselbe Gewicht der Erfahrung gegen seine eignen Hypothesen, und zeigt die Unsicherheit und Unzuverlässigkeit, die ihnen allen anhange, daß dem Menschen Gewißheit nur zukommen könne aus höherer Hand. «Gewißheit nun über diese allerwichtigsten Fragen kann aber der Mensch nicht entbehren, wenn er in seinem gegenwärtigen Zustande glücklich seyn soll, wenn er tugendhaft seyn soll. Ich kann mithin nichts anderes erwarten, als daß die höchste Weisheit, wenn sie würklich solche herrliche Aussichten für mich in der fernen Zukunft birgt, mir auch auf die unzweifelhafteste Weise die Gewißheit darüber mittheilen wird.»

«Dies ist geschehen. — Eine Person ist erschienen, unterrichtet von den Absichten der göttlichen Einrichtungen und Handlungen, und hat ein Beglaubigungsschreiben für ihre göttliche Botschaft mitgebracht, für die Botschaft der Unsterblichkeit, dies Beglaubigungsschreiben sind ihre Wunder. Die Lehre allein konnte diese Beglaubigung nicht abgeben, wie göttlich sie auch gewesen wäre, denn wir wissen nicht, wie weit der menschliche Geist einer Vervollkommnung auf natürlichem Wege fähig ist. Daß aber die Wunder eine solche Beglaubigung abgeben, wird unleugbar, wenn wir durchaus unvermögend sind, zwischen dem Medium der Würkung und der Würkung selbst den Zusammenhang darzuthun, wie dies z. B. der Fall ist, wenn ich einen Blindgebornen durch ein bloßes Berühren mit der Hand in einen Sehenden umgewandelt erblicke. Daß aber solche wunderbare Würkungen nichts Unver-

---

lung der Palingenesie hat die Ueberschrift: daß die Welt nicht vorzugsweise für den Menschen da ist.

künftiges sind, zeigt die Kenntniß der Natur; denn wie Alles in ihr auf Alles berechnet und vorbereitet ist, warum sollten nicht gewisse ressorts von Ewigkeit her in dieselbe gelegt seyn, welche in einem bestimmten Augenblick würksam werden, um das Wort des göttlichen Gesandten zu bestätigen, so daß man nicht von einer Unterbrechung der Naturgesetze bei den Wundern zu sprechen hat, sondern nur von einer doppelten Würkungsweise der Natur selbst, der gewöhnlichen und der ungewöhnlichen (Abtheilung 17). So sind demnach die Wunder jenes Gesandten eine Zeichensprache Gottes an mich. Nun kann ich freilich die Frage aufwerfen, warum jene Gewißheit über mein künftiges Seyn mir nicht unmittelbar durch eine innere Stimme Gottes gegeben worden sei?»

«Aber ich erkenne, daß dieses der ganzen Analogie meines Wesens zuwiderlaufen würde, da alle meine Erkenntniß von den Sinnen und von der Reflexion abhängig ist. Ich könnte ferner fragen, warum denn nicht einem Jeden von uns im Einzelnen jene außerordentlichen Zeichen zu Theil geworden sind? Aber ich muß mir auch sagen, daß dann jene Zeichen sich so unendlich vervielfältigt haben würden, daß sie würden aufgehört haben, Zeichen zu seyn. Setze ich in meines Gleichen dieselben Kräfte der Sinne und Reflexion und überliefern sie mir ein zuverlässiges Zeugniß von dem, was sie selbst erlebt haben, so braucht in der That das Zeichen nur an einem Orte und zu einer Zeit geschehen zu seyn, um für alle Zeiten zu gelten. Und zwar wird die Gewißheit in dem Maaße zunehmen, als die Zahl der Zeugen wächst; denke ich mir die Gewißheit als einen Raum, so daß ich durch Hülfe des ersten Zeugen $^9/_{10}$ des Raumes zurücklege, so werde ich mit dem zweiten das übrige Zehntheil ausfüllen u. s. w. Erwägen wir nun die Kraft des Zeugnisses genauer. Das Zeugniß setzt Thatsachen voraus und gesunde Sinne, um sie unverändert dem Geist zu überliefern; auch müssen die Thatsa-

chen palpabel seyn, d. h. solche, bei denen nicht leicht ein Mißverständniß eintreten kann. Da aber auch die palpabelsten Sachen durch Betrug entstellt werden können, so muß ich ferner Ehrlichkeit der Zeugen verlangen, und da die Probabilität derselben wächst nach Maaßgabe der Zahl der Zeugen, so muß eine hinlängliche Anzahl derselben vorhanden seyn. Ferner wird eine Thatsache nie besser erkannt, als wenn sie umständlich beschrieben wird, und da eine geheime Uebereinkunft der Zeugen desto weniger annehmbar ist, je mehr man ihre Uebereinstimmung im Wesentlichen und ihre Abweichung im Unwesentlichen bemerkt, so werde ich auch eine umständliche, im Wesentlichen übereinstimmende, im Unwesentlichen verschiedene Nachricht wünschen. Erkennte ich ferner, daß durch gewiss Thatsachen alte Vorurtheile der Augenzeugen erschüttert würden, und sie dieselben nichtsdestoweniger bestätigten, so müßte das den Glauben nicht wenig erhöhen. Wenn sich nun außerdem auch noch dies ergäbe, daß diese Zeugen außer den ihnen als Zeugen nothwendigen Eigenschaften ganz vorzügliche Tugenden offenbarten, die thätigste und beharrlichste Menschenliebe, wenn ihre Gegner ihnen nie widersprochen hätten, wenn ihrer eigenen Stimme, wie der des Meisters, die Natur gehorcht hätte, wenn sie am Ende die Wahrheit ihrer Berichte selbst mit ihrem Blute besiegelt hätten, so würde ich zur Glaubwürdigkeit des Zeugnisses nichts weiter fordern können.»

«Prüfe ich nun die Wunder des Evangeliums, so zeigt sich zuerst, daß es palpable Thatsachen sind, die auf die zuverlässigste Weise von den Sinnen dem Geiste überliefert werden können. Ob ein Mensch lebendig, ob er krank, ob er todt ist, ob er riecht, das können aufs zuverlässigste meine Sinne unterscheiden, und ebenso wiederum, ob der Todte geht, spricht, ißt u. s. w. Wollten mir die Berichterstatter sagen, auf welche Weise ein Wunder geschehen sei, etwa durch eine physische Prädetermination, so könnte mir das eher zweifelhaft

vorkommen, denn dieses Urtheil geht nicht von den Sinnen aus; das aber, was sie bezeugen, ist ein ganz einfaches Urtheil der bloßen Sinne. Doch gesetzt auch, es hätten Einen seine Sinne getäuscht, — wiewohl, wie gesagt, bei so palpablen Thatsachen eine Sinnentäuschung ganz undenkbar ist, — sollen sich denn aber Mehrere und Alle zugleich täuschen? Oder sollen wir sagen, daß sie dann absichtliche Betrüger waren? Es wären freilich Betrüger von einer neuen Art gewesen — glühend von Begierde, der Welt die schönste und heilsamste Wahrheit mitzutheilen, die zu diesem Zweck sich auch nicht scheuen, die Lüge und Erfindung als Mittel anzuwenden. Zuerst nun zeige man uns, daß Beispiele der Art nicht selten sind. Aber auch wenn man sie uns aufstellt — sollte Jeder sich auf den Andern so haben verlassen können, daß der schöne Rausch für Menschenwohl niemals untergegangen wäre beim Hereinbrechen schwerer Verfolgung? Und welche Lehre ist es, die sie durch einen solchen Betrug verbreiten wollen? Die allerstrengste Lehre von einer heiligen, Lüge und Betrug strafenden, Gottheit. Diese Lehre wäre selbst nur durch ein Gewebe von List und Betrug unter Lebensgefahr verbreitet worden? Es ist etwas Undenkbares, was ich behaupte. — Aber man sagt mir vielleicht, daß die aufgezeichneten Berichte zum Theil wenigstens von solchen herrühren, die nicht Augenzeugen waren — so werden sie sich also gehütet haben, die Geschichten allzu genau zu erzählen, damit man keine Mittel in die Hände bekomme, ihren Betrug zu entdecken. Aber nichts ist ausführlicher, als der Bericht, der uns überliefert ist. Zeiten, Oerter, Krankheiten, Alles so genau beschrieben, daß, wenn ich in der Zeit gelebt hätte, ich sogleich hätte Nachforschungen anstellen, und den Betrug ermitteln können. Warum hat Niemand dies gethan? Warum werden nur ganz vage Anklagen des Betruges von den Gegnern vorgebracht? Vielleicht sind die Berichte und Widerlegungen der Gegner

untergegangen? Aber warum sind die meinigen nicht untergegangen? Eine Religionsgesellschaft, die bis jetzt noch besteht, hat sie mir erhalten, und bis auf diese Zeit herab fortgepflanzt. Aber auch eine der beiden feindlichen Religionsgesellschaften dauert bis diese Zeit fort. — Kaum haben die Zeugen angefangen, mitten in der Hauptstadt das zu verkündigen, was sie die Wahrheit nennen, so sehe ich sie vor Gericht gebracht, sie werden befragt und bezeugen laut vor Gericht dasselbe, was sie vor dem Volke bezeugt hatten. Ein von Geburt Lahmer ist so eben geheilt worden (Apostelg. 3.); zwei dieser Zeugen der christlichen Lehre werden als die Urheber dieser That angegeben, sie werden durch die Rathsherrn vorgefordert, und die Frage wird ihnen vorgelegt: aus weß Macht und in wessen Namen habt ihr dies gethan? Die Antwort ist genau und der Gerichtsform entsprechend. «Häupter des Volks, erwiedern die Zeugen, da man uns zur Rechenschaft zieht, weil wir einem armen Krüppel Gutes erzeigt haben, und man uns fragt, wodurch wir ihn geheilt haben, so sollt ihr und das ganze Volk wissen, daß dieser Mensch, den ihr geheilt sehet, im Namen dessen geheilt ist, den ihr gekreuzigt habt und den Gott auferwecket hat.» Wie? die beiden Fischer suchen nicht das Wohlwollen ihrer Richter zu gewinnen? sie fangen damit an, ihnen ganz offen ein grobes Verbrechen vorzuwerfen und beschließen damit, jenes Faktum zu bestätigen, welches in den Augen der Richter das Empörendste war? Hier schließe ich nun ganz einfach so bei mir: wenn der, welchen die Obrigkeit gekreuzigt hat, gerechterweise gekreuzigt worden ist, wenn er nicht würklich wieder auferstanden ist, wenn die Heilung des Lahmen nur abermals ein Gaukelspiel ist, so werden die Obrigkeiten, die ohne Zweifel von Allem diesem Beweise haben, diesen zwei Zeugen die stärksten Vorwürfe einer unerhört frechen Betrügerei machen und sie mit dem Tode bestrafen. Ich fahre fort zu lesen: «Als die Volkshäupter

die Kühnheit der beiden Jünger sehen, wissend, daß es ungelehrte Leute aus dem gemeinen Volk waren, erstaunen sie und erkennen, daß dieselben mit dem Gekreuzigten gewesen sind, und da sie neben ihnen den Lahmen stehen sehen, der geheilt worden war, haben sie nichts zu entgegnen? Sie befehlen ihnen, den Rath zu verlassen, und berathschlagen unter sich ..... Darauf rufen sie dieselben zurück und verbieten ihnen mit Drohungen, im Namen Jesu zu lehren.» Was sehe ich? Diese Gerichtspersonen, so eingenommen gegen die Zeugen der Wahrheit und ihre erklärten Feinde, vermögen nicht ihre Schuld darzuthun? Diese Gerichtspersonen, zu welchen zwei dieser Zeugen mit so viel Dreistigkeit und so wenig Schonung gesprochen haben, beschränken sich darauf, sie zu bedrohen? — Aber der Lahme ist gesund geworden? Er ist gesund geworden im Namen des Gekreuzigten? Dieser Gekreuzigte ist also auferstanden? Die Gerichtspersonen geben stillschweigend diese Auferstehung zu? Ihr Benehmen scheint mir zu beweisen, daß sie das Gegentheil wenigstens nicht darthun können. Ich kann vernünftigerweise nicht einwenden, daß der Geschichtsschreiber diese ganze Rechtshandlung erfunden hat; nicht mir, der ich durch 17 Jahrhunderte von diesem Geschichtsschreiber getrennt bin, kommt eine solche Anklage zu, die Zeitgenossen hätten sie aussprechen müssen, die Volksgenossen jener Zeugen, unter denen jene Sache vorgefallen ist. — Ich lerne von demselbigen Geschichtsschreiber, daß an 5000 Personen sich bekehrten, als sie dieses Wunder gesehen hatten, ich will nicht sagen, daß dies 5000 Zeugen waren, denn ich besitze nicht ihren Bericht, aber zum allerwenigsten wird man mir zugestehen, die so beträchtliche Zahl der Bekehrten ist ein Beweis für die Würklichkeit dieses Faktums.» (Abtheilung 19. S. 270—274.)

So viel mag genug seyn, um die Manier unseres Apologeten und den Gang seines Werkes zu charakterisiren. We-

der die Schärfe der Beobachtungen, noch die Salbung des Ausdrucks wird man ihm absprechen können. Besonders trefflich und in hohem Grade überzeugungskräftig sind die ferneren Analysen der evangelischen Geschichte. Auch finden sich recht schöne Bemerkungen über die Antinomien in der Geschichtserzählung, wie sehr dieselben dazu beitragen, die Glaubwürdigkeit der Geschichte im Ganzen zu erhöhen (Abth. 19. S. 303—307.) Desgleichen von S. 329 an in der 20sten Abth. vortreffliche Schilderungen der Weissagungen, und in der 21sten Abth. S. 341 ff. über die Moral des Christenthums. Ueberhaupt trägt die schöne Sprache der Begeisterung viel dazu bei, die Kraft der Argumente zu unterstützen. Wir beschließen die Charakteristik Bonnet's als Apologeten mit einem Stück aus den schönen Aussichten in die Ewigkeit, mit denen er sein Werk schließt. «Das ist auf der Erde unser Vermögen zu lieben, das sind seine Grenzen, seine Unvollkommenheiten, seine Makel. Aber diese herrliche Kraft, so fruchtbar auf tausenderlei Weise, so ausdehnbar und doch gegenwärtig gefesselt durch die Banden des Fleisches, wird einst davon befreit werden; und der, welcher uns geschaffen, um ihn und um unsern Nächsten zu lieben, wird alles unser Verlangen zu adeln und zu erhöhen, und alle unsere Neigungen hinzurichten wissen zu dem erhabensten Ziel. Wenn wir mit dem herrlichen und geistlichen Körper bekleidet seyn werden, den der Glaube hofft, wird unser Wille, vervollkommnet nach dem Maaße unserer Erkenntniß, keine andern Wünsche haben, als die der Erhabenheit unseres neuen Daseyns gemäß seyn werden. Unaufhörlich wird er hinstreben nach allem Guten, nach dem wahren Gut, nach dem größten Gut; alle seine Bestrebungen werden Ein Ziel haben und zwar das schönste Ziel. Die Ordnung wird die unveränderliche Regel des Wollens seyn, und der Urheber der Ordnung das Centrum unserer Liebe. Bekleidet mit der Unverweslichkeit, vereinigt mit Licht, werden

unsere Sinne nicht mehr unsere Neigungen herabziehen, unsere Einbildungskraft wird nicht mehr unser Herz bestechen, die erhabenen Bilder, die sie ihm ohne Unterlaß vorführen wird, werden alle unsere Gefühle beleben, unsere Kraft zu lieben wird sich uns daher je mehr und mehr entfalten, und indem die Sphäre ihrer Thätigkeit sich ins Unendliche erweitern wird, wird sie die Geister aller Ordnungen umfassen, und in dem gütigsten aller Wesen ihren Mittelpunct finden.» — Indem wir nunmehr zu den andern Apologeten Frankreichs übergehen, nachdem wir die drei Heroen auf diesem Gebiete geschildert haben, werden wir dabei so verfahren, daß wir sie nach den Confessionen trennen, und zuerst von denen der katholischen, dann von denen der protestantischen Kirche handeln.

Wir versetzen uns an den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, in eine Zeit, wo wir bereits in Frankreich den Unglauben in den höhern Ständen weit verbreitet finden, wo jenes Geschlecht eitler und hoffärtiger Schöngeister, welches in der Mitte des 18. Jahrhunderts von Paris aus in der schönen Welt von ganz Europa den Ton angiebt, bereits anfängt, in den circles und salons, wie in den cafés die Religion zum Spielball des Witzes zu machen, und vielfache, leider nicht immer kräftige, Vertheidigungsschriften dem Strome des Unglaubens einen Damm zu setzen suchen. Die Apologeten, die wir aus dieser Zeit zu erwähnen haben, sind le Vassor, Bernhard Lamy, Franz Lamy, Denyse, etwas später Houteville, dann d'Aguesseau, sämmtlich der katholischen Kirche angehörig. Michael le Vassor, ein Mitglied der gelehrten Congregation de l'Oratoire erscheint als ein Mann von kräftigem Forschungsgeist und lebhafter Empfindung. Wegen Verdacht seiner Oberen aus der Congregation entfernt, geht er 1675 nach Holland, verbindet sich dort mit Bayle, Basnage, Jacquelot, wird durch seinen

Forschungsgeist immer weiter geführt, und tritt im J. 1697 zur Anglikanischen Kirche über. Sein Tod fällt in das Jahr 1718, wo er, von seinen früheren englischen Wohlthätern verlassen, im Elende stirbt. Am berühmtesten hat ihn seine sarkastische histoire générale de l'Europe sous le règne de Louis XIII, Amsterdam 1700, 12 Bände gemacht. Seine theologischen Schriften sind Paraphrasen zum Evangelium Matthäi und Johannes, den Briefen an die Römer und Galater, ein traité de la manière d'examiner les différents de la religion, und das Werk, mit dem wir es hier zu thun haben: de la véritable religion. Paris 1688. 4. — also zur Zeit geschrieben, wo er noch fern vom Protestantismus war.

Nach einer männlichen und würdigen Dedikation an den Erzbischof von Paris beginnt er mit den Worten, welche zugleich den Zustand der Religiosität in jener Zeit charakterisiren, und die lebendigere Einsicht, welche er selbst besaß, bezeugen: «Wenn man sich Mühe gegeben hätte, den Christen die Beweise ihrer Religion zu lehren, und ihnen die Gewißheit der Verheißungen Jesu Christi zu zeigen, so glaube ich nicht, daß die Liebe in den letzten Jahrhunderten so abgenommen hätte, und daß man die große Anzahl von libertins und incrédules finden würde, die uns jetzt erschrecken. (Dieß war im Jahre 1688!) — Die Kirchenväter haben eine so große Anzahl von Schriften zur Vertheidigung des Glaubens abgefaßt, und daß sie es gethan, davon giebt man den Grund an, daß so viele Heiden und Juden zu ihrer Zeit lebten. Allerdings war die Abfassung solcher Schriften damals nothwendiger, als noch so viele Heiden zum Christenthume übergingen. Aber betrachtet man das Verfahren der heiligen Väter näher, so glaube ich, daß sie eben so viele solcher Schriften geschrieben haben würden, auch wenn weder Heiden noch Juden mehr zu bekehren gewesen wären. Wir haben in uns selbst un malheureux fonds d'incrédulité et

d'éloignement secret de la vérité de l'évangile, que l'on ne peut vaincre qu' après de très grands efforts, à moins qu'on ne soit de ces ames choisies, que Dieu préserve heureusement de la corruption du siècle. Ohnedieß iſt es nicht ſo leicht, dem Vergnügen, dem Ehrgeitz, dem, was die Welt die ſchöne Leidenſchaft, die Liebe des Ruhms nennt, in der Hoffnung jener herrlichen Verheißungen Chriſti zu entſagen, deren Erfüllung nicht in dieſem Leben zu erwarten iſt. — Die, welche einen wahrhaft chriſtlichen Glauben haben, betrachten das Gehoffte als gegenwärtig, nach Hebr. 11, 1., ſind ſo feſt davon überzeugt, als ob ſie es mit den Sinnen wahrnähmen. Aber iſt es nicht, um dahin zu gelangen, nöthig, erſt in die ewigen Güter ſich einzuwurzeln? Hätte man dieſen Grund, den die heiligen Väter bei Abfaſſung ihrer Schriften vor Augen hatten, gekannt, ſo würde es mehr Glauben geben, der Aberglaube würde ſich nicht ſo verbreitet haben, und man würde ſich mehr damit beſchäftigt haben, von Chriſto, ſeinem Opfer ſeinem Prieſterthum und ſeinen Verheißungen zu predigen, welche den Troſt und die Hoffnung der Chriſten ausmachen *). — Außerdem giebt es noch eine Urſache, um deretwillen die Vertheidigung des Chriſtenthums in dieſer Zeit wünſchenswerth iſt. On ne parle que de raison et de bon goût, de la force d'esprit, de l'avantage de ceux, qui savent se mettre au dessus des préjugés de l'éducation de la société, où l'on est né. Le Pyrrhonisme est à la mode sur beaucoup de choses. On dit que la droiture de l'esprit consiste à ne pas croire légèrement à savoir douter en plusieurs rencontres. — (Wie merkwürdige Schilderung des Zeit-

*) Dies iſt eine Stelle, in welcher man bereits bei dem trefflichen Manne den aufkeimenden evangeliſchen Glauben erkennt.

geiſtes von 1688 — man glaubt in 1788 zu ſeyn.) Dieſe Principien ſind vortrefflich, aber man wendet ſie falſch an. Qu' y a-t-il de plus insupportable et de plus chagrinant, que de voir nos prétendus esprits forts se vanter de ne rien croire et traiter les autres de simples et de crédules, ceux qui n'ont pas peut-être examinés les premières preuves de la religion et qui ne savent pas ordinairement l'état de la question entre les chrètiens et leurs adversaires (ganz der franzöſiſche Leichtſinn!). Das Schlimmſte thun aber nicht einmal die declarirten Ungläubigen, ſondern die, welche einzelne Angriffe auf die heilige Schrift wagen — ich will dieſe nicht gerade des Deismus anklagen, aber will man ihre Meinung annehmen, ſo geht die Religion unter.» — In vier Büchern behandelt nunmehr le Vaſſor folgende Puncte.

Erſtes Buch: Die Religion der Patriarchen, Wahrhaftigkeit der Erzählung von der Schöpfung, der Offenbarungen des Abraham u. ſ. w. — Unzulänglichkeit der natürlichen Religion. Zweites Buch: a) Wahrhaftigkeit der Wunder des Moſes, b) die Natur der moſaiſchen Geſetze, c) Authentie des Pentateuch u. ſ. w. Drittes Buch: die Weiſſagungen des A. T., a) die prophetiſchen Bücher des A. T., b) über die verſchiedenen Arten der Weiſſagung des A. T., c) über die meſſianiſchen Weiſſagungen. Viertes Buch: die chriſtliche Religion, a) Perſon und Wunder Chriſti, b) Moral Chriſti, c) Authentie der neuteſtamentlichen Bücher.

Von den beiden Apologeten Lamy iſt Franz Lamy der weniger bekannte. Er war Benedictiner der Congregation von St. Maur, † 1711. Man findet die genauere Lebensgeſchichte von ihm in Taſſin Gelehrten-Geſchichte der Congregation von St. Maur des Benedictinerordens 1773. 1r Band. S. 576 ff. In der erſten Zeit ſeines Lebens wird er uns als ganz der Aſkeſe hingegeben beſchrieben, bis Descartes ſeinen Geiſt weckte, und er ſich in die Philoſophie ſo verliebte,

daß er deshalb eine Zeit lang sein Prioramt verlor. Wir besitzen von ihm folgende apologetische Schriften: 1) Vérité évidente de la religion chrétienne ou élite de ses preuves et de celles de sa liaison avec la divinité de Jesus Christ. Paris 1694. 12mo. 2) Le nouvel athéisme renversé ou refutation du système de Spinosa, tiré pour la plûpart de la connaissance de la nature de l'homme. 1696. 12mo. 3) De la connaissance de soi même. 6 Bände in 12mo. — Berühmter durch seine exegetischen Schriften, namentlich seine harmonia quatuor evangelistarum. Paris 1689, durch seinen commentarius in harmoniam cum apparatu chronologico. Paris 1699. II Volum. 4. und durch sein Werk de tabernaculo foederis, de sancta civitate Hierosolymae et de templo eius. Paris 1721. fol., worauf er eine 30jährige Arbeit wandte, ist Bernhard Lamy, † 1715. Von ihm besitzen wir die Schrift: démonstration de la vérité et de la sainteté de la morale chrétienne. Paris 1688. 2te Ausg. 1706. 1711 in 5 Bdn., ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Karl Christ. Reste l. Lpzg. 1737. 2 Bde. Das Werk ist in einem schönen, frommen, und auf das Wesen christlicher Sittlichkeit tief eingehenden Geiste geschrieben, nur fehlt es an der planmäßigen Anordnung; in der deutschen Uebersetzung ist es ungemein ermüdend, es ist eigentlich eine erbaulich gehaltene Sittenlehre, welche die Nothwendigkeit der christlichen Heilsanstalt darthut. Mehr über diesen Mann findet man in Nicerons Memoiren.

Von Denyse, Professor der Philosophie an der Pariser Universität, besitzen wir das apologetische Werk: de la vérité de la religion chrétienne démontrée par ordre géometrique. Paris 1719. Der Verf. erklärt, daß der zunehmende Unglaube ihn zur Herausgabe dieses Werkes bewogen habe. Seine Paragraphen, seine Axiome, Beweisführungen erinnern an die Lehrbücher der Wolfischen Schule, und schon in dieser Rücksicht ist es beachtenswerth. Es giebt, sagt er, drei Hauptsätze,

durch die das Christenthum bewiesen wird. 1) Es ist etwa 1700 Jahre her, daß in Judäa ein Mann erschien, Namens Jesus Christus, der dort sehr bekannt war *). Seine Geschichte ist in vier Evangelien geschrieben, von denen sich die Verfasser des ersten und letzten Augenzeugen nennen **). Folgendes ist seine Geschichte, wobei ich alles übergehe, was sie nicht im strengen Sinne selbst gesehen haben ..... 2) die Apostel konnten nicht in Bezug auf das, was sie erzählten, betrogen werden, entweder sind sie also wahrhaft, oder die merkwürdigsten Betrüger. 3) Die Apostel sind keine Betrüger, dies ergiebt sich aus folgenden Axiomen: a) Wir kennen das menschliche Herz genugsam, um zu sagen, jeder Betrüger will Andere etwas überreden. b) Wir kennen den Menschen genugsam, um zu sagen, wer ein Buch bekannt machte, worin Dinge enthalten wären, die der allgemeinen Kenntniß der Sache widersprechen, so würde er zurückgewiesen werden ***). c) Ist es undenkbar, daß eine unendliche Anzahl Augenzeugen von verschiedenen Nationen, Geistern, Charakteren, entgegengesetzten Interessen, sich vereinigen sollte, ein Faktum auf diese Weise zu erzählen, wenn es nicht würklich so geschehen ist. d) Die bloße Kenntniß des menschlichen Herzens reicht hin, um zu zeigen, daß man nie einen Haufen Betrüger finden werde,

---

*) Das Exemplar dieses Werkes in der Berliner Bibliothek ist mit handschriftlichen Noten eines Skeptikers versehen, dessen Anmerkungen beweisen, daß die Schlüsse des Professors der Mathematik doch nicht so dicht waren, daß nicht das Rappier eines gescheuten Zweiflers eine Lücke gefunden hätte. So findet sich z B. hier die folgende Anmerkung: pendant sa vie?

**) Der glossirende Skeptiker bemerkt bedächtig où? und hat damit wenigstens in Bezug auf Matthäus recht.

***) Der gescheute Skeptiker bemerkt: scilicet dans l'état présent du monde où la correspondance est établie partout et où tout se publie par voye de l'imprimerie.

die sich als Augenzeugen eines Faktums ausgeben, ohne sich dabei vielfach zu widersprechen. e) Eine große Anzahl Menschen kann nicht zu gleicher Zeit über eine große Anzahl in die Augen fallender Fakta getäuscht werden. f) Wenn gewisse unglaubliche Fakta, die wir nicht selbst sehen, nothwendigerweise mit andern Fakta verbunden sind, von denen wir Augenzeugen sind, so müssen die ersteren für uns so gewiß seyn, wie wenn wir sie mit Augen gesehen hätten u. s. w. — So viel aus diesem Schriftsteller möge hinreichen, um seine Manier zu charakterisiren.

Wir sprechen von einem andern berühmten Apologeten, dem Abt Houteville. Im J. 1722 erschien von ihm in einem Bande: la religion chrétienne prouvée par les faits. Das Werk machte Aufsehen, da es nicht blos für die Gelehrten, sondern auch auf die große Lesewelt berechnet war, und wohl auch manche schwache Seite darbot. Es erschienen mehrere Gegenschriften *), und der Verf. arbeitete die Schrift gänzlich um, so daß sie 1740 in einer sehr vermehrten Ausgabe in 4to in 3 Bänden erschien, welche in Holland im J. 1744 in 8vo nachgedruckt wurde. In Deutschland erregte das Buch weniger Interesse, theils weil man protestantische Apologeten besaß, welche das Bedürfniß besser befriedigten, theils weil von manchen großen Theologen, wie namentlich von Budeus, seine Schwächen hervorgehoben wurden, Isagoge, p. 1386 — 89. 1184.

Daher erschien auch nicht früher eine deutsche Uebersetzung davon, als 1715 nach der zweiten Auflage: Hrn. Abt Houteville's erwiesene Wahrheit der christlichen Religion durch die Geschichte. Nebst einer Vorrede von Dr. Siegmund Jakob Baumgarten, Frankf. und Lpzg. 1745 in 4to. Die Vor-

*) Ausführliche Nachricht über die vier Hauptangriffe gegen das Buch bei Fabricius, Syll. script. qui veritatem christ. asseruerunt, S. 642 ff.

rede von Baumgarten beabsichtigt, den Verf. soviel möglich gegen die zwei Vorwürfe zu vertheidigen, daß er 1) ein sehr unvollständiges Verzeichniß der Schriftsteller für und wider das Christenthum geliefert, 2) daß seine Urtheile und Nachrichten zum Theil unbegründet und übertrieben seien. Eigenthümlich ist diesem Werke vorzüglich, daß der Vf. sich mit völliger Bestimmtheit über die Beweisführung für das Christenthum ausspricht, und ohne weiteres die historischen Beweise für die allein wahrhaft überzeugenden erklärt. Wie er hiermit einerseits in Bezug auf Vertheidigung der Wahrheit des Christenthums der größten Einseitigkeit sich hingiebt, so hat er andererseits die historische Behandlung der Apologetik mit der größten Consequenz durchgeführt. Die ersten Kapitel des ersten Buchs geben als Einleitung folgendes: «Wenn das Christenthum verhieße, alle Punkte seiner Lehre in völligste Klarheit zu setzen, wo bliebe dann die Tiefe desselben *)? Wären sie alle durchgängig dunkel, wo bliebe seine Evidenz? Aber jetzt behauptet das Christenthum selbst, daß es zu gleicher Zeit geheimnißvoll und deutlich ist. — Die Gegner desselben sagen: Keine Autorität als die der Evidenz giebt es, der sich die Vernunft unterwirft. Um zu glauben, muß man zuerst urtheilen, und um zu urtheilen, muß man vor allen Dingen die Sachen kennen, denn über das zu urtheilen, was man nicht einsieht, heißt so viel, als über nichts urtheilen. Ihr wiederholt nun aber beständig, daß die Geheimnisse unfaßlich sind, wie kann man nun von uns verlangen, an das

---

*) Houteville geht würklich von dem Begriffe von Tiefe aus, den die Aufklärer den sogenannten Mystikern zuschreiben. Freilich ist es in den Tiefen finster, aber nur für das Auge, dessen Element die Oberfläche ist. Die Tiefen der Offenbarungswahrheiten sind finster wie Gott — nämlich für die, welche kein Auge dafür haben. „Uns aber — sagt ein Apostel — hat Gott einen Sinn gegeben, daß wir erkennen den Wahrhaftigen.“

zu glauben, was wir nicht verstehen? Die Christen antworten: Es ist wahr, daß unsere Geheimnisse dem Menschen, so lange er auf Erden ist, unausforschlich sind, und daher eine Klippe der Vernunft; aber diese Geheimnisse sind an Wahrheiten geknüpft, die im höchsten Maaße Evidenz besitzen, so daß wir sagen können: Wir wandeln in den Fußtapfen des Glaubens, aber der Glaube selbst folgt den Spuren des Lichtes. Wir glauben, aber dieses Glauben ruht auf unbesieglichen Gründen. Dies sind die geschichtlichen Begebenheiten. «Es giebt verschiedene Gattungen von Beweisen, 1) metaphysische, 2) Beweise der Empfindung, 3) Wahrscheinlichkeits- oder moralische Beweise, welche aus dem Zusammentreffen einer großen Anzahl von Wahrscheinlichkeiten hervorgehen, 4) geschichtliche Beweise, die aus unläugbaren Begebenheiten hervorgehen. Diese letztern sind unläugbar die vorzüglichsten. Denn einmal sind sie die überzeugendsten, indem sie auf den sinnlichen Menschen einen weit tieferen Eindruck zu machen geeignet sind, als bloße Demonstrationen. Was sind die schönsten Demonstrationen für die Unsterblichkeit gegen ein einziges zuverlässiges Faktum, daß einmal Jemand von den Todten auferstanden ist! Sodann sind sie die einfachsten, indem sie nicht den Künsten der Dialektik unterworfen sind. Jahrhunderte lang hat man die schönsten Gründe pro und contra gewechselt, ob es Antipoden gebe — man fand sie, und der Streit hatte für immer ein Ende. Diese geschichtlichen Beweise sind es nun, welche unserm Glauben an die Geheimnisse des Christenthums zur Basis dienen.»

Nach diesen einleitenden Bemerkungen folgen nun die historischen Beweise für die Wahrheiten des Christenthums, und zwar nicht bloß der Wunder und Weissagungen, sondern im ersten Buch eine Vertheidigung der Wahrheit und Zuverlässigkeit der neutestamentlichen Geschichte überhaupt,

mit Berücksichtigung der mannichfachen Einwendungen, welche sich dagegen aufstellen lassen, im zweiten Buch eine Darlegung des Zeugnisses für die Wahrheit, welches die Vergleichung des A. T. mit dem N. T. ergiebt. Im Gefühle indeß, noch keineswegs alle Bedenken gehoben zu haben, folgt noch ein drittes Buch, welches promiscue «allgemeine Einwürfe der Deisten» gegen die evangelische Geschichte umstößt, z. B. 1) die weite Entfernung der Zeit der Erscheinung des Evangeliums von uns, 2) der Unglaube der Juden zur Zeit Jesu, 3) die scheinbare Niederträchtigkeit — wie der deutsche Uebersetzer sich ausdrückt — des Standes Jesu u. s. w. — Für uns ist das, was der Verf. giebt, nicht mehr — am wenigsten in der unerträglich breiten, und nicht überall ganz richtigen, deutschen Uebertragung. Weniger kann man ihm zum Vorwurfe machen, was seine Zeitgenossen ihm vorwerfen, er habe die Einwürfe der Gegner so angenehm und stark, und seine eigenen Antworten so schwach gegeben, daß er vielmehr den Gegnern einen Dienst erwiesen — ein Vorwurf, der von der katholischen Kirche, namentlich dem Cardinal Perron, selbst gegen Bellarmin, den Meister in der katholischen Polemik, erhoben wurde; aber allerdings hat Houteville nicht selbst aus den Quellen geschöpft und in vielen Punkten seine eweise auf Ansichten, Schrifterklärungen und historische Zeugnisse gebaut, welche für uns keine Geltung mehr haben.

Wir verbinden die katholischen Apologeten Frankreichs aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mit denen der letztern durch die Erwähnung eines Mannes, den unter den Apologeten des christlichen Glaubens zu finden, wohl thun muß, wir meinen den Helden unter den entnervten Staatsmännern einer entnervten Zeit, den berühmten Heinrich Franz d'Aguesseau, Kanzler von Frankreich, gestorben 1751 in einem Alter von 83 Jahren. Dieser seltene Mann, — nach

Voltaire's Ausspruch — der gelehrteste Staatsmann, den Frankreich je gehabt hat, im Besitz der Hälfte der neuern Sprachen, der Lateinischen, Griechischen, Hebräischen, gründlicher Kenner der Philosophie, Jurisprudenz und Geschichte, auch Dichter und ästhetischer Kritiker — dabei von einer Energie und Kraft des Charakters, die ihn zweimal eher seinen erhabenen Posten verlassen ließ, als daß er dem Unrecht gewichen wäre —, war ein gläubiger Christ, und hat uns die Zeugnisse seines Glaubens in seinen Schriften aufbehalten, während wir, so viel dem Ref. bekannt, von einem andern, gleich ausgezeichneten christlichen Staatsmanne Frankreichs, Michael l'Hopital † 1573, solche Zeugnisse entbehren. Es finden sich dieselben in der Sammlung: Lettres philosophiques, fragmens et reflexions sur Jesus Christ par Mr. le chancellier d'Aguesseau. Yverdon 1785. 3 Thl. Eigentlich enthält nur der dritte Theil die religiösen Reflexionen. Die ersten Theile enthalten philosophische Briefe gegen Gassendi, die Spinozisten, über die Vereinigung der Freiheit mit der Allmacht, ferner über litterarische, belletristische, moralische Gegenstände. Erst der dritte Theil enthält 308 Bemerkungen, welche sich der große Staatsmann theils über einzelne Schriftsteller, theils über christliche Wahrheiten bei seiner Lektüre der heiligen Schrift aufzuzeichnen pflegte. Es zeigen diese Bemerkungen von tiefem und lebendigem religiösen Sinne, auch von recht schöner Einsicht in die christlichen Wahrheiten. Wir heben nur ein paar Bemerkungen aus, welches wir können, da sie alle vereinzelt, ohne Zusammenhang gegeben sind. Bemerkung 55. Beweis der Gottheit Christi. Der, welcher sich so erniedrigt, daß er sich nur den Menschensohn nennt d. i. den verachtetsten Menschen, spricht nichtsdestoweniger wie der Herr der Engel, und wie der König von den Boten, die er aussendet: Am Ende der Welt wird der Menschensohn seine Engel aussenden. Folglich sind die Engel ihm unterthan, folglich ist er mehr als

die Engel, und wenn die erhabensten Geschöpfe ihm gehorchen, kann er etwas anderes, als Gott seyn? — 56. Wie der Mensch an der Gottheit Christi Antheil erhält? Menschliche Verbindungen werden durch Fleisch und Blut geschlossen, aber nicht dadurch kommt der Mensch Gott nahe, und tritt in das Verhältniß zu ihm, wie zu einem geistlichen Vater. Die Bereitwilligkeit, seine Stimme zu vernehmen, die Treue, sie auszuüben — das vereint den Menschen mit Gott, das stellt ihn auf dieselbe Stufe mit Christo, als wäre er seine Mutter, sein Bruder. «Durch eine Vereinigung, enger und inniger, als alle fleischlichen Banden, werden die Menschen Gott ähnlich, eins mit Gott, und wie Gott selbst consummati in unum sicut pater et filius unum sunt. 57. Jesus Christus übt eine absolute Gewalt über die Natur aus. Christus schläft mitten im Sturm, weil er weiß, daß es nur eines Wortes bedürfen wird, um ihn zu beschwichtigen. Er gebietet dem Winde, und der Wind schweigt, er spricht zum Meere: schweige, und es schweigt. Bedürfte es mehr, um zu zeigen, daß er derjenige sei, der nur ein Wort nöthig hatte, um ein Universum zu schaffen?»

Gehen wir nun in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts über, so tritt uns unter den französischen Apologeten als der vornehmste entgegen Nic. Sylv. Bergier, Domherr zu Paris, gestorben 1790. Wir besitzen von ihm manche andere Werke, außer seinen apologetischen, die ihn berühmt gemacht haben, z. B. seine éléments primitifs des langues, découverts par la comparaison des racines de l'hébreu avec celles du grec, du latin et du françois, besonders sein Werk l'origine des dieux du paganisme. Auf dem Gebiete der Apologetik arbeitete er zuerst eine ganze Anzahl kleinere Schriften aus, gegen Voltaire, Boulanger u. A. gerichtet, bis er zuletzt das umfassende Werk traité historique et dogmatique de la vraie religion, avec la refutation des erreurs, qui lui ont été opposées

dans les différents siécles. Paris 1780. vol. XII. Deutsch, Bromberg 1788. Sein Werk ist mit vielem Fleiße gearbeitet und hat manches Ueberzeugende, nur ermangelt es der Gedrängtheit, und leidet an einer gewissen Trockenheit. Merkwürdig ist sein Buch besonders auch von der Seite, daß es zeigt, wie unendlich viel man in eine Apologetik hineinnehmen kann, wenn man darin im Allgemeinen eine Nachweisung der Wahrheit der christlichen Religion geben will. Die erste Abtheilung handelt von der dem ersten Menschen gegebenen Offenbarung. 1) Ursprung der Urreligion. 2) Nutzbarkeit und Nothwendigkeit der Religion, a) für den Menschen einzeln genommen, b) für die Gesellschaft, c) zur Gründung des Staatskörpers. 3) Von den verschiedenen alten und neuen Religionen. 4) Daseyn Gottes. 5) Einheit Gottes und seine vorzüglichsten Eigenschaften. 6) Von der Natur des Menschen, Geistigkeit der Seele, Freiheit, Unsterblichkeit. 7) Von den in der ursprünglichen Religion geoffenbarten Geheimnissen, a) Gott kann Geheimnisse offenbaren und den Glauben an dieselben fordern, b) Lehre von der Erbsünde (die Lehre davon und die Verheißung eines Erlösers hat sich immer in der Patriarchenzeit erhalten). 8) Von den Gründen der Sittenlehre oder des natürlichen Gesetzes: Grundsätze der Stoiker, Pyrrhonisten, Materialisten. 9) Von der Sittenlehre der Religion, und von den Pflichten, welche das natürliche Gesetz dem Menschen auferlegt. 10) Von den Pflichten, welche das natürliche Gesetz dem Menschen gegen sich selbst auferlegt. 11) Von den vorzüglichsten Pflichten, welche das natürliche Gesetz dem Menschen gegen die Gesellschaft auferlegt. 12) Von der Nothwendigkeit einer neuen Offenbarung, wenn die Wahrheiten der ursprünglichen Religion sollten erhalten werden. Zweite Abtheilung. 1) Von den Zeichen, durch welche Gott die Offenbarung gewiß machen kann, von Wundern und Weissagungen. 2) Von der Aechtheit des Pentateuch und

der Bücher des A. T. (hier spricht der Verf. recht gut gegen Voltaire und Rousseau). 3) Von der Wahrheit der jüdischen Geschichte in ihren verschiedenen Epochen. 4) Von der Sendung Mosis. 5) Von der jüdischen Religion oder dem Glauben und Gesetz des Moses. 6) Fortsetzung der jüdischen Geschichte bis auf die Ankunft des Messias. 7) Von der Prophetie und ihrer Weissagung im Einzelnen. 8) Dauer der jüdischen Religion. Endzweck des Gesetzes. 9) Von den Ursachen der Verstoßung der Juden. Dritte Abtheilung. 1) Von der Aechtheit der Bücher des N. T. 2) Wahrheit der evangelischen Geschichte. 3) Sittenlehre und Tugendbeispiel Jesu. 4) Tod und Auferstehung Jesu. 5) Vom Lehramt der Apostel und Einführung des Christenthums. 6) Von den Philosophen und ihrem Verhältniß gegen das Christenthum. 7) Von den Lehrsätzen, der Sittenlehre und dem äußeren Gottesdienst der christlichen Religion. 8) Von der Grundverfassung des Christenthums und der Glaubensregel (Bekämpfung des Protestantismus). 9) Tradition der Kirchenväter. 10) Von der Disciplin und den Kirchengesetzen. 11) Von den bürgerlichen und politischen Würkungen des Christenthums. — Wir haben bis zu diesem Abschnitte die Angabe des Inhalts dieses Werks verfolgt, da es das vollständigste apologetische ist, und zugleich von der Seite aus merkwürdig, daß es sich auf die Erkenntniß gründet, der christliche Glaube beruhe keineswegs blos auf den Wundern und Weissagungen, sondern vielmehr vorzugsweise auf dem Glauben an die ethischen und dogmatischen Grundwahrheiten der Offenbarung.

Aus dem Ende des vorigen und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts ist außerdem zu erwähnen: Preuves de la vérité de la religion catholique en forme de dialogue et à la portée du peuple 1795 par l'abbé Jacques. Der Verf. sucht zuerst die Wahrheit der natürlichen Religion, dann die der Offenbarung, endlich die der katholischen Kirche darzuthun.

— Démonstration évangélique par Mr. l'abbé du Voisin, ancien Professeur et Vicaire général du diocèse de Laon (ein Emigrierter). Brunswik 1802. In Langres erschien von de la Luzerne ancien évêque de Langres im Jahr 1802 Dissertations sur la vérité de la religion 4 Bde., von denen der erste die Authentie der biblischen Bücher behandelt, der zweite und dritte die Wunder, der vierte die schnelle Ausbreitung des Christenthums. Der Verf. spricht sich in dem Eingange mit Wärme aus. Er trat in der Zeit auf, wo eben das Land von seinen schweren Wunden, die ihm, namentlich in religiöser Beziehung, die Revolution geschlagen hatte, sich zu erheben anfing.

Es bleibt nun von den französischen Apologeten der katholischen Confession nur noch Einer übrig — Chateaubriand. Dieser berühmte Staatsmann, dessen Name aus allen Zeitungsblättern wiederhallt, hat wohl eines der bewegtesten Leben gelebt, was ein Schriftsteller leben kann, und was allein schon ausreichen muß, der Phantasie einen unerschöpflichen Fonds zu geben. Geb. 1769 in der streng katholischen Provinz Bretagne, erlebte er zuerst die Greuel der Revolution, durchwanderte dann die Wüsten Nord-Amerika's und, nach seiner Rückkehr, mehrere Länder Europa's, wurde 1803 Gesandschaftssekretair in Rom, trat dann seine Reise nach Palästina an, und durchlebte, dem katholisch-royalistischen Princip treu, alle Katastrophen der Kaiser- und der Bourbonen-Herrschaft. Sein erstes apologetisches Werk ist Atala ou les amours de deux sauvages dans le désert en X. (1801), noch in demselben Jahre ins italienische und deutsche übersetzt (Leipzig 1801). Zwei Ausgaben von 1500 Ex. wurden innerhalb vierzehn Tagen in Paris selbst vergriffen, ohne daß noch irgend welche Exemplare in die Departements oder ins Ausland gesendet werden konnten. Noch nie hat gewiß ein apologetisches Werk einen Applaus,

wie dieses gefunden — und in Paris! Freilich war es aber auch eine Apologie, wie sie Frankreich in den Jahren bedurfte, wo es eben von dem blinden Taumel der Revolution erwachte, ein reizendes, mit allem Schmuck der Rede ausgestattetes Sittengemählde, in welchem die Segnungen des Christenthums in ihren allgemeinsten Umrissen nur den Farbenglanz zu erhöhen dienen. Da wir gleich nachher bei dem größern Werke über die apologetische Methode des geistreichen Schriftstellers noch mehr zu sagen haben, so wollen wir hier nur eine Stelle ausheben, in welcher er ausspricht, was ihm als die Hauptsache im Christenthume erscheine. Die Geschichte spielt in einem Missionsdorfe in Louisiana in Amerika.

«Man brachte jetzt ein Kind zum Missionär, welcher es am Gestade einer Quelle zwischen Blumen und Jasminen taufte, während mitten unter Spielen und Arbeiten ein Sarg in das Gehölz der Todten getragen wurde. Unter einer Eiche erhielten zwei Neuverehlichte den Ehesegen. Wir begleiteten sie darauf zu einem Winkel der Einöde, wo sie sich anbauen wollten. Vor uns her ging der Seelenhirte, und segnete hie und da Felsen, Bäume und Quellen, — wie es vormals, nach der Erzählung im Buche der Christen, geschahe. Gott segnete die unbebaute Erde, indem er sie Adam zum Erbtheile gab.»

«Diese kleine Procession, welche, untermischt mit ihren Heerden, von Felsen zu Felsen dem ehrwürdigen Anführer folgte, stellte meinem Herzen die uralten Wanderungen der Menschen dar; — ich glaubte, Sem mit seinen Kindern zu erblicken, wie er voran, der Sonne folgend, durch die wilde Erde fortwandelt.»

«Ich verlangte von dem heiligen Eremiten zu erfahren, wie er seine Kinder regiere. Mit großer Bereitwilligkeit gab er mir folgende Auskunft: ««Ich habe ihnen kein einziges Gesetz gegeben, sondern ich lehrte sie nur einander lieben, Gott

anbeten und auf ein besseres Leben hoffen. Alle Gesetze der Welt sind darin enthalten. Du siehest in des Dorfes Mitte eine Hütte, welche größer ist als die übrigen. Sie dient in der Regenzeit zur Kapelle. Man versammelt sich des Morgens und Abends, um den Herrn zu loben. Bin ich abwesend, so verrichtet ein Alter das Gebet. Denn das Alter ist, wie die Mutterschaft, eine Art natürliches Priesterthum. Dann begiebt man sich zur Arbeit auf den Acker, und obgleich das Eigenthum abgetheilt ist, um bürgerliche Oekonomie zu lernen, — so wird doch die Erndte in gemeinschaftliche Scheuren aufgenommen, um brüderliche Liebe und Gütergemeinschaft zu erhalten. Vier Greise vertheilen mit völliger Unpartheilichkeit die Produkte der Arbeit. — Nimm dazu die religiösen Ceremonien, viele Gesänge und Lieder, das Kreuz, wobei ich die Sakramente verwaltet, die Ulme, unter welcher ich bei schönem Wetter predige, unsere an die Kornfelder stoßenden Gräber, unsere Flüsse, worin ich nach uralter Christensitte die kleinen Kinder taufe, und endlich den heiligen Johannes der Wüste! — Siehe so hast du eine vollständige Idee dieses Reichs Jesu Christi.»»

Diese Probe wird schon hinreichen, um eine Idee von der Art zu geben, wie auch in jenem größern Werke, in dessen dritten Theil dieser kleine Roman verwebt ist, die Vertheidigung des Christenthums unternommen wurde. Dieses größere Werk erschien im Jahre 1803 unter dem Titel le génie du Christianisme ou les beautés de la religion chrétienne in 4 Theilen, und wurde gleich darauf von demjenigen Manne ins Deutsche übersetzt, der sich so kontradiktorisch, als sich nur immer ein Uebersetzer zu einem Autor verhalten kann, zu Chateaubriand verhielt, von Karl Venturini. Merkwürdig ist die ganze Idee dieses Werks und neu: das Christenthum von Seiten des Ansprechenden zu empfehlen, was es für die Phantasie und die Empfindung hat. Es ist unge-

fähr das Verhältniß zum Evangelium, in welchem Rousseau zu demselben stand, der ebenfalls von den beautés de la religion chrétienne sich so angezogen bekannte; nur daß Chateaubriand im katholischen Glauben erzogen, durch eine Rousseau'sche Empfindung sich innerhalb des katholischen Christenthums festhalten ließ. Rührend ist es, ihn in der Vorrede schildern zu hören, wie er zum Glauben gekommen sei: «Nicht immer, sagt der geistreiche Mann — waren meine religiösen Meinungen so beschaffen, wie sie es gegenwärtig sind..... Im zwei und siebenzigsten Jahre ward meine Mutter in ein scheusliches Gefängniß geworfen, wo sie mehrere ihrer Kinder umkommen sah; — und sie selbst endigte ihr Leben auf einem elenden Lager in einem finstern Orte, wohin ihr schreckliches Unglück sie getrieben hatte. Die Erinnerungen meiner Verirrungen erfüllte sie noch in ihren letzten Tagen mit schmerzlichen Gefühlen. In den letzten Zügen liegend, gab sie einer meiner Schwestern den Auftrag, mich zu der Religion, worin ich erzogen war, zurückzurufen. Durch meine Schwester erfuhr ich meiner Mutter letzten Wunsch. Als der Brief mir jenseits des Meeres zu Händen kam, war auch meine Schwester nicht mehr unter den Lebendigen. Die Folgen ihrer Gefangenschaft hatten sie getödtet. Diese beiden aus dem Grabe hervortönenden Stimmen — — erschütterten mich tief. Ich ward wieder ein Christ. Ich verdanke — dies gestehe ich frei — meine Ueberzeugung keineswegs großer, übernatürlicher Erleuchtung. Nicht einem solchen Lichte wichen meine Zweifel, sondern meine Ueberzeugung entsprang aus dem Herzen. Ich weinte, — und ward gläubig!» — Man muß sich bei dem Werke erinnern, in welche Zeit es hineintrat. Frankreich war überdrüssig der Greuel der Revolution, Napoleon hatte eben angefangen, ihm Ruhe, und durch das Konkordat mit dem Pabste noch einmal die katholische Religion zu geben. Die Kirchen fingen allmählig an, besucht zu werden, auch der

temporäre Gottesdienst der Theophilanthropen war von selbst fast erloschen, und wurde um diese Zeit förmlich unterdrückt. Wie ausgewählt war dieser Moment für das Erscheinen dieses Werkes; es ist, wie viele Geschichtschreiber bezeugen, das würksamste Mittel gewesen, den katholischen Glauben in die vornehme Welt, und namentlich des weiblichen Geschlechts, wieder zurückzuführen. Sehr ergreifend müssen für diejenigen, welche mit Bewahrung des christlichen Glaubens Zeugen der Revolution gewesen waren, manche Hinweisungen des Werkes auf das, was damals geschah, gewesen seyn, wie wenn es z. B. an die Zeit erinnert, wo man an die Stelle der Statue des heil. Vincentius von Paula die eines Marat gestellt sah — in der That ein fürchterlicher Gedanke.

An Prüfung des Wahren und des Unwahren im katholischen Glauben ist hier natürlich nicht zu denken. Chateaubriand fragt nur, was da rührend, was begeisternd, was entzückend sei, und so behält denn auch der ganze katholische Aberglaube sein volles Recht. Der Inhalt des Buchs ist nun dieser: der erste Band stellt dar, was die Dogmen und die Lehre des Christenthums Ansprechendes und Befriedigendes haben; hier wird auch von den Grundwahrheiten des Christenthums gehandelt, vom Sündenfall, von der Erlösung, von der Trinität u. s. w. Wir heben eine Stelle aus. «Man bemerkt bald, daß aus diesem Geheimnisse die Lehre von der Erbsünde hervorgehe, welche den ganzen Menschen erklärt. Ohne diese Wahrheit zuzulassen, bedeckt uns (wie die Tradition bei alten Völkern beweiset) eine undurchdringliche Nacht. Wie ist es möglich, ohne auf die Erbsünde zurückzukommen, — den Hang zum Bösen in unserer Natur zu erklären, welcher doch stets durch eine geheime Stimme bekämpft wird, die uns ankündigt, daß wir zur Tugend geschaffen wurden? Wie läßt sich die Empfänglichkeit des Menschen für den Schmerz, wie jene Mühseligkeit des Lebens, welche auf unserm Antlitze

schreckliche Furchen zieht; wie der Kummer, die Thränen und das Unglück des Tugendhaften; — wie das Gelingen boshafter Plane des Gottlosen; wie in aller Welt läßt sich dies Alles, ohne den Sündenfall der ersten Menschen, enträthseln? Die Philosophen des Alterthums verfielen in sonderbare und thörichte Irrthümer, weil sie jene Verderbtheit oder Ausartung der menschlichen Natur verkannten. Darum mußten sie auch das Dogma erfinden, das alles Wissen nur Erinnern eines frühern Lebens sei. Ach, um uns von der schrecklichen Wahrheit, aus welcher das Geheimniß der Erlösung entspringt, zu überzeugen, haben wir wahrlich keine anderen Beweise, als jene Verfluchung der Eva, welche täglich vor unsern Augen in Erfüllung geht, nöthig! — Was predigt uns nicht der unbeschreibliche Schmerz der Mutter in der Geburtsstunde, und das dennoch davon unzertrennliche Gefühl des höchsten Glücks! Welche geheimnißvollen Anzeigen der doppelten Bestimmung des Menschen sind uns in dem Schmerzgefühle und der entzückenden Freude des gebährenden Weibes vor Augen gelegt? — Kann man wohl die Absichten des Allerhöchsten verkennen, wenn man in den widerstreitenden Gefühlen der Mutter die gedoppelte Bestimmung der Menschen gewahr wird? Erkennst du, o Mensch, deinen Gott hier nicht selbst in seinem Fluche?» «O wir sehen ja alle Tage den Sohn durch den Vater gestraft; — sehen, wie das Verbrechen des Gottlosen unaufhaltsam eine tugendhafte Nachkommenschaft mit tausendfältigen Uebeln überschüttet. Was kann stärker die Lehre von der Erbsünde bestätigen, als diese Erfahrung? Aber der Gott der Güte und Barmherzigkeit — hat unser Heil, trotz unserer Verblendung, gesichert. Er wußte, daß wir in jenem Abgrunde des Verderbens sonst Alle umkommen würden. Laßt uns, die wir allzumal schwache und strafwürdige Menschen sind, die Frage: wie ein Gott sterben könne? nicht unserm Verstande, sondern unserm Herzen zur

Beantwortung vorlegen! Laßt uns das Geheimniß der höchsten Liebe bewundern! O wenn dieses vollkommene Muster eines guten Sohnes, wenn dieses Beispiel treuer erhabener Freundschaft, wenn jene Scene auf dem Oelberge, jener bittere Leidens-Kelch, jener Blutschweiß, jene Sanftmuth des stillen Dulders, jene erhabene Geistesgröße, jenes Kreuz, jener zerrissene Tempel-Vorhang, jene zerspaltene Grabfelsen, jene die Erde bedeckende Finsterniß, jener Gott-Mensch, der für ferne Brüder stirbt, — o wenn dies Alles weder euer Herz zu entzücken, noch eure Gedanken zu begeistern vermag, — dann muß man billig fürchten, daß niemals in euren Werken (wie in jenen des erhabenen Dichters) hervorleuchtende Wunder (speciosa miracula) gefunden werden!»

Der 2te und 3te Theil hat den eigenthümlichen Inhalt einer christlichen Poetik und Kunst. Im 2ten geht der Vf. die Meisterwerke der Dichtkunst aus alter und neuer Zeit durch, um zu zeigen, wie viel die Poesie als solche überall da entbehrt, wo sie nicht vom Christenthume Stoff oder Geist entlehnt. Er bespricht Dante, Milton, die Henriade, Racine, Virgil, die Mythologie des Heidenthums, die Heiligen, Engel- und Teufel-Lehre des Christenthums; den Schluß des zweiten Theils macht eine merkwürdige Vergleichung Homer's und der Bibel in ihrer Darstellung, um der letztern den Vorzug zu ertheilen. Der dritte Theil beschäftigt sich mit den andern Künsten und Wissenschaften in religiöser Beziehung, mit der Musik, der Bildhauerkunst, gothischen Kirchen, Philosophie, christlichen Philosophen, Moralisten, Astronomie, Geschichte, Einfluß des Christenthums auf die Schreibart der Geschichte, Beredtsamkeit, den christlichen Rednern, Uebereinstimmung der christlichen Religion mit Natur-Stimmen und Leidenschaften des menschlichen Herzens; spricht von ästhetischer Anlage der Klöster, von christlichen Ruinen und dem Rührenden, was sie haben, von Volksandacht, die sich an

Naturgegenstände anschließt; hierauf folgt die Episode des Romans Attala.

Der vierte Theil stellt das Romantische dar, was der Gottesdienst hat, und Alles was damit verknüpft ist, Glocken, die verschiedenen Feste, Gräber, Gottesäcker, Geistlichkeit, Bild des Klosterlebens, Missionen, Wohlthaten, welche die Geistlichkeit und das Christenthum überhaupt der menschlichen Gesellschaft erwiesen haben: Hospitäler, Findelhäuser, Erziehungsanstalten, Ackerbau, Künste, Gewerbe, Gesetze, und am Schlusse die Frage: In welchem Zustande würde sich gegenwärtig die bürgerliche Gesellschaft befinden, wenn das Christenthum nicht auf der Erde erschienen wäre? — welche Frage mit dem frommen Gebete schließt: «Schöpfer des Lichts! verzeihe unserm ersten Irrthume! Waren wir unglücklich genug, dich in dem abgelaufenen Jahrhunderte zu verkennen, so hast du doch nicht umsonst das neue Jahrhundert über unserm Haupte aufgerollt. Es ertönte wie des Donners Gebrüll. Wir erwachten aus unserer Schlaftrunkenheit, öffneten die Augen, und sahen hundert Jahre mit ihren Verbrechen sich in den Abgrund stürzen; ach! in ihren Armen trugen sie alle unsere Freunde mit fort! Dieses Schauspiel erschütterte uns tief. Die reißende Schnelligkeit des Lebens rührte uns mächtig. Wir fühlten, wie unnütz und thöricht es sei, sich gegen Dich vertheidigen zu wollen. Herr! von nun an werden wir Dich mit dem Propheten loben! O nimm gnädig dieses erste Loblied an, welches zu Dir auf den Fittigen des in den Urquell Deiner Ewigkeit rückkehrenden Jahrhunderts emporsteigt!»

Man sieht, es ist ein bedeutendes und in seiner Art einziges Werk, welches der treffliche Mann unternommen, und wo ihm hie und da die Solidität und Wahrheit in der Beweisführung fehlt, da sucht er diesen Mangel durch den Glanz und die Begeisterung der Rede zu bedecken. Man wird es kaum ohne lebendige Anregung aus der Hand legen kön-

nen *). Der Merkwürdigkeit halber, daß dieses Werk gerade einen solchen Uebersetzer gefunden hat, und zur Charakteristik des Geistes von Deutschland in der Zeit, wo dieses leuchtende Meteor am theologischen Himmel Frankreichs aufging, stehe noch eine Stelle aus der Vorrede von Karl Venturini hier: «Einmal wehet in dieser Schrift ein Geist des Mysticismus, der um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da es das Ansehn gewinnt, als wenn selbst hochberühmte protestantische Religionslehrer, deren frühere Schriften dergleichen kaum ahnen ließen, sich mehr und mehr zu einer solchen mystischen Anwendung der Religion Jesu hinneigen und durch ihr Beispiel eine Tendenz des religiösen Sinnes ihrer Zeitgenossen bewürken wollen, welche unvermeidlich den Untergang der ächt-philosophischen Religions-Aufklärung nach sich ziehen und uns gewaltsam in einen Abgrund der Empfindelei stürzen wird, woselbst die reine Sittenlehre des Christenthums sich in tändelnde Gefühle und Phantasie-Spiele auflöset. Jeder Unbefangene kann, bei aufmerksamer Prüfung der vorliegenden Schrift, sich genugsam belehren, wohin eine solche Ansicht und Deutung der Hauptlehren des Christenthums am Ende führen muß!»

Der Raum würde uns zu eng werden, wenn wir noch etwas über die zwei andern religiösen Werke des Vfs. uns hier verbreiten wollten, sein itinéraire de Paris à Jerusalem und seine Märtyrer, oder der Triumph der christlichen Religion (wozu ihn sein Aufenthalt in Rom begeisterte), deutsch von Haßler, Freyburg 1811, in 3 Theilen — beides Werke,

---

*) Folgender authentischer Ausspruch des jetzt (1832) regierenden Papstes über Chateaubriand, als Apologeten, erscheint eher als etwas streng. Als Jemand im Gespräch mit ihm den großen Staatsmann als Apologeten des Christenthums rühmte, erwiederte der Papst: c'est un christianisme à la françoise.

welche ebenso durch die ausgezeichnetste Darstellungsgabe, wie durch christlich fromme Begeisterung anziehen.

Hiemit beschließen wir die katholischen Apologeten Frankreichs, und gehen zu denen der protestantischen Kirche über. Groß ist die Zahl der vorzüglichsten Geisteswerke, welche die französischen protestantischen Theologen hinterlassen haben, im Gebiete der Glaubenslehre, Sittenlehre, Kirchengeschichte, Auslegung, kleiner die Anzahl eigentlich apologetischer Werke. Von Bonnet haben wir bereits gehandelt, es bleibt uns noch übrig von Abbadie, Jacquelot und Vernet zu reden. Den größesten Namen unter diesen drei Apologeten hat Jakob Abbadie erworben. Dieser Mann, geboren zu Nay in Bearn 1658, war zuerst französisch-reformirter Prediger in Berlin, dann, nach dem Tode des Churfürsten Friedrich Wilhelm, der ihm sehr gewogen war, ging er 1688 nach England, und wurde 1690 Prediger an der Savoykirche in London, endlich in Killalow in Irland, wo er 1727 starb. Sein traité de la vérité de la religion chrétienne erschien 1684 in Rotterdam in 2 Bdn. (englisch 1694), und deutsch zuerst in einer sehr mangelhaften Uebersetzung von Billerbeck 1713 und 1721, in 4to, dann in einer vollständigeren, aber ebenso wie die von Addison etwas zu weitläufigen Uebersetzung von Hrn. von Hahn, Karlsruhe 1776, 2 Thl. *). Es gehört dieses Werk zu den berühmtesten apologetischen des vorigen Jahrhunderts, und statt aller andern theologischen Zeugnisse für dasselbe (vgl. z. B. Ernesti, neue theol. Bibl. B. 2. S. 43.), kann das eine von Bayle dienen, der in seinen nouvelles de la républ. des lettres de l'an 1684 sagt: «seit lange sei kein Buch geschrieben worden, das größere Stärke,

*) Der Vf. ist außerdem noch berühmt worden durch sein Buch Art de connoître soi-même, welches ebenfalls viele Auflagen erlebte, und durch eine Auslegung der Apokalypse.

tiefere Gedanken, bündigere Schlüsse und größere Beredtsamkeit verbände,» — ein Urtheil, welches indessen in unserer Zeit nicht so wiederholt werden könnte. Es ist diese Apologie vorzugsweise dogmatisch, und nur in geringerem Maaße historisch-kritisch. Da nun aber das dogmatische Räsonnement das einer populären Reflexionsphilosophie ist, so kann es unsere Zeit, welche ganz andere Gegner, als die erste Hälfte des 18ten Jahrhunderts hat, nicht befriedigen; und somit fällt die Brauchbarkeit des Buchs für unsere Zeit größtentheils hinweg. Auch wird die Beredtsamkeit, die Bayle an Abbadie rühmt, unserer Zeit nicht ohne Grund als Redseligkeit erscheinen. Bei alle dem verdient das Buch Lob, sowohl wegen der frommen, christlichen Gesinnung, als wegen mancher originellen Ausführung. Abbadie gehört nicht zu der Schaar von unlebendigen Apologeten, welche den Glauben an das Evangelium in ein bloß verständiges Fürwahrhalten verwandeln wollen. Er unterscheidet zwei Arten des Beweises für das Christenthum: «Beweise des Verstandes und des Gewissens, jene werden begriffen, diese empfunden. Die ersteren sind dem Ungelehrten keinesweges unzugänglich. Hat der gemeine Mann die Wahrheit der Religion im Herzen oder Gewissen erfahren, so entsteht auch in ihm eine verständige Erkenntniß der Göttlichkeit derselben, nur daß er nicht so wohl davon sprechen kann. Ja der gemeine Mann hat gewöhnlich noch den Vortheil, daß er für das, was es zu empfinden giebt, empfänglicher ist. Auch ist sein Verstand nicht so zerstreut, weswegen er desto ungestörter bei Betrachtung der Wunder des Evangelium stehen bleibt. Die Wahrheit des Christenthums läßt sich aber auch der Vernunft klar machen, so daß die Gegner beschämt und für die Empfindung desselben geneigter gemacht werden können.» Durch diese Erklärung führt Abbadie sogleich auf den richtigen Standpunkt, von dem aus alle Beweise für's

Christenthum angesehen werden müssen. In der Struktur dieser Beweise verfährt er zum Theil originell und nimmt auch auf die eigenthümlich christlichen Wahrheiten viel mehr Rücksicht, als seine Zeitgenossen. Er glaubt zuerst, wie schon Grotius, die Grundlage aller religiösen Erkenntniß erweisen zu müssen, daß ein Gott sei. Schon in diesem ersten Abschnitte des ersten Theils verfährt er in mancher Hinsicht originell, im Ganzen giebt er aber die gewöhnlichen Reflexionsbeweise für das Daseyn Gottes. Im zweiten Abschnitte leitet er aus dem Begriffe Gottes die Nothwendigkeit einer natürlichen Religion ab, daraus aber, daß diese durch die Sündhaftigkeit der Menschen verderbt worden, die Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung. Im dritten Abschnitt zeigt er die Wahrheit der jüdischen Religion, wobei besonders viel Ungenügendes vorkommt. Im vierten leitet er aus dem Judenthum zum Christenthum über durch die Weissagungen vom Messias, der auch den Heiden bestimmt ist. Im zweiten Theil im ersten Abschnitt schlägt er einen eigenthümlichen Gang ein und geht davon aus, daß einmal würklich Christen in der Welt sind, die uns auf einen Anfangspunkt der christlichen Religion zurückleiten, durch die Reihe der Märtyrer hindurch bis auf die Apostel. Der zweite Abschnitt zeigt, daß die diesen ersten Verkündigern zugeschriebenen Schriften nicht unächt seyn können. Der dritte, daß die Jünger in so starken Vorurtheilen befangen gewesen, daß die stärksten Beweise der Göttlichkeit Christi erforderlich waren, sie davon zu befreien. Diese waren nun in den Wundern Christi, in seiner Auferstehung, Himmelfahrt und Ausgießung des Geistes gegeben, deren Zuverlässigkeit dargethan wird. Es werden auch (B. 2. S. 403 ff.) Stellen aus der heiligen Schrift angeführt, und mit Bemerkungen begleitet, welche die Empfindung mittheilen sollen, daß uns hier Wahrheit dargeboten werde. Der vierte Abschnitt soll uns aus

der ganzen Beschaffenheit des Christenthums die Wahrheit desselben erweisen, und zwar werden zehn Beweise dafür beigebracht: 1) die Menge der Zeugnisse für dasselbe, 2) die Vorzüge vor allen andern Religionen, 3) die Würkungen der christlichen Religion, 4) die Reinheit der Beweggründe in derselben, 5) ihr Verhältniß zu den Bedürfnissen des Menschen, 6) ihre Beziehung auf die Ehre Gottes, 7) die Heiligkeit ihrer Moral, 8) die Geheimnisse in derselben, 9) die Uebereinstimmung der Geheimnisse mit der Vernunft, 10) die genaue Beziehung auf die jüdische Religion. — Wenngleich nun namentlich in diesem letzten Abschnitte die Verlegenheit, den Stoff der Apologetik systematisch zu behandeln, besonders hervortritt, so ist doch erfreulich, daß der Vf. von dem, was zum Beweise der christlichen Wahrheit gehört, keine so enge Vorstellung hatte, als andere Apologeten.

Ein Zeitgenosse von Abbadie ist der eben so fromme, als scharfsinnige Jacquelot, wegen des Edikts von Nantes Emigrant, und zwar zuerst im Haag, nachher Prediger bei der französischen Gemeinde in Berlin † 1708, dessen Leben von Dav. Durand beschrieben ist, London 1785. Berühmter noch als seine eigentlich apologetischen Schriften haben diesen Mann seine mit Bayle gewechselten Streitschriften gemacht. Die Zweifel dieses scharfsinnigen Skeptikers fanden am Anfange des vorigen Jahrhunderts gerade bei den Talentvollsten Eingang, und Gegenschriften zu seiner Bestreitung wurden in demselben Grade Bedürfniß, als sie schwierig waren. Da ergriff Jacquelot die Feder und schrieb zuerst (anonym) mit dem Ausdrucke großer Hochachtung vor dem großen Skeptiker, den er sich nicht erlauben wollte, als einen Feind der christlichen Religion anzusehen: Conformité de la foi avec la raison ou défense de la religion chrétienne contre les principales difficultés repandues dans le dictionaire historique de Mr. Bayle, Berlin 1705. Welcher fromme, und dabei tief blickende Geist

in diesem Werke herrsche, möge man aus der trefflichen Stelle über den Ursprung der Zweifel abnehmen. Er spricht zuerst von der Macht der Vorurtheile über den Menschen auch bei Dingen, die nicht in so naher Beziehung zu ihm stehen. «Vorurtheile sind Falten, sagt er, die, wie alle Falten, schwer sich wegbringen lassen,» und fährt dann fort: «Wenn aber das Vorurtheil solche Macht hat über den Geist in Dingen, zu denen das Herz in keiner Beziehung steht, so kann man nicht daran zweifeln, daß die Freiheit des Urtheils noch vielmehr gebunden seyn wird, wo das Herz interessirt ist. Ich glaube nicht, daß man zu viel davon sage, wenn man behauptet, daß dieses Interesse ein Cirkel ist, um nicht zu sagen ein Kerker, in welchen der Geist verschlossen ist, und von wo ihm der Ausgang ebenso unmöglich ist, wie jenem asiatischen Könige, den ein Römer zwang, sich über Krieg und Frieden zu entscheiden, ehe er über den, mit seinem Stabe bezeichneten, Kreis schritte. Was giebt es nun für größere Interessen, als die der Religion! welche erhabenen Aussichten eröffnet sie! Gewiß alle Herzen würden sofort ihr zufallen, wenn nur nicht — Bedingungen zu erfüllen wären. Aber da liegt der Knoten. Und diese Bedingungen widerstreben unsern Neigungen, und eben weil sie unsern Neigungen widerstreben, so entsteht der Zweifel. Gerade weil nun schon von Natur dieser ewige Zunder des Zweifels vorhanden ist, ist nichts mehr zu beklagen, als wenn große Geister dieser Neigung zum Zweifel Nahrung geben. Sie bilden sich wohl etwas auf die Macht ein, die sie über die denkenden Köpfe ausüben, indeß täuschen sie sich, wenn sie ihre Kraft ihren Argumenten zuschreiben. Ach, die Menschen sind schon Zweifler vorher durch ihre Herzen, und freuen sich nur, durch die großen Geister Argumente zu erhalten, durch die sie sich rechtfertigen können.» Baylen verdroß indeß dieser An-

griff, er setzte ihm die scharf den Gegner mitnehmende réponse à un provincial entgegen. Der geistreiche Theologe beschloß den Streit und zugleich seine litterarische Laufbahn durch die Herausgabe des scharfsinnigen Examen de la théologie de Mr. Bayle, Amst. 1706. Seine allgemeineren apologetischen Werke sind: 1) dissertations sur l'existence de Dieu ou l'on démontre cette vérité par l'histoire universelle de la première antiquité du monde, par la refutation du système d'Epicure et de Spinoza, par les caractères de divinité qui se remarquent dans la religion des juifs et dans l'établissement du christianisme, Haag 1697 in 4to. Schon hier spricht er jene, für den Apologeten so wichtige Einsicht aus über den Zusammenhang des Zweifels mit der Richtung des Herzens: «Man darf sich nicht wundern, sagt er, wenn man so viele libertins und profanes sieht, einige sind es durch Neigung zur Ausschweifung, andere aus Unwissenheit, einige par une malheureuse affectation d'esprit fort. La principale chose à quoi l'on doit prendre garde dans l'examen de cette importante vérité de l'esprit, c'est que le coeur ne séduise l'esprit. Quand le coeur n'a pas d'inclination pour une vérité, l'esprit l'examine d'un oeuil ou négligeant ou malin, parceque l'esprit et le coeur sont presque toujours d'intelligence et dans ce commerce secret l'esprit fait tous ses efforts pour soutenir les intérêts du coeur.»

Vortrefflich erklärt er sich über das, was Glauben an Gott in vollem Sinne sagen will: Dieu ne veut pas être suivi au hazard et à l'aventure; un doute, un peut-être est un crime, il faut de la connaissance et de la persuasion — um so mehr, da ja vom Gottesglau-

ben die Richtung unsers ganzen Lebens abhängt, um aber unser Leben anders zu richten, bedarf es allerdings mehr als ein Vielleicht.

2) Dissertations sur le Messie ou l'on prouve aux Juifs que Jesus Christ est le Messie promis et prédit par l'ancien Testament. Haag 1699.

3) Traité de la vérité et de l'inspiration des livres du V. et du N. T. Rotterdam 1715.

Wir eilen, diesen Abschnitt über die Apologeten Frankreichs zum Schluß zu bringen. Das letzte Werk, dessen wir Erwähnung thun, ist die etwas weitschichtig angelegte Apologie des Christenthums von Jakob Vernet, geboren 1698, gestorben 1789. Der Titel des Werks ist: Traité de la vérité de la Religion chrétienne, tiré principalement du Latin de Mr. J. Alph. Turrettin. A. Genève MDCCXLVIII. Es besteht aus neun Bänden, von denen der erste in drei Büchern von der Nützlichkeit der Offenbarung, der Wahrhaftigkeit derselben und der jüdischen Religion handelt. Der zweite soll die Schönheit des Christenthums zeigen, unter welchem Namen der Verf. die innern Gründe des Christenthums begreift; er handelt von den Dogmen, der Moral und den Verheißungen des Evangeliums. Der dritte spricht von den Büchern des N. T. und dem Charakter des Stifters der christlichen Religion; der vierte von der Vortrefflichkeit derselben — hier geht der Verf. Dogmatik und Moral einzeln durch —; der fünfte und sechste von den Wundern; der siebente von den Weissagungen; der achte und neunte von der Verbreitung des Christenthums. Diese umfassende Arbeit ist aus einem Werke des berühmten Theologen Alphons Turrettin: Theses de veritate religionis Christianae hervorgegangen. Vernet, sein Schüler, gedachte zuerst nur, das lateinische Werk seines Lehrers ins Französische

zu übertragen, indessen erweiterte sich ihm allmählig sein Plan, und er lieferte eigentlich ein neues Werk. Zwar hat der Name Turrettins dem Vernetschen Werke Berühmtheit gegeben, es nimmt indessen unter den apologetischen keine ausgezeichnete Stelle ein. Turrettin gehörte zu den, den Uebergang zu der neuern Genfer Schule vermittelnden Theologen; durch ihn wurde auch in der Genfer Kirche zuerst die Unterschrift des consensus von der Genfer Geistlichkeit abgeschafft. Er selbst war ein offenbarungsgläubiger Christ, jedoch in seiner Dogmatik etwas latitudinarisch und nach der Theologie der späteren Jahre von 1780 hinsteuernd. Diese selbige Richtung wurde unter Mitwürkung des Zeitgeistes bei seinem Amtsnachfolger (1756) Vernet noch verstärkt, so daß derselbe es z. B. nicht für rathsam gehalten hatte, wie noch Turrettin that, von der Nothwendigkeit der christlichen Offenbarung zu sprechen, sondern die Nützlichkeit derselben an die Stelle setzte. Vermöge dieser theologischen Geistesrichtung fehlt es denn bei Vernet an Energie, wie auch an Schärfe. Auf umfassende Gelehrsamkeit macht er ohnehin in diesem Werke keinen Anspruch, da es vorzüglich auf den großen Haufen französischer Deisten und Atheisten abgesehen ist. — Was es in seiner Polemik Gutes enthält, ist zum Theil schon anderwärts in dieser Abhandlung aus dem Munde anderer Apologeten vernommen worden, oder wird noch später erwähnt werden.

In der neuesten Zeit haben sowohl katholische, als vorzüglich protestantische Franzosen wieder mancherlei apologetische Schriften ausgehen lassen. Theils sind neue Uebersetzungen englischer apologetischer Schriften erschienen, wie das Werk von Addison, Wilberforce und Erskine, theils sind es vorzugsweise Apologien des Katholicismus, wie die geistreichen Werke vom Grafen le Maistre und des Abt de la Mennais, welche eine ganz besondere Darstellung

und Bearbeitung erfordern. Nur noch eines Werkes thun wir hier Erwähnung, welches ebenfalls von einem Genfer Professor ausgegangen ist und Beachtung verdient: Essai sur le christianisme envisagé dans ses rapports avec la perfectibilité de l'être moral. Par Ed. Diodati, membre de la vénérable compagnie des pasteurs et professeurs de Genève. (Motto: «Sanctifie — les par la vérité.» Jean XVII, 17.) Genève et Paris, Charbulier 1830. Es ist dieses Werk, welches vieles Schöne enthält, im litterarischen Anzeiger 1831, Nr. 30 und 31. zur Kenntniß gebracht und beurtheilt worden.

Deutsche Apologeten.

Wir haben mit Wohlgefallen und Freude bemerkt, wie England und Frankreich außer den eigentlichen Schultheologen und Apologeten von Fach eine Reihe von Männern als Vertheidiger der christlichen Wahrheit aufstellt, die zugleich zu den ersten Geistern der Nation gehören. Auch Deutschland zählt unter seinen Geistern erster Größe viele aufrichtige und innige Bekenner der christlichen Wahrheit, nur ist die Zahl derer gering geblieben, welche ihre Ueberzeugungen im Kampfe mit den Gegnern in besonderen Werken ausgesprochen haben. So wie wir indeß aus den Franzosen drei vorzugsweise namhafte Männer als Apologeten hervorgehoben und ausführlicher behandelt haben, Pascal, Huet und Bonnet und an sie die übrigen angeschlossen, so wollen wir es auch bei den Deutschen thun. Dieser Artikel wird daher zuerst von Leibnitz, Haller und Euler handeln und dann die Geschichte der Apologetik unter uns weiter verfolgen. Wollten wir auch Andere herausheben, die nicht gerade bestimmte Schriften gegen die Bestreiter des Christenthums herausgegeben, sondern deren Tendenz überhaupt eine apologetische war, so müßten wir vor allen andern den deutschen Genius nennen, dessen Geistesergüsse Milchstraßen von apologetischen Saa-

menkörnern sind, deren jedes sich zu einem Universum entfaltet — Hamann. Gewiß darf er in einer Uebersicht der Apologetik nicht übergangen werden; der Künstler aber, welcher, wenn er auch nur den Pinsel spritzt, Gemälde zaubert, für die kein Rahmen ausreicht, kann gar nicht mit Anderen zusammenrangirt werden, und wer die disjecta membra dieses Poeten zu Einer Epopee vereinigen wollte, müßte mehr vom Prophetenblick haben, als Schreiber dieses sich zutraut.

1) Leibnitz.

Ehe wir von dem sprechen können, was Leibnitz als Apologet des Christenthums geleistet, müssen wir den Vorwurf berücksichtigen, daß seine ganze Philosophie die Tendenz zum Unglauben habe. Schon bei seinen Lebenszeiten hieß der große Leibnitz im Munde der Hannöverschen Bauern: der Glöbenitz, und schon bald nach seinem Tode erhoben sich Stimmen, welche in seinen religiösen Aeußerungen mehr fucus und simulatio, als Wahrheit fanden. Vorzüglich brachte ihn in übelen Ruf jener bekannte Bericht des Kanzler Pfaff, welcher in seinen dissertationes Anti-Baylianae 1720. diss. III, p. 9. erzählt, wie er offen an Leibnitz geschrieben, ihm komme seine Theodicee nur wie ein ludificatio der Theologie vor, indem ja dieselbe — dem Anschein nach gegen Bayle geschrieben — die Baylischen Irrthümer nur weit crasser wiederhole, worauf der große Mann in einem Briefe vom 21. Mai 1716 geantwortet: ita prorsus est, vir summe reverende, uti scribis de Theodicea mea. Rem acu tetigisti; et miror, neminem hactenus fuisse, qui sensum hunc meum senserit. Neque enim Philosophorum est rem serio semper agere, qui in fingendis hypothesibus, uti bene mones, ingenii sui vires experiuntur. Tu, qui Theologus, in refutandis erroribus, Theologum ages. Bis auf unsern Tag gründet sich bei Vielen auf die Versicherung des erwähnten berühmten und glaubwürdigen

Theologen die Ueberzeugung, daß es Leibnitzen mit seinen religiösen Ansichten nicht Ernst gewesen sei. Allgemeiner wurde der Zweifel an der Reinheit und Aufrichtigkeit von Leibnitzens Glauben seit der Zeit, wo die Tochter der Leibnitzischen Philosophie, die Wolfische, den Verdacht der Theologen erregte und ihre Polemik hervorrief. — Was die persönliche Religiosität des Mannes betrifft, so müßte er in der That der ausgelernteste Heuchler gewesen seyn, wenn er, der bereits in seinem Jugendwerke theoria motus abstracti sagt: cui negotio (scilicet confirmandorum fidei mysteriorum) ego si quis unquam summa animi contentione incubui, und in späteren Jahren von sich bezeugt: «In Mitten meiner vielen Geschäfte glaube ich doch, daß mich nichts so stark beschäftigt, als das, was mir über das zukünftige Leben Gewißheit giebt,» und der diese Gesinnung durchweg in seinen zahlreichen Briefen *) auch an die vertrautesten Freunde zu erkennen giebt — wenn dieser Mann gegen die Wahrheiten der Religion und besonders des Christenthums gleichgültig gewesen wäre. Ganz gewiß ist jene Aeußerung Leibnitzens gegen den Theologen, der die Frucht seines ernstesten Studiums, die Theodicee, für einen bloßen jocus eines Philosophen hielt, selbst nur ein jocus; was aber die Ansicht der Hannöverschen Bauern über den philosophischen Reichshofrath betrifft, so läßt sich die Entstehung derselben hinlänglich erklären, auch ohne daß man Leibnitzen würklich für einen Glaubenichts hält. (Leibnitz besuchte unter anderem, um für seine Studien möglichst viele Zeit zu gewinnen, die Predigten nicht). Fragen wir nach der Tendenz der philosophischen Lehre des Mannes, so zeigt uns allerdings die Geschichte, wie dieselbe durch den Wolfianismus und die

*) „Mit unsern historischen Notizen und Kenntnissen — sagt er in einem Briefe — verhält es sich wie mit der Kenntniß der Straßen von London — sie ist nützlich, so lange man darin ist."

Popularphilosophie hindurch würklich zum Rationalismus geführt hat, so daß ein frommer Mann, Freilinghausen, in Bezug auf sie seufzen konnte nach Ps. 129, 6: «Ach daß sie müßte seyn, wie Gras auf den Dächern, welches verdoret ehe man es ausrauft.» Sollen wir nun daraus den Schluß machen, daß sie würklich die Keime desselben in sich enthalten habe? Schlechthin gewiß nicht; oder wie wollten wir dem Vorwurf der römischen Kirche begegnen, welche daraus, daß aus dem Protestantismus der Rationalismus hervorgegangen sei *), folgert, daß eben auch der Protestantismus die Keime des Rationalismus enthalten haben müsse? Vielmehr werden wir bei der Leibnitzischen Lehre ebenso wie bei der protestantischen zu fragen haben, ob in der richtig aufgefaßten ursprünglichen Lehre würklich die Vordersätze liegen, aus denen der Rationalismus mit Nothwendigkeit folgt. Dies können wir indeß nicht zugeben. Der Beweis der antichristlichen Tendenz der Leibnitzischen Philosophie, welcher aus dem principium rationis sufficientis, aus der harmonia praestabilita und aus der Lehre vom Bösen in der besten Welt hergeleitet wurde, ist von Kortholdt in seiner disputatio de philosophia Leibnitzii christianae religioni haud perniciosa im 1sten Bd. der opp. Leibnitzii ed. Dutens (wenngleich nicht auf tief eingehende befriedigende Weise) zurückgewiesen worden. An diese Lehren hat indeß auch der Rationalismus der neueren Zeit gar nicht angeknüpft. Die Punkte der Leibnitz-Wolfischen Lehre, an welche er später würklich angeknüpft hat, sind damals nicht erkannt worden. Es gehört nämlich dahin zuerst der subjektiv-abstrakte Rationalismus des Systems, nach welchem es die Begriffe als schon fertige und vorhandene hinnimmt, definirt und

*) Uebrigens ist die Behauptung selbst, daß der Protestantismus die Wiege des Rationalismus sei, nur insofern gegründet, als man unter dem Rationalismus ein zusammenhängendes kritisch-historisch begründetes System versteht.

aus diesen Definitionen die Beweise führt. Diese Methode ist jedoch so wenig dieser Schule etwas Eigenthümliches, daß vielmehr die Dogmatiker aller Zeiten nur ausnahmsweise einer anderen gefolgt sind und selbst der stärkste Gegner der Wolfianer, Crusius, sich wesentlich davon nicht unterscheidet, wenngleich durch seine Unterscheidung der «Ideal- und Existentialgründe» einerseits und des «Realgrundes» andrerseits zu einem tiefergehenden Verfahren hätte hingeleitet werden können. Eine nähere Verknüpfung mit dem späteren Rationalismus ist durch die Lehre über das lumen naturae gegeben; dies wurde als der Ueberrest des göttlichen Ebenbildes besonders hochgestellt, das Begriff- und Schlußvermögen sei durch den Fall des Menschen an sich nicht verderbt, die angeborenen Ideen auch noch bei den Heiden mehr oder minder deutlich zurückgeblieben, keine Offenbarungswahrheit dürfe dem Lichte der Natur, d. i. der Vernunft widersprechen, wenngleich es solche gebe, die über dieselbe hinausgehen, besonders erweise sich die hohe Kraft des Lichtes der Natur an den Chinesen. Leibnitz hatte zuerst durch seine Korrespondenz mit den katholischen Missionaren der Chinesen aus deren (verschönernden) Berichten so hohe Ideen von den Einsichten dieses Volkes erhalten; diese seine Hochschätzung ging auf Wolf über, der bekanntlich zuerst durch seine oratio de Sinarum philosophia practica die theologische Polemik gegen sich aufregte. In der That muß wohl auch der christliche Theologe gar ernstlich sich dagegen verwahren, jene hölzerne, den Menschen äußerlich wie Taxusbäume zustutzende Moral des Konfucius mit der christlichen parallelisirt zu sehen. Die Wolfische Methode freilich in der philosophia theoretica wie practica stimmt gerade mit dem Geschmack der Chinesen, deren mathematische und moralische Einsichten so überaus vortrefflich seyn sollen, wohl zusammen. Solche Ansichten bildeten allerdings einen gar bequemen Uebergang zum neueren Rationalismus. Sind sie aber an sich

falsch und anti-christlich? So wenig, daß man sie, nur freilich unter gewissen näheren Bestimmungen und Beschränkungen, aus Quenstedt und Joh. Gerhard wird erweisen können *). Endlich dürfte auch der Rationalismus nicht wenig Unterstützung gefunden haben in der mechanischen Weltanschauung, welche die harmonia praestabilita besonders bei Wolf erzeugte. Es war ja ein Hauptsatz der Leibnitz-Wolfischen Lehre, Gottes Einwürkung bei der Welt nur an den Anfang zu setzen, so daß damals bereits alle Räder und Springfedern begründet worden, durch welche die Weltentwickelung fortwährend zu Stande kommt. Das beliebteste Gleichniß, um den Ablauf der Bewegungen des Körpers zu erklären, ist das von dem Automaten, in welchem ein künstlicher Mechanismus eine regelmäßige Aeußerung prädeterminirt hat, und eben dieses Gleichniß gilt dann auch für das Welt-Ganze, in dessen Entfaltung dann auch die Wunder prädeterminirt sind und so das Reich der Natur auf das der Gnade berechnet worden ist. Wie lahm uns nun aber auch eine solche Weltansicht erscheinen mag, so ist sie doch immer noch nicht so schlimm, als die, an deren Stelle sie trat, wenn nämlich Newton opticae quaest. ultim. p. 346 lehrte: die Unregelmäßigkeiten des Planetenlaufs würden in der Länge der Zeit immer geringer werden, donec haec naturae compages manum emendatricem (Dei) tandem sit desideratura. Ueberdies schloß Leibnitz dabei doch nicht einen fortgehenden concursus Dei aus: je ne dis point, sagt er gegen die Socinianer opp. ed. Dutens T. I. p. CCXXXVI. que le monde corporel est une machine ou montre, qui va sans l'interposition de Dieu, et je presse assez que les créatures ont besoin de son influence continuelle: mais je

*) Man vergleiche namentlich des Jenaischen Prof. der Philosophie H. Köhler Abhandl. vom Lichte der Natur als eine Einleitung zu seiner Uebersetz. der Leibnitz. Schriften in der Ausgabe der kleinen Leibnitzischen philosophischen Schriften von Huth. Jena 1740.

soutiens que c'est une montre, qui va sans avoir besoin de sa correction: autrement il faudroit dire que Dieu se ravise, und eben ſo ſagt er in ſeiner causa Dei asserta contra C. Vorstium §. 9. 10.: die conservatio mundi ſei allerdings gewiſſermaßen als creatio continuata anzuſehn, ut radius continuo prodit a sole.

Im Gegentheil dürfte wohl mit größerem Fug und Recht die Leibnitziſche Philoſophie im Gegenſatze zur Lockiſchen und zum Materialismus eine wahrhaft religiöſe und chriſtliche genannt werden. Wie haben nicht im Gegenſatze zu dem dürftigen Lockiſchen essay on the human understanding, welcher Sinn und Erfahrung zur einzigen Quelle menſchlicher Erkenntniß macht *) und den Gottesglauben eben ſo wie das Tabackrauchen ſich unter den Völkern verbreiten läßt, Leibnitzens nouveaux essais das größte Heiligthum der Menſchheit gerettet, das Zeugniß der Wahrheit in uns ſelbſt, die angeborne Wahrheit, die semina aeternitatis oder zopyra, wie ſie Jul. Scaliger nannte! **) Wie ſiegreich tritt die Monadenlehre dem materialiſtiſchen Atomismus entgegen, und andrerſeits dem Spinoziſtiſchen Pantheismus! Allerdings hat Leibnitz ſelbſt in ſtreng geometriſcher Methode ſein Syſtem darzuſtellen gewünſcht, wie er denn auch in mehreren Briefen an Mathematiker ſeine Freude darüber zu erkennen giebt,

---

*) Dagegen Leibnitz trefflich: nempe nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu nisi ipse intellectus, Epist. ed. Korth. Vol. IV. p. 15.

**) Sinnreich ſchlägt Leibnitz in jenen ſchönen Abhandlungen dem nüchternen Locke, welcher einmal darauf beſteht, den Menſchengeiſt zur Marmorplatte zu machen, vor, er möge dann wenigſtens eine mit Adern durchzogene Marmorplatte geſtatten, aus der dann doch nicht, was der Meißel von Außen für gut findet, ſondern, was unter dem Hinzukommen des Meißels die Natur der Platte geſtattet, ſich bilden werde.

wenn gerade Mathematiker die Philosophie treiben, weil alsdann eine demonstrativische Entwickelung derselben zu erwarten stehe (epistolae ed. Kortholdt T. III, p. 283); und Wolf sagt uns in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Leibnitzischen und Clarkeschen Streitschriften, daß Leibnitz noch wenige Wochen vor seinem Ende bei einem Besuche ihn versichert, nun wolle er seine metaphysischen Lehren so geometrisch demonstriren, wie Euklides seine mathematischen; wie indessen dieselben ausgesprochen vor uns liegen, so haben sie keineswegeS das Abschreckende, Dürre der Wolfischen, und würden es noch weniger haben, hätte sie der große Mann in der Sprache abgefaßt, welcher er das Lob ertheilt, keine leeren Worte, sondern nur Realitäten zu besitzen — ignorat inepta — in seiner deutschen Muttersprache; denn besonders seine lateinischen Schriften haben durch die barbarische Schulterminologie etwas sehr Abschreckendes.

Wie wahrhaft poetisch ist sein Monadensystem! Centralisirungen göttlicher Kräfte vom Cherub bis zur Pflanze herab, in der Pflanzenwelt schlafende Monaden, in der Thierwelt träumende, in der Menschenwelt wachende; jede Monade, weil berechnet auf das Ganze, auch ein Spiegel des Weltalls, in dem mit blasserer oder hellerer Schrift die ganze Geschichte der Welt vor- und rückwärts zu lesen — durch die ganze Unendlichkeit hin auch nicht zwei einander absolut gleiche Substanzen, alles und jedes eine eigene Ausprägung des Weltalls, und Alles in seiner Gesammtheit die beste Welt bildend. —

Während wir auf diese Weise das System des großen Mannes und ihn selbst von dem Vorwurfe der Tendenz zum Unglauben befreien, tritt uns auf der anderen Seite die entgegengesetzte Beschuldigung entgegen, die ihn des Abfalls vom evangelischen Bekenntniß zum Papismus zeiht. Bekannt ist sein vielfacher Briefwechsel mit ausgezeichneten Mitgliedern

der römischen Kirche, namentlich auch mit Jesuiten, bekannt sind jene Vereinigungsversuche, die er zunächst im Auftrage seines Landesfürsten mit den Polemikern jener Kirche anknüpfte. Damals zogen ihm diese Bestrebungen und Verbindungen den Vorwurf des Indifferentismus zu, und haben wahrscheinlich zu jenem Spottnamen des Glaubenichts beigetragen. Viel stärker ist nun aber der Vorwurf des Kryptokatholicismus in neuester Zeit geworden. Schon lange befand sich nämlich in der Königl. Hannöverschen Bibliothek unter Leibnitzens Handschriften eine lateinische Abhandlung zur Vertheidigung der Lehren und Gebräuche der Römischen Kirche, auf deren Deckel die Inschrift stand: systema theologicum Leibnitzii, jedoch nicht von Leibnitz selbst, sondern von einem Andern beigefügt. Unter der französischen Okkupation kam dieses Manuskript nach Paris und wurde dort 1819 mit einer französischen Uebersetzung begleitet herausgegeben und damals von den französischen Katholiken, namentlich von de la Mennais, bewillkommt und bald darauf 1820 von Räß und Weis in's Deutsche übersetzt; auch unter uns fand dies Buch eine solche Aufnahme, daß bereits 1825 eine dritte Auflage der Uebersetzung nöthig wurde. Es erhielt diese deutsche Ausgabe durch eine Einleitung von Lorenz Döller, ehemaligem Professor der Aesthetik zu Heidelberg, worin die Beweise für Leibnitzens Katholicismus aus seinen übrigen Schriften beigebracht werden sollen, eine nicht unbedeutende Beigabe. Von vorn herein kann es eben nicht so sehr auffallen, wenn wir bei Leibnitz eine Vorliebe für die römische Kirche finden. Das System derselben hat namentlich für Staatsmänner und insbesondere wiederum für solche, deren ganze Richtung mehr nach außen gekehrt ist, vieles Gewinnende. Daher die Erscheinung, daß ein Baco und Grotius dieser Kirche sich zuneigten. Um so eher wird dies der Fall seyn, wenn Reisen, Korrespondenz und litterarische Verbindungen mit achtungswerthen Mit-

gliedern dieser Kirche in Beziehung setzen, wie dieses auch bei Leibnitz Statt fand. Endlich dürfte auch bei diesem Manne an einer Rechtfertigung des katholischen Lehrbegriffs jener Scharf- und Tiefsinn mit Antheil gehabt haben, dem es unmöglich ist, irgend etwas, was je vom Menschengeiste ausgegangen, als bloßen Unsinn von sich zu stoßen. Ihm, dem es Freude machte, auch aus den gemeinsten Erscheinungen des Lebens, wie aus dem Spiele: wozu ist das Stroh gut? *) philosophische Resultate, und aus dem dem Anschein nach größten Unsinn, wie aus der Entdeckung des Pisaschen Mathematikers Guido Grandi, daß die Addition von Nullen bedeutende Größen gebe, Sinn herauszulocken (epistt. ed. Kortholdt V. III, p. 279 u. 288), war es gewiß nicht möglich, so von vornherein, wie es von den gewöhnlichen protestantischen Theologen geschah, jene Dogmen, zu deren Vertheidigung Jahrhunderte lang so ausgezeichnete Geister sich vereinigt hatten, als Thorheit bei Seite zu setzen **). Daß

---

*) Im otium Hannov. p. 165. spricht er den Wunsch einer mathematischen Untersuchung aller Spiele aus, um ihre Gesetze und Regeln zu beobachten, in dem Spiele der Menschen sei mehr Geist als in ihrem Ernste, weil sie es recht ex animo trieben.

**) Ein Streben, in Irrlehren die Vernunft aufzusuchen und bei Mißbräuchen die Umstände, welche ihr Entstehen begünstigten und bis zu einem gewissen Grade sie rechtfertigten, findet sich überhaupt bei ihm. So setzt er bei Tolands Buch christianity not mysterious von vornherein eine gute Absicht voraus, nämlich das Christenthum praktisch zu machen. Wenn aber Toland die Geistlichkeit der englischen Kirche hart angreift, nimmt Leibnitz andererseits auch die Geistlichkeit in Schutz, indem die abusus qui irrepsere in ecclesiam, non tam Cleri artibus quam temporum vitio tribui debent, und setzt dann selbst zur Entschuldigung der weltlichen Macht der römischen Hierarchie hinzu: ipsamque auctoritatem Pontificum nimiam, paulatim enatam constat circumstantiis faventibus et casu interveniente ut solet. Praeterea illis temporibus quibus solus sapiebat Clerus, caeteri vero omnes ingenui homi-

jenes Manuskript würklich von seiner Hand geschrieben war, unterliegt auch würklich keinem Zweifel. Nichts desto weniger darf jedoch mit überwiegender Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß uns in demselben keinesweges Leibnitzens eigenes Glaubensbekenntniß gegeben sei und noch weniger, daß er selbst zur römischen Kirche übergegangen. Noch im Jahre 1705, also etwa 10 Jahre vor seinem Tode, schreibt er in einem Briefe an den gelehrten englischen Bischof Burnet (opp. ed. Dutens T. VI. P. I. p. 271): Mr. de Boinebourg m'a dit que Grotius avoit été disposé à se rendre de la religion romaine à son retour de Suède; mais il ne m'a point dit qu'il y en avoit une lettre positive de sa main, ce n'étoient que des grandes esperances qu'on avoit conçues de sa modération. Sans me comparer avec Grotius, je puis dire qu'on a eu la même opinion de moi quelquefois lorsque j'ai expliqué en bonne part certaines opinions des Docteurs de l'église romaine contre les accusations outrées de nos gens. Mais quand on a voulu passer plus avant et me faire accroire que je devois donc me ranger chez eux, je leur ai bien montré que j'en étois fort éloigné. In ähnlicher Weise spricht er sich vielfach aus, und rügt auch mehrfach bestimmte Irrthümer der römischen Kirche; besonders merkwürdig ist uns unter andern immer jene Aeußerung über das Unbegründete der von ihr behaupteten Lehreinheit erschienen, welche sich in dem otium Hannoveranum S. 172 findet: romana ecclesia unitatem suam

---

nes militares erant, non absurdum erat, militare imperium sapientum, id est Cleri, auctoritate temperari. Selbst in der Beurtheilung eines Hobbes läßt er seine Lindigkeit kund werden, und erklärt, daß er dem Manne nicht so grobe Irrthümer beilegen möchte, wenn er noch am Leben wäre und ihm dies schaden könnte, er hoffe indessen auch, derselbe werde, da er ein so hohes Alter erreicht, seinen Irrthümern gegen das Ende seines Lebens hin entsagt haben. Considerationes ad librum Hobbesianum §. 12.

mirifice jactat. Ego vero tueri ausim, illam unionem non esse veram, sed tantum exteriore aliquo politico syncretismo simulatam. Dies belegt er alsdann durch einige Beispiele. Wenn die französische und deutsche Ausgabe des Manuskripts sich zum Beweise für ihre Behauptung auch noch auf einen an den katholisch gewordenen Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfeld gerichteten Brief beruft, so bezeugt dieser allerdings — wiewohl man auch etwas auf die courtoisie des feinen Weltmanns geben muß — eine starke Hinneigung Leibnitzens zur römischen Kirche, er dient aber auch zugleich dazu, zu beweisen, daß Leibnitz in diesem Punkte nicht mit sich abgeschlossen hatte, sondern daß einem würklichen Bekenntnisse zu derselben noch wichtige Gründe entgegenstanden. Der Landgraf hatte ihn aufgefordert, seinem eigenen Beispiele zu folgen, und Leibnitz erwiedert: «Ich habe seit mehreren Jahren sehr oft darüber nachgedacht; allein ich konnte noch kein Mittel ausfindig machen. Ew. Hochfürstl. Durchlaucht sehen, daß ich Hochderselben mein ganzes Herz aufdecke, und weil ich meine Ehre darein setze, aufrichtig zu seyn, so hoffe ich, daß dieses für Sie allein geschrieben seyn wird; denn ich wünsche mich bei Ihnen zu rechtfertigen. Was mich noch dringender bewogen hat, mich so frei zu erklären, ist, weil es mir einfiel, daß vielleicht Ew. Hochfürstl. Durchlaucht mir besser als Jemand aus dieser Ungewißheit helfen könnten. Denn ich gestehe Ihnen freimüthig, daß ich in der römischen Kirche seyn wollte, was es auch immer kosten möchte, wenn es nur geschehen kann mit einem wahren Geistesfrieden und jener Gewissensruhe, die ich anjetzt genieße, indem ich überzeugt bin, daß ich meinerseits nichts unterlasse, um einer so erwünschten Vereinigung theilhaftig zu werden.» Ebendaselbst sagt er: «In Hinsicht der Dogmen besteht, wie mich däucht, die Hauptschwierigkeit in der Transsubstantiation.... Ich habe in Betreff der würklichen

Gegenwart Beweise gefunden, die aus der Mathematik und der Natur der Bewegung hergenommen sind und mich sehr befriedigen..... Jedoch möchte ich wissen, ob die Art, wie ich es erkläre, in der römischen Kirche angenommen werden könnte.» Gerade diese Aeußerungen geben uns, wie es scheint, den richtigen Schlüssel zu jener Leibnitzischen Handschrift Daß er überhaupt eine Tendenz hatte, die katholischen Dogmen günstig zu erklären, zeigt schon sein Briefwechsel mit Pelisson. Was wir oben vor vorn herein voraussetzten, daß sein Scharfsinn eine Freude daran finden mußte, wenn auch nur in der Weise eines Experiments die anscheinend thörichten Lehren als vernünftig darzustellen, dafür legt die eben angeführte Stelle Zeugniß ab. Lebhaft beschäftigen mußte ihn die Frage über die Natur der römisch-katholischen Dogmen vermöge seiner vorangegangenen Korrespondenzen mit den französischen Katholiken und dem zu jener Kirche erfolgten Uebertritte von mehreren angesehenen und ihm befreundeten französischen und deutschen Protestanten. Wie sehr wird es unter diesen Umständen glaublich, daß Leibnitz unter dem Gewande eines aufgeklärten Mitgliedes derselben versuchsweise eine Rechtfertigung der katholischen Lehre entworfen habe. Auch sonst finden sich alle Arten von hingeworfenen Hypothesen und Projekten in seinen Briefen, zu neuen Maschinerien für den Bergbau, *) zu einer französischen Expedition nach Aegypten u. s. w. **).

---

*) Der große Geist Leibnitzens ist ungeduldig darüber, daß die große Masse Beobachtungen — zu deren Sammlung bereits die beiden Bacone so eifrig aufgefordert hatten, eben um für's Leben Folgen zu ziehen — nicht bereits viel mehr Frucht für's Leben trage. Miror, sagt er im Otium Hannov. p. 162. in tanta experimentorum copia tam pauca inde duci ad usum vitae. Itaque saeculum nostrum mihi simile videtur homini, qui tota sua vita sub dio victurus magnam copiam materiae aedificii a posteris absolvendi comportat. Während

Als historischer Apologet des Christenthums ist Leibnitz nicht aufgetreten, zerstreute Bemerkungen in seinem Briefwechsel abgerechnet. Es ist dies um so mehr zu bedauern, da selten bei einem gläubigen Christen so viel philosophischer Scharfsinn mit so viel historischem Wissen sich verbunden haben mag. Seine Apologetik war dogmatisch. Es war der

---

kleine Geister mit dem, was sie von Naturbeherrschung errungen haben, prahlen, schämen sich die großen, daß es so wenig ist, und wundern sich viel mehr darüber, daß der Mensch nicht fliegen kann, als wenn er's könnte. Und jeder Christ, der da vernommen hat: Alles ist Euer! fühlt sich dieser Empfindung verwandt. — Leibnitz sagt, daß er sich stets gern mit Erfindung von Maschinen beschäftigt, verbis enim res esse iucundiores, und erfreut sich in dem Stücke einen gleichen Geschmack mit jenem Kaiser zu haben, welcher die Krone niederlegte um zu hobeln und zu drechseln.

**) Man hat über diesen Gegenstand eine kleine Schrift von G. E. Schulze: Ueber die Entdeckung, daß Leibnitz ein Katholik gewesen sei. Göttingen 1827. Nach der Ansicht des Verf. ist jenes Manuskript von Leibnitz zu dem Endzweck niedergeschrieben worden, die Protestanten zur Annahme der katholischen Grundsätze und dadurch zur Vereinigung mit jener Kirche hinzuführen. Wäre dieses indeß seine Absicht gewesen, dann würde dies ja voraussetzen, daß er selbst mit den Grundsätzen jener Kirche in Einklang gewesen sei, oder wenigstens die Differenz für eben so geringfügig angesehen, als die zwischen den zwei evangelischen Kirchen. Dem war aber gar nicht so. Man vergleiche vielmehr den merkwürdigen Ausspruch: De reformatis semper judicavi, vix digna lite esse quae agitantur, nedum scissione (man bemerke dabei, daß Leibnitz ein strenuus assertor der lutherischen Abendmahlslehre war): de pontificiis longe aliter sentio, arbitrorque, non posse cum ipsis conveniri, nisi quaedam ipsorum decreta mitigentur et seponantur in theoria, multique abusus inoliti rejiciantur in praxi. Opp. T. VI. S. 139. ed Dutens. Der Vf. jenes Schriftchens scheint überhaupt aus den Leibnitzischen Werken kein Studium gemacht, sondern nur Döllers Vorrede und Schröckh zu Rathe gezogen zu haben, und offenbart überdies eine außerordentliche Seichtigkeit der theologischen Ansicht.

skeptische Riese Bayle, welcher ihn auf den Schauplatz herausgefordert hatte. Der alte Feind des Christenthums, der Manichäismus war durch Bayle verjüngt wieder aus dem Schlafe geweckt worden, und es gehörte kein geringerer Geist als Leibnitz dazu, um ihn zu beschwören. Er that es in seiner Theodicee. Die Grundgedanken derselben sind folgende. «Die Gottheit, das vollkommenste Wesen ist Macht, Weisheit und Güte. Die höchste Weisheit, verbunden mit einer ebenso unendlichen Güte, hat müssen das Beste wählen; denn wie ein geringeres Uebel eine Art Gut ist, so ist auch ein geringeres Gut eine Art Uebel, sobald es ein größeres Gut hindert. So wie in der Mathematik, wo es kein maximum und kein minimum giebt, überhaupt keinen Unterschied, Alles auf gleiche Weise zu Stande kommt, oder, wenn das nicht seyn kann, überhaupt gar nichts zu Stande kommt, so kann man auch bei der göttlichen Weisheit sagen, welche nicht weniger geregelt ist, als die Mathematik, daß sie, wenn sie nicht die beste Welt geschaffen hätte, überhaupt keine geschaffen hätte.» «Ist es aber die beste Welt, so kann auch das Böse und das Uebel darin die höchsten Zwecke nicht hindern, welches freilich a priori nicht zu behaupten, aber a posteriori daraus zu schließen, daß wir in der einmal vorhandenen Welt es finden. Das Böse und das Uebel ist auf Gott selbst nicht zurückzuführen, es geht vielmehr aus der idealen Natur der Geschöpfe hervor, die nothwendig, da sie als Natur des Geschöpfes dem Schöpfer an Vollkommenheit nicht gleich seyn kann, immer beschränkt, also unvollkommen ist. Was das Böse von positivem Seyn noch in sich hat, davon ist Gott freilich noch der Urquell, insofern er alles Seyns und aller Kraft Urquelle ist; die formale Beschaffenheit des Bösen, das Negative dagegen, das geht nicht aus Gott hervor, sondern es verhält sich, wie mit der Flußströmung, welche immer nur die Beschleunigung des Schiffslaufs verursacht, aber nie seine Hemmung, wenngleich

der Fluß dazu Veranlassung geben kann. Das Böse oder das moralische Uebel ist nun auch der Hauptgrund des physischen Uebels, ein wahres manichäisches Princip im Weltall, denn ein Kaligula stiftete mehr Uebel, als je ein Erdbeben. Gott aber läßt beides zu, sowohl das moralische als das physische Uebel, jenes als die conditio sine qua non vermittelst einer necessitas hypothetica, insofern nur unter dieser Voraussetzung das Beste zu Stande kommen kann — das physische Uebel, insofern es als Strafe entweder größeres Böses verhütet oder auch bei dem dasselbe leidenden Sünder, wie die Verwesung beim Saamenkorn, desto größeres Heil hervorbringt, oder endlich dem beharrlichen Sünder die gebührende Strafe giebt. Wollte man einwenden, daß dann noch immer in der Welt eine weit größere Masse Uebel herauskomme als Gutes, da ja doch im Menschengeschlecht viel mehr Böses als Gutes, und da die Zahl der Verdammten dereinst unendlich die Zahl der Seligen übersteigt, so ist zu erwiedern, daß ja hier auf der Erde nicht bloß Rücksicht zu nehmen ist auf die Menschen, sondern auch auf die Thier- und Pflanzenwelt, und daß in der Ewigkeit nicht bloß auf die geringe Zahl der zum Reich Christi gelangten seligen Menschen, sondern auf die unzählige Zahl beseligter Engel Rücksicht zu nehmen sei. So entwickelt sich denn also vermöge der harmonia praestabilita das gesammte Weltall nach ursprünglich berechnetem weisestem Plane Gottes als ein streng gegliedertes Ganzes seinem Ziele entgegen, welches nicht bloß in der Beglückung der vernünftigen Kreaturen zu suchen ist, wiewohl diese den Hauptzweck ausmacht, sondern in der Offenbarung Gottes überhaupt, auch in dem Reiche der Natur. Denn wiewohl das Reich der Natur zum Dienste des Gnadenreichs da ist, d. h., um den Zwecken der sittlichen Welt zu dienen, so ist dieses doch nicht sein einziger Endzweck, es ist auch um seinet selbst willen da.» (Theodicée P. II. §. 118).

Freilich wird und kann dieses System der Theodicee unseren Anforderungen nur in beschränktem Maaße genügen. Groß und ein fester Grundstein ist die Idee der Nothwendigkeit des Bösen und des Uebels, die es neben der Freiheit und Strafbarkeit des Bösen behauptet, aber das Böse bleibt ein lästiges, und nicht bloß an sich, sondern auch beziehungsweise durchaus unvernünftiges sine qua non, und ist insofern doch ein von der Gottheit nicht überwundenes, sie beschränkendes. Was aber die Frage über die beste Welt betrifft, so wäre es allerdings besser gewesen, statt des Superlativs einen Positivus zu wählen, wiewohl freilich nicht, wie Crusius will, weil der Superlativ zu viel sage, sondern einen Positiv, wie Matth. 19, 17.; indeß ist doch auch der Superlativ nicht zu verwerfen, die Wahl zwischen den möglichen Welten stellt die Vernunftmäßigkeit der göttlichen Nothwendigkeit deutlicher heraus. Aber alle ächte Theodicee, wie alle ächte Philosophie, muß historisch seyn. Wir werden Gott wegen seiner Welt erst rechtfertigen können, wann er sich selbst gerechtfertigt haben wird, und insofern er das Programma dieser Rechtfertigung bereits publicirt hat. Dieses steht aber Röm. 5, 20. geschrieben. Christus ist die historische Theodicee Gottes. Das spricht bereits ein Leibnitzianer aus, nämlich Dutens in seiner Praef. in Opp. Leibn. theol., wo er S. 3. sagt: neutiquam probavit Deus malum, quod in optimi huius (mundi) idea continebatur, sed constituit illud permittere tantum ad finem dirigens, qui bonus esset. Itaque in hoc rerum ordine, quo malum permittitur, gratia continetur salutis per Jesum Christum, cui locus in alio minime fuisset. Ein merkwürdiges Wort! Doch sind wir damit noch gar nicht am Ende, sondern vielmehr am Anfange; am Ende wären wir erst, wenn wir wissen, was nun das Ende seyn wird, ob ὁ θεὸς ἐν πᾶσι τὰ πάντα oder ἐν τισί; In der That ohne die ἀποκατάστασις τῶν

πάντων an's Ende der Geschichte zu stellen, wird eine Theodicee ein gar schweres Geschäft; stellt man sie aber an's Ende, dann bleibt nur noch die große Aufgabe übrig, auszuführen, auf welcherlei Weise das ὑπερπερισσεύειν der χάρις da, wo die ἁμαρτία herrschte, zu Stande kommen konnte, an sich und in dem Verlaufe der Weltgeschichte, so weit von dem großen tableau der Schleier bereits abgezogen ist. Höchst merkwürdig ist es nun zu sehen, wie der große Mann, von dem wir handeln, dessen selbst inne geworden ist, wenngleich er es nur mit Behutsamkeit ausgesprochen *). Es zeigt sich dieses

*) Vielleicht hat Leibnitz auch schon in der Art, wie er die ewigen Strafen faßt, angedeutet, wohin sein Geist neigte. Der gewöhnlich gebrauchte Satz: die Strafe muß unendlich seyn, weil Gott unendlich ist, befriedigt ihn nicht. Er sagt: die Strafe ist unendlich, weil die Verhärtung der Bösen unendlich ist. Und gewiß ist dies die richtigere Ansicht, denn in jenem ersteren Satze hat das Wort unendlich das erstemal einen anderen Inhalt als das zweitemal, so daß das Entsprechende, welches in Vorder- und Nachsatz statt zu finden scheint, nur scheinbar ist. Seine Ansicht giebt Leibnitz in der Theodicee Th. II. §. 265 I. §. 74 ff. Wo er daher das Resultat der Theodicee zusammenfaßt, drückt er sich so aus: tandem itaque omnia vergere debent in solatium bonorum, qui regimine divino contenti sunt, eidemque parent, quemadmodum vice versa mali, dum mali sunt, semper experientur, Deum armasse omnem creaturam ad ultionem rebellium regni sui. Diese Bestimmung, dum mali sunt, ist keineswegs unwesentlich, denn sie leitet unmittelbar zur Frage: „werden die zum Ebenbilde Gottes Geschaffenen ewig ihm widerstreben?“ Es mußte aber Leibnitz dieses dum mali sunt auch schon vermöge seiner Auffassung des Begriffs der Gerechtigkeit festhalten. Bei ihm ist die Definition derselben auf den Begriff der Liebe basirt, sie ist die virtus amoris rectrix, daher caritas sequens sapientiae dictata. Man lernt seine Ansichten über den Begriff des Rechts und der Gerechtigkeit besonders aus der Abhandlung de actorum publicorum usu etc. im 3ten Theile der Kortholdtschen Briefsammlung S. 123. Sehr nahe hätte nun bei dieser Abfassung der Abweg der Socinianer und des Hobbes gelegen, welche die iustitia vindicativa läugnen, und als den einzigen Endzweck der Strafe die Besserung betrachten. Leibnitz

in den merkwürdigen Stellen, wo er über die Uranias des Petersen handelt, von welchen es uns wundert, daß man sie unsers Wissens niemals mit seiner Theodicee in Verbindung gesetzt hat. Leibnitz bezeichnet nämlich den berühmten und berüchtichten Apokatastasianer Petersen als denjenigen, welcher unter Allen am besten geschickt wäre, die Weltentwicklung als Dichter zu besingen, und zwar hat jener große Geist, der bereits bei der Taufe mit gen Himmel gehobenem Auge sein Haupt aufgerichtet, um das geweihte Wasser aufzunehmen — ein in Erstaunen setzendes omen für die Anwesenden (Raspes Anm. zu Fontenelles éloge in d. Uebers. S. 34.) — der auch selbst als Dichter in lateinischer und französischer Sprache sich vielfach versucht, den Plan zu dieser Messiade im höheren Styl selbst entworfen. In einem Briefe Opp. T. V. p. 293. vom Jahre 1711 sagt er bei wohlgefälliger Erwähnung eines Gedichtes von Petersen: «Oft habe ich daran gedacht, daß Niemand besser als er eine Uranias schreiben könne, den Gottesstaat und das ewige Leben zu besingen. Vom Paradiese müßte der Gesang anfangen im 1sten und 2ten Buche, das 3te, 4te und 5te den Fall Adams, die Erlösung des Geschlechtes und die Geschichte der Gemeinde Christi auf Erden besingen, im 6ten möchte dann der Dichter das tausendjährige Reich, und im 7ten den Kampf mit dem Antichrist darstellen, im 8ten den Gerichtstag und die Strafe der Verdammten, im 9ten, 10ten und 11ten die Seligkeit der Erlöseten und die unendliche Herrlichkeit des Gottesstaats, das 12te müßte dann die *ἀποκατάστασις πάντων* feiern, wenn

---

indeß hielt die iustitia vindicativa fest, und gründet dieselbe auf Harmonie im Würken Gottes, nach welcher denn auch das Böse überall mit dem Uebel verknüpft seyn müsse, und zwar physischer- nicht bloß positiverweise; dieses Handeln nach Harmonie ist Handeln nach Weisheit. Auch hiernach konnte er denn also nicht ewige Strafen setzen, ohne ewiges Böses zu setzen.

alle Böſen zu Gott zurückgeführt ſind und Gott wieder Alles in Allem geworden. Haec commode ingrederetur suo passim loco sublimior quaedam philosophia Theologiae mysticae mista, ubi de rerum fontibus ageretur, ad Lucretii, Vidae et Fracastorii modum. Et poetae indulgerentur, quae difficilius ferrentur in dogmatista. Tale opus immortalem praestaret auctorem et mirifici usus esse posset ad animos hominum movendos spe meliorum, et verioris pietatis igniculos suscitandos. Haec a te ingeri Viro optem cum efficacibus hortamentis. Der talentvolle Peterſen ging auf den Antrag ein, und Leibnitz, als er dies vernimmt, ſchreibt an ſeinen Freund Fabricius freudenvoll: nihil poterit agere facile plausibilius etiam ad posteritatem. Er wünſcht indeſſen das Werk zu ſehen, ehe es erſcheint, findet darin einen Theil ſeiner Theodicee wieder, tadelt es, daß es vielfach zu flüchtig gearbeitet ſei und überarbeitet es eigenhändig. Seine Circumſpektion wird indeſſen offenbar, indem er bittet, daß die Durcharbeitung des letzten Geſanges vom Verf. ſelbſt übernommen werde, quia in eo sententiam tractat, quam ego quidem minime damno, meam tamen facere nolim, wobei er beharrt. Das Werk erſchien 1716 in Halle unter dem Titel: Petersenii Uranias de operibus Dei magnis, omnibus retro saeculis et oeconomiis transactis, usque ad Apocatastasian saeculorum omnium per spiritum Primogeniti gloriosissime consummandis.

Als ein beſonderes apologetiſches Werk kann auch jene berühmte Abhandlung de la conformité de la foi avec la raison betrachtet werden, welche Leibnitz der Theodicee vorausſchickte und zu der ebenfalls Bayle die nächſte Veranlaſſung gegeben hat. Dieſer korroſive Geiſt, deſſen Vernunft wie Scheidewaſſer mit dem faulen Fleiſch immer zugleich den geſunden Knochen anfrißt, hatte beſonders in der Materie vom Böſen die Unhaltbarkeit der chriſtlichen Lehre und die Unwiderleglichkeit der ihr entgegenſtehenden Gründe darthun zu können ge-

glaubt, wiewohl er als ächter scepticus, an sein eigenes Messer wieder das Messer setzend, anderweitig bemerkt, daß, wo er von unwiderleglichen Gründen rede, es überall nur solche seyn sollen, die so scheinen. Hätte Leibnitz auch für seine Religion keine Ehrfurcht gehabt, so hätte doch schon das tendre für sein eigenes Kind, seine Philosophie, ihn zum Streit mit diesem Kämpen herausfordern müssen. Die Grundsätze, welche er in dieser seiner Abhandlung entwickelt, sind auch diejenigen, auf welche seine Polemik gegen die Socinianer und englischen Deisten gegründet ist. «Es giebt ewige Wahrheiten und positive. Jene sind diejenigen, deren Gegentheil einen Widerspruch in sich schließt, welche also eine logische, metaphysische oder mathematische Nothwendigkeit begründen, diese sind solche, welche in den Naturgesetzen gegründet sind und die wir entweder a posteriori aus der Erfahrung lernen, oder a priori aus der Vernunft, indem wir ihre Zweckmäßigkeit einsehen. Während die ewigen Wahrheiten eine necessitas geometrica in sich schließen, haben die positiven eine necessitas physica, welche aber wieder auf der necessitas moralis beruht, d. h. auf der Weisheit der göttlichen Bestimmung. Zu den Widersprüchen gegen diese positiven Wahrheiten gehören die Wunder, welche aber deshalb nicht für unvernünftig zu halten sind, denn ist es nicht ganz vernunftgemäß, wenn die göttliche Weisheit, um gewisse Zwecke im Reich der Gnade zu erreichen, in gewissen Zeiten andere Gesetze der Natur eintreten läßt? Den ewigen Wahrheiten kann aber in der Offenbarung nichts widersprechen, da es sonst etwas Absurdes seyn würde, das Absurde aber, weil nicht verstanden, auch nicht geglaubt werden könnte. Von der Wahrheit der Offenbarung überzeugen wir uns auf demselben Wege, auf welchem alle andere Erfahrung an uns gelangt, nur daß hierbei noch die innerlich würkende Gotteskraft mit thätig ist. Haben wir dann einmal die Offenbarung als göttlich angenommen, so wird

uns auch feststehen, daß nichts in derselben einen logischen oder metaphysischen Widerspruch involviren könne, und käme uns dieses dennoch irgendwo so vor, so würden wir ohne Weiteres voraussetzen, daß der Widerspruch bloßer Schein ist, und daß wir eigentlich die Sache noch nicht verstanden haben. Die Logik sagt: wenn a = b ist und b = c so muß a = c seyn. Sagen wir Christen nun: der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott und der Geist ist Gott und behaupten es seien drei verschiedene Personen und dabei sei doch nur Ein Gott, so scheint das Wiedrsprüche zu involviren, aber es scheint auch nur so und der anscheinende Widerspruch klärt sich auf, wenn wir berücksichtigen, daß das letztemal Gott göttliche Substanz und das erstemal göttliche Personen hieß. Non sunt tres Dii, sed ter est Deus. Während sich so von allen christlichen Wahrheiten der Widerspruch wird entfernen lassen, bleibt uns freilich das Wie derselben verborgen; wie vielfach ist dies aber auch bei den Mysterien der Natur der Fall? Wie wir, auf das Zeugniß der Sinne gestützt, Gerüche und Geschmäcke wahrnehmen, ohne doch ihre Natur zu begreifen, ebenso nehmen wir auf das Zeugniß des Glaubens gestützt, die Mysterien des Christenthums auf. Die Evidenz der Personen, die da bezeugen, ersetzt den Mangel der Evidenz der Sachen. Man unterscheide nur immer erklären und begreifen. Dies Erstere ist bei den Mysterien wohl möglich, wenn auch nicht absolute; nicht so das Letztere. Wie der neue Präfekt, welchen der Fürst in eine Provinz schickt, dem Senat sein Diplom vorzeigen muß, um sich zu legitimiren, so muß die Offenbarung zuvörderst sich vor der Vernunft legitimiren, hat sie es aber, so ist es die Pflicht dieser, ehrerbietig zu gehorchen.»

Dies seine Grundsätze über das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung; man wird aus der Vergleichung derselben mit den Aussprüchen und Ansichten offenbarungsgläubiger Theologen, bis auf die neueste Zeit herab, den starken Einfluß,

den sie ausgeübt haben, erkennen. Freilich war mit dieser Auskunft demjenigen wenig genügt, der, um die himmlischen Wahrheiten zu glauben, mehr verlangte, als eine von logischen Widersprüchen gereinigte Definition, dem es nicht genügte, zu dem verschlossenen Buche seiner Vernunft einen zweiten eben so verschlossenen Band hinzu zu erhalten, der vielmehr gerade das von der Offenbarung verlangte, daß sie die Siegel des Buches der Wahrheit, das er in sich trug, löse und dessen Hieroglyphen deute. Besonders von Leibnitz herschreibt sich jene Unterscheidung von über der Vernunft und wider die Vernunft. So lange indeß die Mysterien und insofern sie über der Vernunft blieben, hatte man, wenngleich man demonstriren konnte, daß sie nicht gegen dieselbe wären, doch nichts weiter gewonnen, als zu wissen, daß der Fremdling, der vor der Thür sich meldete, kein Feind, sondern ein Verwandter sei, aber hereinkommen, um uns zu umarmen, konnte er nicht. Und so geht es in den Dogmatiken der Wolfischen Schule überall. Wir lernen wohl, daß die Glaubenswahrheiten ohne logischen Widerspruch sind, aber sie bleiben immer draußen vor den Thüren unseres Geistes *). Hiermit soll nun zwar nicht ausgesprochen seyn, daß unsere neueste Dogmatik das über der Vernunft bei den christlichen Myste-

*) Die Anmaßung der Wolfschen Philosophie mit ihren inhaltslosen Formeln Alles abzumachen, straft Haller — den jene Philosophie doch zu den ihrigen zählen wollte — in Ludovicis Historie der Wolfschen Philosophie wird er unter ihren Anhängern aufgeführt — bei Gelegenheit einer Anzeige der Hollmannschen Logik in der Amsterd. bibl. raisonnée T. 37.: „Sie schreiben über Gegenstände, von denen sie das Wenigste verstehn. Ihre allgemeinen Sätze sind für sie, was Salomonis fabelhafter Ring; alle Thore eröffnen sich bei ihrer Ankunft, das Allerverborgenste wird aufgedeckt und die ganze Natur unterwirft sich ihrem Scepter. Sie sind Naturkundige, Aerzte, Rechtsgelehrte, Theologen, bloß weil sie Metaphysik verstehn, sie würden auch Redner und Dichter seyn, wenn sie sich nicht allzuhoch hielten, Redner oder Dichter zu werden.“

rien würklich in ein = verwandelt habe, aber schon der Weg eines Augustinus, Athanasius, der Scholastiker war ein realerer, indem es sich hier nicht bloß um die abstrakte logische Form, sondern um den Inhalt der Lehre handelte, durch dessen Erfassung dann auch der logische Widerspruch beseitigt war, und auf diesem Wege den Mysterien nahe zu kommen ist auch das Streben der neueren Schulen. — Dieselben Grundsätze, welche Leibnitz in jener Abhandlung ausgeführt, wendet er nun auch in seinen übrigen apologetischen Schriften an (in s. annotatiunculae subitaneae ad Tolandi librum de christianismo mysteriis carente, in der confessio naturae contra atheistas, in der defensio trinitatis per nova reperta logica, in den epistolae ad Loefflerum de trinitate et definitionibus mathematicis circa Deum, spiritus etc.). Ueberall hat er es mit formalen logischen Widersprüchen zu thun, worauf sich einzulassen freilich die Beschaffenheit der Gegner nothwendig machte, indem die Einwürfe der Socinianer und der englischen Antitrinitarier von derselben Art waren, und sie sich auf dieselben desto mehr zu Gute thaten, je mehr durch solche Einwürfe das Ungereimte der Mysterien selbst dem gemeinsten Verstande klar werden müsse. Wir beschränken uns darauf, aus diesen Schriften Leibnitzens nur einige merkwürdige Stellen mitzutheilen. In dem Buche gegen Toland sagt er (T. V. 142): Equidem omnes fatentur nihil inesse debere theologiae christianae quod sit contrarium rationi, id est absurdum, sed eidem nihil inesse quod sit supra rationem, id est quod nostra ratione comprehendi nequeat, non video qua probabilitate dici possit; cum ipsa divina natura, quae infinita est, necessario sit incomprehensibilis, quemadmodum et in omnibus substantiis aliquid inest infiniti, unde fit ut a nobis perfecte intelligi possint solae notiones incompletae, quales sunt numerorum, figurarum aliorumque huiusmodi modorum a rebus animo abstractorum. — — Quod vero dicitur

neminem credere posse, nisi quod animo concipit, verum est si non nimium extendatur. Verba sensum aliquem habere oportet, sed non semper necessarios esse conceptus distinctos, nedum adaequatos, experimenta ostendunt (qualium et supra memini) quibus fidem adhibemus tametsi de multis sensuum obiectis immediatis (veluti coloribus odoribusque) distinctos conceptus non habeamus. Etiam in metaphysicis cl. Autor noster cum plerisque aliis loquitur de substantia tanquam sustentaculo, de causa aliisque multis, etsi distinctae satis notiones vulgo fortasse desint. Imo ostendi alibi, esse quaedam in ipsis primis Geometriae notionibus non satis hactenus a Geometris explicata. Et quanto quisque in meditationibus versatior est, tanto magis hos defectus agnoscit, animumque ad eam praesertim in sacris modestiam componit, quae neque exigat nimium neque polliceatur. — Dicitur, revelationem esse tantum modum informationis, non argumentum assensum extorquens; cuius pronuntiati si is est sensus, revelationem non plus habere autoritatis, quam magistrum cui credimus tantum, quia probat, aut quia rem per distinctos conceptus explicat, stare nequit. Nam revelator non tantum habet personam magistri aut docentis, sed et testis imo iudicis irrefragabilis; postquam scilicet constat, quod revelans sit ipse Deus. Itaque enim in humanis non semper opus est evidentia in rebus, modo sit in personis ut de earum fide constet. Secus est in doctrinis, quae ratione constant, ut si magister me doceat Geometriam; ibi enim locum habet, quod cl. Auctor paulo generalius pronuntiare videtur, fundamentum persuasionis meae esse non autoritatem dicentis, sed claritatem conceptionis.

Illud utique verissimum est, nihil esse in divina revelatione, quod non sit dignum Deo, qui summa ratio est: sed scimus tamen etiam in oeconomia naturae multa nobis visa esse absurda, ob nostram ignorantiam, quia in vero centro collocati non sumus, unde rerum pulchritudo spectari debet.

Ita Alphonsus rex, astronomiae studio insignis, ridicule credebat melioris systematis ideam se daturum fuisse, si a creatore in consilium adhibitus fuisset. Cum tamen nunc, ex quo nos animo in solem (quem deprehensum est centrum esse huius systematis) transferre didicimus, manifestum sit pulcherrimam esse rerum constitutionem. — Caeterum quod ait § 30. nihil magni praestari si reveletur veritas incomprehensibilis, non puto hoc semper iure dici. Sic in naturalibus quoque detectio acus magneticae res magna est eritque, etsi operationes eius perpetuo nobis inexplicatae manerent. Eodem modo in theologia, veritas cuius ratio reddi nequit, magni tamen ad salutis oeconomiam momenti esse potest.

— Ueber die Trinität äußert er sich in den remarques sur le livre d'un Antitrinitaire so: „Il faut avouer, qu'il n'y a aucun exemple dans la nature, qui réponde assez à cette notion des personnes divines. Mais il n'est point nécessaire qu'on en puisse trouver et il suffit que ce qu'on en vient de dire n'implique aucune contradiction ni absurdité. La substance divine a sans doute des privilèges, qui passent toutes les autres substances. Cependant comme nous ne connoissons pas assez toute la nature, nous ne pouvons pas assurer non plus qu'il n'y a et qu'il n'y peut avoir aucune substance absolue, qui en contienne plusieurs respectives. Cependant pour rendre ces notions plus aisées par quelque chose d'approchant, je ne trouve rien dans les créatures de plus propre à illustrer ce sujet, que la reflexion des esprits, lorsqu'un même, esprit est son propre objet immédiat, et agit sur soi-même en pensant à soi-même et à ce qu'il fait. Car le redoublement donne une image ou ombre de deux substances respectives dans une même substance absolue, savoir de celle qui entend, et de celle qui est entendue; l'un et l'autre de ces êtres est substantiel, l'un et l'autre est un concret individu,

et ils diffèrent par des relations mutuelles, mais ils ne font qu'une seule et même substance individuelle absolue. Je n'ose pourtant pas porter la comparaison assez loin et je n'entreprens point d'avancer que la différence qui est entre les trois personnes divines, n'est plus grande que celle qui est entre ce qui entend et ce qui est entendu, lorsqu'un esprit fini pense à soi, d'autant que ce qui est modal, accidentel, imparfait, et mutable en nous, est réel, essentiel, achevé et immuable en Dieu. C'est assez que ce redoublement est comme une trace des personalités divines. Cependant la Ste Écriture appellant le Fils Verbe ou *λόγος*, c'est-à-dire, verbe mental, paroit nous donner à entendre que rien n'est plus propre à nous éclaircir ces choses, que l'analogie des operations mentales. C'est aussi pour cela que les Pères ont rapporté la volonté au S. Esprit, comme ils ont rapporté l'entendement au Fils et la puissance au Père, en distinguant le pouvoir, le savoir, et le vouloir, ou bien le Père, le Verbe, et l'Amour.

2) Haller.

Indem wir von Haller, den Deutschland mit dem Namen des Großen geehrt hat, sprechen, wird es wünschenswerth seyn, mit einigen Worten seine Lebensschicksale zu berühren; denn da sein Ruhm als Dichter gegenwärtig fast erloschen ist und der eigentliche Schauplatz seiner Größe, die Physiologie und Anatomie von der Theologie weit abliegt, so gehört er für Theologen wohl fast zu den Unbekannten *).

Albrecht v. Haller war 1708 in Bern aus einem alten angesehenen Bernischen Geschlechte geboren. Mehrere Jahre hindurch litt er als Kind an der englischen Krankheit,

*) Vergl. das Éloge historique de Mr. de Haller par Senebier. Bâsle 1778. und: das Leben des H. v. Haller v. J. G. Zimmermann. Zürich 1755.

heit, lebte daher zurückgezogen und fing schon früh an, ernsten Beschäftigungen sich zu weihen. Schon der neun- und zehnjährige Knabe weissagte die zukünftige Größe. Schon in dieses Alter nämlich fällt eine von ihm entworfene chaldäische Sprachlehre, ein griechisches und hebräisches Wörterbuch und eine nach Bayle und Moreri veranstaltete Sammlung von 2000 Lebensbeschreibungen berühmter Männer und Frauen. Vielfach strafte solche Vielseitigkeit das Wort des ernsten Jugendlehrers durch ein in omnibus aliquid, in toto nihil, welche Rüge aber nur zu einer neuen Geistesentfaltung den Anlaß gab, denn im zehnten Jahre entstand der erste poetische Versuch und zwar eine lateinische Satyre über die Pedanterie des Lehrers. Das 14te Jahr erzeugte ein episches Gedicht von 4000 Versen: der Ursprung des Schweizerbundes; im 16ten bezog er die Universität Tübingen, um der Arzneikunde sich zu widmen, saß darauf hochbegeistert zu den Füßen Boerhave's in Leiden und errang im 19ten Jahre die medicinische Doktorwürde. Nachdem er Holland, England und Frankreich mit ihren wissenschaftlichen Anstalten kennen gelernt hatte, kehrte er 1729 in sein Vaterland zurück. Anatomie und Botanik waren der Hauptgegenstand seiner Beschäftigung geworden, aber zu gleicher Zeit verfolgte er mit nicht viel geringerem Eifer unter Bernoulli's Anleitung die höhere Mathematik — noch am Tage seiner Trauung studirte er an der Seite seiner Geliebten den Indifferentialcalcul — die Klassiker, die er von Ennius an der Zeitfolge nach gelesen, die Numismatik und vor Allem seine geliebte Poesie. Von seiner Vaterstadt zurückgesetzt, fand er in Göttingen die ihm gebührende Anerkennung, 1736 wurde er hier Professor und nun reihte sich für ihn Würde an Würde. Er ward hintereinander Mitglied der Akademieen zu Upsala, Verden, Stockholm, Berlin, Bologna, Paris, Florenz, Padua, Kopenhagen, Petersburg, königlich großbritannischer

Leibarzt und Staatsrath und nur von ihm hätte es abgehangen, nach Mosheim's und Wolf's Tode, Kanzler der Universität Göttingen oder Halle zu werden. Aus Liebe zum Vaterlande verließ er 1753 Göttingen mit seinen Würden, ging nach Bern zurück und starb daselbst 1777.

Auf dem Gebiete der Physiologie und Anatomie wird er stets als einer der ersten Sterne glänzen, in der Geschichte der deutschen Dichtkunst unvergessen bleiben. Auf vielen anderen Gebieten des Wissens war er wenigstens für seine Zeit einer der nahmhaftesten. Was aber seinen religiösen Charakter betrifft, so haben wir außer seinen hier zu erwähnenden apologetischen Schriften noch zwei Quellen, denselben zu beurtheilen: seine Gedichte und die merkwürdigen Fragmente aus seinem Tagebuche, welche uns sein Freund Heinzmann aufbewahrt hat in dem Buche: Haller's Tagebuch, seine Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst. Bern 1787. 2 Thle. — Als Dichter, ein Kleeblatt bildend mit Hagedorn und Uz, läßt er die Leichtfertigkeit der schlesischen Schule hinter sich und erhebt sich zu brittischem Ernst; sein Talent ist das didaktische, und wie Religion und Tugend ihm am Herzen liegen, zeigen seine «Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben,» «die Falschheit menschlicher Tugenden,» «die Tugend,» «über die Ewigkeit» und vor Allem das von ihm selbst um seines Inhalts willen am höchsten gestellte Lehrgedicht «über den Ursprung des Uebels.» Man wird diesen Gedichten nicht die Breite und Leerheit vieler Produktionen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zum Vorwurf machen können, sie sind gedankenreich, es fehlt auch nicht an Funken der Begeisterung und ihr Inhalt macht sie noch jetzt für jeden Frommen zu einer schönen Lektüre.

„Wir Alle sind verderbt, der allgemeine Gift
Ist beide Welten durch den Menschen nachgeschifft —"

Dieser Grundgedanke des Lehrgedichts vom Ursprung des Uebels ist tiefe Herzensüberzeugung des Schriftstellers gewesen. Der Biograph in der Encyklopädie von Erſch und Gruber beklagt, daß die «in einer hypochondrischen Stimmung gegründete Vorstellung von der Verderbtheit der Welt und der ursprünglichen Sündhaftigkeit des menschlichen Gemüths» ihm sein Leben so sehr verbittert habe. Wie praktisch jene Ueberzeugung in dem großen Manne gewesen, davon legen Fragmente aus dem angeführten Tagebuch, welches er sein ganzes Leben hindurch niemals unterbrochen, die unzweideutigsten Beweise ab. Wir müssen einige derselben zur Charakteristik Haller's hier mittheilen. Dieses veranlaßt uns aber zu einigen Bemerkungen über religiöse Tagebücher überhaupt, die denn auch auf das vorliegende Anwendung haben.

Religiöse Tagebücher, in denen das Individuum die Absicht hat, die verborgensten Gründe seines Innern vor Gottes Angesicht zu enthüllen, sind überhaupt eine anziehende Lektüre und um so mehr, je bedeutungsvoller die Verfasser. Die Würdigung von religiös-sittlichen Tagebüchern ist aber häufig sehr verschieden gewesen. Während die Einen sich darauf berufen, als auf die schönste Blüthe der Religiosität, wird von Anderen darauf als krankhafte Auswüchse hingewiesen, an denen zu sehen sei, wie Religion verkrüppeln könne. Die Beschuldigungen dieser letzteren Klasse sind nicht ganz ohne Wahrheit. Man betrachte folgende berühmte religiöse Tagebücher: das des jungen Spener, aus welchem uns Semler in seinen asketischen Vorlesungen S. 39. nach Gerber Auszüge mittheilt, das des Amerikanischen Missionars Brainerd, des persischen Missionars Martyn, das von Lavater, Nösselt und auch das Hallersche — kann man wohl umhin das Urtheil Zollikofers zu unterschreiben, welcher in Bezug auf Lavaters Tagebuch sagt: «es ist äußerst befremdend, daß ein Mann, der es so redlich mit

Gott und seinem Gewissen meinte, doch so wenig Ruhe und Heiterkeit des Gemüths empfand, so wenig von dem Frieden und den Freuden wußte, die nach dem Ausspruch der Schrift ebenso eine Frucht des Geistes sind als die Gerechtigkeit?» Daß der Glaube an Christum zu einem seligen Kinde Gottes macht, wird man aus jenen Tagebüchern nicht ersehen. Man weiß nicht, ob man erboßen oder lachen soll, wenn vor mehreren Jahren in einem rationalistischen Journale ein Landprediger das Problem aufwarf: «er habe einen Nachbar, der fast täglich die Klassiker lese und der allerbesten Verdauung genieße, und nichts destoweniger ein Supranaturaliste sei?» Empörend dünkt es uns, wenn die ernstesten Selbstanklagen heiliger Menschen statt aus dem Herzen aus dem Magen abgeleitet werden. Wäre es aber nicht absichtliche Selbstverblendung, die, wo sie eintritt, sich schwer rächt, wenn wir dem demüthigen Geständnisse ausweichen wollten, daß eine unverdaute Trüffel die scharfsinnigsten Gedanken, so wie andrerseits ein paar Schröpfköpfe, an die rechte Stelle applicirt, die größten Gemüthsbeängstigungen verscheuchen können? Täuschen wir uns nicht über die wahre Beschaffenheit des Gebiets, auf dem wir uns entwickeln! Ganz gewiß ist unzähligemal von religiösen Gemüthern sehr zur Unzeit der Geistliche statt des Arztes, und das Gesangbuch statt der Arzneiflasche zu Hülfe gerufen worden, und so ist es denn auch bei mehrern würdigen Männern, deren religiöse Tagebücher vor uns liegen, erwiesen, daß in den Zeiten, wo sie dieselben führten, ihr körperlicher Organismus litt und daß eben deshalb ihre Aeußerungen jene dunkle Farbe annahmen. Es ist nämlich noch der Umstand hinzuzunehmen, daß gewöhnlich solche Tagebücher von Solchen geführt werden, die nach Außen hin wenig beschäftigt sind, bei denen also desto mehr jene eigenthümliche Mönchskrankheit der Acedie eintreten konnte, oder daß wenigstens zu den Momenten des

Niederschreibens viel eher solche gewählt werden, wo das Gemüth niedergeschlagen ist und darum zum Tagebuche wie zu dem Busen eines verschwiegnen Freundes flieht. Aus diesen Gründen können wir solche von dem Schleier des Trübsinns überzogene Tagebücher nicht unbedingt als Muster ansehen, sondern müssen dasjenige, wenn gleich mit Beschränkungen, der Berücksichtigung empfehlen, was Semler in Bezug auf das geistliche Tagebuch der Chr. Kotter, des Christ. Poniatova und insbesondere des im 22sten Jahre gestorbenen W. L. Spener in dem Anhange zu seiner ersten asketischen Vorlesung — was Herder in seinem einleitenden Briefe zu H. Müller's Bekenntnissen — und Niemeyer in seinem Leben Nösselt's 1 Th. S. 77 sagt. Einen gesunderen Charakter tragen die Tagebücher aus der Brüdergemeinde an sich und denselbigen würden wir auch gewiß in den Tagebüchern der Reformatoren finden, hätten sie überhaupt zu solchen Selbstreflexionen die Zeit gehabt. Das Hallersche Tagebuch trägt nicht vorzugsweise die Spuren jener Selbstquälerei und ängstlichen Belauschung jedweder Gefühlsregung an sich. Daß indessen auch bei ihm ein kränklicher Körper auf seine Stimmung Einfluß geäußert haben werde, kann man kaum anders erwarten, da wir wissen, wie sehr er in manchen Perioden seines Lebens nervenleidend war und daß er sich Jahre lang in immer stärkeren Dosen des Opiums bediente, um seine sinkenden Kräfte aufrecht zu erhalten. Nach diesen Vorbemerkungen mögen folgende Auszüge aus seinem Tagebuche hier ihren Platz finden.

1736 «Der Gott der Gnade gebe seinen Segen zu allen meinen Unternehmungen. Durch den Tod meiner geliebten Frau Marianne, geborne Wyß, wurde ich in eine große Traurigkeit versetzt; und es wachte insonderheit mein Gewissen auf, als ich bedachte, wie man im Todeskampfe so sehnlich seufzet, über die Sünde, die man ohne Bedenken täglich

thut. Ich erschrecke über die fürchterlichen Folgen eines unheiligen Lebens, und trachte mich zu bessern. Bis hieher hat sich überhaupt immer etwas in mir nach der Besserung gesehnet; aber ohne rechte Liebe zu Gott, ohne Rührung, ohne Haß der Sünde, ja ohne genugsame Reue und Traurigkeit. Ich hätte es auch gerne weiter bringen mögen, aber ich kann weder recht beten, noch an Christi Verdienst Antheil nehmen; sondern ich bleibe in einer dürren und ängstlichen Ungewißheit meiner Beständigkeit. Denn die Welt liebe ich, Hochmuth und insonderheit Unreinigkeit herrscht in meinen Gedanken. Ich habe Ursache zu zweifeln, ob etwas Gutes an mir sei. O Gott ich kann's nicht, du kannst's! Erweiche mein fühlloses Herz. Lehre mich Jesum erkennen; nicht mit den Lippen an ihn glauben, sondern sein Verdienst mir zueignen. O lehre mich wenn ich traurig bin, nicht den Welttrost annehmen, sondern mich zu dir zu kehren; der du wahre Güter hast, gegen die, was ich verloren, nichts ist. O! gieb mir ein anderes Herz; das nicht heuchle, nein! dich liebe, dein sei, ganz und ohne Ausnahme!»

5. Dec. «Wo ist jetzt die Seele meiner verewigten Frau? Ach, welch ein Unterschied! Entweder leidet sie unaussprechliche Verzweiflung in einer schreckhaften Einöde, oder in der Gesellschaft boshafter Geister; oder sie preiset Gott mit unsäglicher Entzückung in Gemeinschaft der auserwählten Seelen und der guten Engel. Thut sie es nicht, so ist es großentheils meine Schuld. Und das sollte mich nicht rühren, ich sollte nicht weinen!»

8. Dec. «Gottlob, ein Fünklein des Glaubens! so schwach es auch ist, so muntert's mich auf. O wer nur könnte zu Gott kommen, dem Sitz der Seligkeit. O, daß meine Liebste da wäre! und ich sie nicht daran gehindert hätte. O, daß ich sie bald bei Gott anträfe! Vollbringe Herr! Der Anfang und das Vollbringen ist dein!»

17. Dec. «Schon lange nichts göttliches mehr! Eitel Eitelkeit, Neid, Haß, Zorn; — O was soll aus mir werden. Ich habe nicht mehr Kraft zu seufzen. Heiliger Geist zerknirsche mich! daß nicht Betrübniß wegen Beraubung weltlicher Güter, sondern Trauer über die Seele da sei!»

18. Dec. «Nichts gebessert. Aeußerlich Ruhe. Ich vergesse meinen Gram nach und nach. Aber mit Gott — wie steht's? Lau ohne Eifer; ohne Furcht, ohne Liebe. O Gott! Wohin führt dieser Weg. Sie sagen Friede! Aber hier ist kein Friede.»

19. Dec. «Nichts gebessert. Elendes Gebet, ohne Kraft und Glauben. Elende Entschließnngen ohne Erfolg. Noch sagen sie es sei Friede. Ist's ihr Ernst? Betrügen sie sich oder mich? Noch immer Ungeduld, Ruhmsucht, heimlich auch wohl öffentlich. Auch Zorn und Hader. Indessen verläuft die Zeit der Gnade und wer weiß wie lange sie währen wird? — Gott gieb, daß ich dich kennen lerne! Wenn ich dich kenne, so werde ich dich lieben müssen. O Gott lehre mich, was ich thun soll, daß ich zu dir komme, und gieb mir Gnade, daß ich's thun könne!»

1744. 25. Mai. «O daß ich doch in dieser Stille an die Ewigkeit gedenken, und die elenden Vortheile dieses vergänglichen Lebens in ihrem wahren Preise schätzen könnte! O daß ich doch endlich nicht nur wüßte, sondern fühlte, daß außer dem Frieden mit Gott keiner ist; und daß auch das glücklichste Leben nichts als ein schwerer Traum ist, den eine Ewigkeit enden wird.»

22. Sept. «Du hast mir wieder einige Hoffnung erweckt, erbarmender Vater! Laß mich doch immer mehr fühlen, daß wenn der Weg zur Seligkeit auch schwer sei, er dennoch nicht ganz unwegsam ist. Erwecke nur Hoffnung und Begierde! ziehe mich zu dir!»

18. Oktob. «Ohne Gott ist das menschliche Herz ein un-

aufhörlich stürmendes Meer, und so lange man sein Glück im Eiteln sucht, so lange lebt man ohne Ruhe und Seligkeit.»

25. Oktob. «Vielleicht wäre es besser, wenn ich nur lieber nichts mehr hier aufzeichnete. Was ist es Alles, als halbes, kaltes, laues Gesetzwerk! Ist etwas an meinem Gemüthe gebessert oder geändert? Habe ich mehr Demuth, mehr Liebe für den Nächsten, mehr Gefühl von Gott und dem Heiland! Ist nicht selbst diese Schrift eine Heuchelei!»

8. Nov. «Jahre vergehen, Unglücke drohen, schlagen ein oder verschonen. — Meine Frauen sterben in meinen Armen; meine Kinder gehen vor mir her zur Ruhe; meine Schwachheiten klopfen und melden den Tod an; und ich schlafe, schlafe wachend, mit offenen Augen, und zwinge mich selbst da ich wache, zum Schlafe! Welche Verkehrtheit! o Gott; soll sie währen, so lange als ich selber währe!»

22. Nov. «Zeige mir o Gott! daß ich eine schwache unmächtige, dependirende Kreatur bin; — daß das Leben ein Augenblick und die Ewigkeit vor der Thüre ist!»

13. Jul. 1777 des letzten Lebensjahres. «Diese Woche ist's mir im Leibe schwer, und im Gemüthe nicht leicht gewesen. Ich habe außerordentlich viel an Magenschmerzen gelitten; dabei dann ein allgemeiner Ueberdruß, und ein Mißfallen an allen Dingen. Im Geistlichen gewann ich auch nichts; denn dieser Unmuth zog mich nicht, wie er hätte sollen, zu Gott hin, um da Trost und Erquickung zu suchen. Im Grunde des Herzens war vielleicht — denn wer kann es errathen — gar heimliches Murren gegen Gott, obwohl es sich nicht deutlich äußerte. Nun ein paar Tage daher scheint es sich in etwas zu bessern, zumal das Gemüthe, das heiterer und geduldiger wird. Mein Gott! der du mir die Bürde auflegst, hilf sie mir auch tragen, denn ohne deine Hilfe müßte ich verschmachten; und deine Hilfe habe ich erfahren, was wäre sonst aus mir geworden. Thue das fer-

ner, o mein Gott und Vater! Insbesondere ziehe mich zu dir. — Wenn ich nur dich habe, wenn ich nur eine selige Ewigkeit erwarten dürfte, wie bald würden meine Klagen verstummen, wie gelassen, wie freudig wollte ich auch unter den größten Leibesschmerzen dulden; denn was kann demjenigen schmerzhaft und schrecklich seyn, der eine frohe Ewigkeit in der Nähe erblickt. Aber ach, wie weit bin ich noch davon entfernt, wie wenig erlauben mir meine Unvollkommenheiten, mich mit diesen süßesten Hoffnungen zu beruhigen. O so hilf mir, großer Erbarmer, mein so verderbtes Herz bessern.»

20. Jul. «Mein Körper hat es diese Woche durch sehr gut gehabt, nur daß sich immer Wahrzeichen seiner baldigen Zerstörung blicken lassen, aber ohne Schmerzen und sonderliche Leiden; dennoch bin ich muthlos und überdrüßig. Auch meiner Eitelkeit und Eigenliebe ist etwas schmeichelhaftes wiederfahren. Aber laß mich nicht vergessen, o mein Gott, daß mein Glück nicht von Menschen abhängt, von deren Gunst oder Ungunst ich in wenigen Minuten nichts mehr werde — zu fürchten noch zu hoffen haben. — Erinnere mich, daß dies allein das wahre Glück ist, dich zu kennen, dich zu lieben, deiner Gnade versichert zu seyn, und dereinst an dir einen versöhnten Gott und Richter zu finden.»

Das Schmeichelhafte, auf das Haller sich hier bezieht, war ein Besuch des Kaiser Joseph, welcher Voltaire in dem nahen Fernay vorüberging und den frommen Greis Haller aufsuchte. Der Herausgeber des Tagebuchs, Heinzmann, fügt noch folgende schöne Anekdote bei: «Wenige Tage nach diesem kaiserlichen Besuche kam ein hiesiger allgemein geschätzter Prediger und vortrefflicher Mann zu Hallern, und wollte ihm sein Vergnügen über die empfangene Ehre bezeugen. Alles was Haller darauf antwortete, waren die einzigen biblischen Worte: «Freuet euch, wenn eure Namen im Himmel angeschrieben sind!»

Die Zeit, wo dieser in so fortgesetztem Umgange mit Gott, in fortgesetzt ernster Selbstprüfung lebende Mann blühte, war die, wo der Unglaube in Frankreich in seiner frechsten Gestalt auftrat und zuerst die vornehme Welt Deutschlands zu verführen suchte. Haller erlebte das Auftreten Voltaire's, Rousseau's, d'Alembert's, Diderot's, la Mettrie's, und mußte zusehen, wie alle Schandschriften dieser zügellosen Geister die vornehme Welt Frankreichs und zum Theil auch Deutschlands vergifteten. Es war ihm ein Ernst, gegen diese Unholde das Schwerdt des Geistes zu führen. Er trat gegen dieselben theils in seinen Recensionen in den Göttinger Anzeigen, theils in einzelnen Aufsätzen auf, theils auch in zwei besonderen Schriften: Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung 3te Ausg. 1779 (auch in's Französische, Schwedische, Holländische übersetzt), und: Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeister wider die Offenbarung, 3 Thle. 1775—77., vorzüglich gegen Voltaire's questions sur l'encyclopédie etc. gerichtet. Mit tödtlichem Hasse verfolgte ihn dafür jene Rotte. La Mettrie dedicirte ihm sein l'homme machine, worin er die Frechheit hat, ihn als seinen Freund und Lehrer zu bezeichnen, den er in Saufgesellschaften und Bordelle begleitet habe, welches Vorwort in der That Glauben fand, wie denn Baumgarten in seiner Nachricht von einer Hallischen Bibliothek 1. St. S. 75. Hallern bedauert, daß er einen solchen Schüler gezogen habe. Auf Haller's Vertheidigung gab la Mettrie die Schmähschrift heraus: le petit homme à longue queue 1751.

Wir theilen zuerst etwas aus einer oft wieder abgedruckten Abhandlung Haller's über die praktischen Folgen des Unglaubens mit, welche zuerst 1750 als Vorrede zu dem Buche erschien: Prüfung der Sekte, die an Allem zweifelt. Die bestrittene Ansicht wird mit den Worten de la Mettrie's in dem traité de la vie heureuse eingeführt, wo es also heißt:

«Die Glückseligkeit ist das Recht eines jeden Menschen, er muß sie finden wo sie ist, sie gehört dem Lasterhaften sowohl und so billig, als dem Besten. Der Genuß der Liebe in seinem natürlichen und den Thieren vernehmlichen Verstande, die feinste Kitzelung der Sinne ist unser einziges Gut, es macht allein, auch ohne die Ehre und den Beifall der Welt, uns glücklich. Dieses zu erhalten, muß ihn die Pedantin, die Tugend, nicht hindern. Sie ist ein Hirngespinnst, eine Brut der Kunst und ein fremdes Gewächs, das in unserem Busen nicht von Natur keimt. Die Reue, die so hartnäckig ist, uns zu verfolgen, muß man aus den Gedanken verbannen, und das unbequeme Gewissen, eine Frucht der in unserer Kindheit empfangenen Schläge und Vorurtheile, muß man betäuben, schweigen heißen, und so lange ihm den Mund stopfen, bis es nicht mehr sprechen kann. An Gott ist nicht zu gedenken, und daß es kein anderes Leben gebe, ist erwiesen; also hat man nichts zu fürchten, als das einzige Wesen, das unserem Glücke im Wege ist: den Henker — vor diesem Richter muß der Philosoph freilich sich in Acht nehmen, da er sonst nichts weder über der Erde, noch unter derselben fürchtet.»

Hier trat nun freilich der Unglaube so kraß und abschreckend hervor, daß wenigstens in Deutschland damals bei solchen Stimmen beinahe nur für Solche zu fürchten war, welche auch ohne sie den Weg des Verderbens gegangen seyn würden. Zur Relaxirung der Grundsätze trugen indeß auch in Deutschland diese Schriften bei, und in Frankreich, wo der Christen- und Kirchenglaube bereits erschüttert war, fielen Haufen ihnen zu. Es mußte daher wohl nützlich seyn, wenn Haller in dieser Abhandlung ein Bild von dem entwirft, was die Welt dann seyn würde, wenn diese Grundsätze allgemein würden. Vortrefflich stellt er alsdann die Weltansicht gegenüber, wie die Offenbarung sie eröffnet. «Wir sind, beginnt er, nach der Offenbarung nicht für diese Welt bestimmt;

ihre Güter sind eine Probe für uns; mir sollen sie mit einer beständigen Zurückhaltung genießen, die uns bewahrt, unser Herz daran zu hängen; wir müssen sie verlassen, und sind bestimmt, in eine Geisterwelt überzugehen, in welcher wir als niedrige und aus Gnaden verklärte Geschöpfe in der Gegenwart Gottes und tausend weit herrlicherer Wesen, als das unsrige, den Trieb der Ehrsucht ausziehen müssen. In dieser jetzigen Welt sind wir alle Brüder, es ist uns befohlen, an dem Nächsten alles das zu thun, was wir an dem unendlich belohnenden Gotte thun würden, wenn er in menschlicher Gestalt erschiene und unserer Hülfe bedürftig wäre — eine Vorstellung, die allen Reiz menschlicher Beredtsamkeit an Rührung übertrifft. Aus diesen kurzen Grundsätzen fließen alle bürgerlichen Tugenden.» Hieran schließt sich ein schöner Ueberblick dessen, was die Ehe, das Kindesverhältniß, das Verhältniß der Unterthanen und der Obrigkeit nach christlichen Grundsätzen werden müssen, mit dem Hinblick auf heidnische Staaten. Der Einwurf, daß die Christenheit solchen schönen Idealen nicht entspreche, weist er damit zurück, daß hier nicht Individuen, sondern Glaube und Unglaube an sich mit einander verglichen werden müssen. Scharf und treffend deckt er den Freigeistern auf, wie viel sie selbst noch, ohne es zu wissen und zu wollen, dem Christenthum Gutes verdanken, und schließt würdig die Abhandlung mit der Ermahnung an Fürsten und Gelehrte, die von Gott ihnen gegebenen Gaben zu heiligen, aber auch überhaupt an jeden Christen «in seinem eigenen Busen den Keim des Uebels auszurotten und bei sich selbst anzufangen, dem Unglauben das überzeugende Beispiel eines wahren Christen gegenüberzustellen, gegen welches die Götzen des Heidenthums und die Prahlereien der Weltweisen, wie der Schatten in der Nacht beim Anbruch der Morgenröthe, verschwunden sind.»

Der Inhalt der Briefe: «über die wichtigsten Wahrhei-

ten der Offenbarung,» zu deren Herausgabe sich Haller auf die Bitte mehrerer Theologen entschlossen hatte, um dem zunehmenden Religionsspotte zu steuern, giebt er uns selbst in einer der Göttinger Anzeigen so an: «Die Grundidee des Werkes — sagt er — ist die: der Mensch ist böse, eine Wahrheit, die ein Voltaire sich nicht zu bestreiten schämt, dessen feindselige und rachgierige Seele doch gerade der größte Beweis dieses Satzes ist. Der böse Mensch mißfällt Gott und Gottes Mißfallen ist die wesentliche Hölle. Da Gott nur das Böse haßt, das Gute liebt, wie kann der Böse mit Gott versöhnet werden? Dies Geheimniß ist von keinem Weisen entdeckt worden. Eine außerordentliche Person mußte abgesandt werden, um es uns zu eröffnen. Die Vortrefflichkeit seiner Sittenlehre beweist seinen göttlichen Beruf noch nicht, sie ist aber eines von den Merkzeichen, woran man ein Werkzeug Gottes erkennen soll. Die Kennzeichen dieses Gesalbten, welcher gerade in der Zeit erschien, wo er nach dem Worte der Weissagung erscheinen sollte, sind eine Mischung von Höhe und Niedrigkeit, Herrschaft und Leiden, die in keines Menschen Gedanken gekommen war; am deutlichsten war aber Gottes Zeugniß durch seine Wunderthaten. Daß die Zeugen derselben, die Boten Jesu, keine Betrüger waren, läßt sich auf's deutlichste zeigen. Daß aber auch keine Selbsttäuschung bei ihnen Statt finden konnte, daß ein Wunder ebenso durch das Zeugniß der Sinne erkannt werden könne, wie eine andere Geschichte, läßt sich ebenfalls gegen die Sophisten darthun. Ist nun die Göttlichkeit dieses Abgesandten erwiesen, so muß auch jede seiner Verkündigungen für uns unumstößliche Wahrheit seyn. Findet sich in diesen Aussprüchen Manches, was die Vernunft aus sich nicht aufgestellt haben würde, so spricht dies nicht gegen, sondern für die Wahrheit der Offenbarung, da von einer Offenbarung man gerade solche Wahrheiten erwarten wird. Die vornehmste dieser Offenbarungen ist nun

aber die, daß um des Leidens des Erlösers willen dem Menschen sollen die Sünden vergeben werden. Wie konnte Gott, der Heilige, die Sünden erlassen und doch zugleich seine Heiligkeit bewähren und der Menschheit einen unauslöschlichen Eindruck davon geben, als wenn er das makellose Lamm Gottes leiden ließ? Werden wir nun durch solchen Glauben an fremdes Verdienst gerecht, so ist dieses zugleich das beste Mittel, dem Hochmuth unseres Herzens zu begegnen; daß aber auf diese Weise sittliche Trägheit befördert werde, kann deshalb nicht behauptet werden, da ja der thätige Glaube wesentlich dazu gehört, um durch Christum die Rechtfertigung zu erlangen. Freudig — so schließt er — laßt uns, meine Geliebte, die allgemeine Vergebung genießen, die Gott verkündigen wird; freudig laßt uns die Gnade verehren, die ein Lösegeld für uns hat aufgefunden; freudig laßt uns auf dem Wege wandeln, den Jesus uns vorangegangen; freudig laßt uns die kurzen Leiden dieses Lebens und die Drohungen des nahen Todes überstehen; denn der Trost ist gefunden, der im Leben und im Sterben uns aufrichten kann, durch den wir frohlockend uns der Ewigkeit nähern sollen.»

3) Euler.

Es ist zwar nicht ein Mann erster Größe, mit welchem wir es hier zu thun haben, denn die Zahl der Gebiete, welche sein Blick umfaßt hat, ist gering, aber auf dem Boden, wo er heimisch wurde, ist er desto fruchtbarer und seine Einwürkung desto bleibender gewesen. «Euler — sagt Göthe von ihm in seiner Farbenlehre 2. Theil S. 583. — einer von denjenigen Männern, die bestimmt sind wieder von vorn anzufangen, wenn sie auch in eine noch so reiche Erndte ihrer Vorgänger gerathen.» — Er ist der Erste, welcher nach einer langen Periode unbedingter Herrschaft Newton's, wenn auch in vielen Hauptsachen

immer noch von ihm abhängig, in mehreren Punkten entschieden entgegengesetzte Bahnen einschlug und eine neue Periode der Forschung vorbereitete. Seine lettres à une princesse d'Allemagne (die Fürstin von Dessau) sur différentes questions de physique et de philosophie, sind für Unzählige in Deutschland, Frankreich und Rußland Wegweiser im Gebiete physikalischer Gegenstände geworden, und ihre Lehren herrschen noch jetzt in Gymnasien und Schulen. Die analysis infinitorum verdankt ihm vor Allen ihre Ausbildung.

Es fehlt Eulern auch nicht am Bewußtseyn über seine eigenen Leistungen. Auffallend ist der ungemeine Grad von Plerophorie, mit welchem er sowohl polemisirend als dogmatisirend aufzutreten pflegt. Wo er etwas Neues entdeckt hat, kann er immer nicht Ausdrücke finden, welche stark genug wären, seine Verwunderung zu bezeichnen, daß niemand vor ihm der Erfinder gewesen. Von dem Emanationssysteme Newton's sagt er z. B. in einem seiner Briefe T. I. p. 71.: V. A. sera sûrement étonné, que le système d'émanation ait été imaginé par un si grand homme et embrassé par tant de philosophes éclairés. Mais Ciceron a déjà remarqué qu'on ne saurait rien imaginer de si absurde, que les philosophes ne soient capables de soutenir. In dieser Weise spricht er allenthalben von seinen Vorgängern, namentlich auch gegen die Leibnitzische Monadenlehre, den Optimismus u. s. w.; er führt besonders gern jenes Ciceronianische dictum im Munde. Wie manche von seinen eigenen Ansichten und Behauptungen sind indeß gegenwärtig wiederum ein Gegenstand des étonnement für die späteren Zeitgenossen geworden! Dieses giebt uns Veranlassung, ehe wir zu unserem eigentlichen Gegenstande übergehen, eine Nebenbemerkung einzuschieben, die von den Theologen unserer Zeit wohl beachtet zu werden verdient. Es ist fast stehend geworden, die Theologie und insbesondere die Dogmatik als eine Wetterfahne zu betrachten, die mit jedem Lu-

strum das Gesicht nach einer andern Seite wendet. In den Naturwissenschaften dagegen, heißt es, da ist fester Fuß zu fassen, da weiß der Forscher doch noch, was er würklich gewonnen hat, da ist namentlich auch in unserer Zeit bereits ein so fester Boden gewonnen, daß von dieser terra firma aus das schwankende Meer der Theologie regiert und nach sicheren Gesetzen gestaltet werden muß. Bekanntlich sind es diese Grundsätze, welche Bretschneider in seinem Sendschreiben besonders geltend gemacht hat, und welche der Troß der Journale überall mit Prunk auftreten läßt, so daß diese Theologen selbst das Meiste dazu beitragen, den Eindruck, welchen die Diener anderer Wissenschaften ohnedies von der Theologie haben, daß sie nämlich neben den erhabenen Palmen dieser andern Disciplinen sich in unserer Zeit nur als ein dürftiges Heidekraut ausnehme, mächtig zu erhöhen, und es wird dann wohl noch, wie wir neulich zu unserem Erstaunen in einer Rede des sächsischen Ministers des Kultus lasen, den Theologen der freundliche Rath ertheilt, wenn sie denn doch noch das bescheidene Blümchen ihrer Religion und ihrer Wissenschaft vor dem völligen Zertreten sichern wollten, sie nur möglichst mit dem Zeitgeiste in gleichem Niveau zu halten, wie man etwa den Monarchen unserer Zeit den freundlichen Rath giebt, um nur möglichst vor der Demokratie sich zu schützen, sich lieber von selbst mit lauter demokratischen Institutionen zu umgeben, d. h. auf gut Türkisch sich selbst die seidene Schnur zu appliciren, ehe man gehängt wird. Und diese glänzenden Vorstellungen von den lichtschnellen Fortschwingungen der Naturwissenschaften und der fleckenlosen Oberfläche, welche ihr Spiegel darbietet, geben noch dazu größtentheils diejenigen, die am wenigsten von ihnen verstehen, wie das denn auch ganz natürlich ist, denn wer die Sonnenflecke zählen will, muß lange und gründlich mit der Sonne umgegangen seyn und ein gewaffnetes Auge führen, die Anderen sehen nur den spiegelhel-

len Glanz. Es wäre aber in der That wünschenswerth, wenn sich jemand einmal die Mühe geben wollte, aus den ersten besten Handbüchern der Natur=, Erd=, Sternkunde u. s. w., z. B. aus der so eben erschienenen 4ten Aufl. der Baumgärtnerschen Naturkunde (von 1833) einen Katechismus von alle dem zu entwerfen, worauf die Naturkunde nicht zu antworten weiß. Wollte der Herr mit unseren Pflegern der Natur aus dem Wetter sprechen, wie mit Hiob, und eine Katechisation anstellen, wie sie Hiob 38—41 enthält: «Gürte deine Lenden wie ein Mann, ich will dich fragen, lehre mich: wo warest du als ich die Erde gründete, sage mir's, bist du so klug» u. s. w. — wohl werden sie, wenn sie klug sind, auch in dem Jahre, wo man schreibt Ein Tausend achthundert drei und dreißig nach Christi Geburt antworten müssen, was Hiob antwortet: ich will Dich fragen, lehre Du mich! Welches unauflösliche Dunkel muß über das ganze Gebiet der Naturkunde verbreitet bleiben, so lange die Eine Frage unbeantwortet bleibt: was ist das Licht? Mag man auch immerhin sich damit trösten, daß, wenn man auch nicht wisse, was es sei, man seine Würkungsart doch kenne *). Wie kann man die Würkungsweise gründlich verstehen, ohne sein Wesen zu kennen, ohne mit Sicherheit zu wissen, ob man es materiell nennen soll oder immateriell, ob es nur chemisch würke oder auch mechanisch, ob mit der Wärme es zusammenhänge, oder wesentlich von ihr verschieden sei ꝛc. Die New=

*) Bei Baumgärtner S. 286. heißt es: „Ueber die Natur des Lichts sind wir ganz im Dunkeln ... dafür sind wir aber durch die genauen Kenntnisse der Gesetze seiner Würksamkeit entschädigt." In letzterer Rücksicht giebt es indeß auch manches Aber — wie verhält es sich mit der Farbentheorie —? So wenig hat Göthe durch seine Schattentheorie die Newton'sche Farbenlehre ganz in Schatten gestellt, daß sie sogar jetzt wieder noch mehr Terrain gewinnen zu wollen scheint, als es vor mehreren Jahren schien.

ton'sche Schule, die bis auf die neueste Zeit herab noch ihre Vertheidiger gefunden hat, ließ das Licht materiell von der Sonne ausstrahlen und mechanisch auf die Dinge und das Auge würken, wie man etwa den Duft mechanisch von der Blume als Stoff ausströmen läßt *). Die Dynamisten der neuern Zeit haben diese materielle Ansicht vom Licht, von der Elektricität ꝛc. — auch Euler theilte sie in Bezug auf die letztere — perhorrescirt und setzen überall Kräfte an die Stelle des materiellen Fluidums. Diese Kräfte, was sind sie aber anders, als Xe, qualitates occultae, wie sie schon die Scholastiker von den Dingen lehrten, so daß die Linie der Fortschritte hier wieder zur Kreislinie wird und das Ende in den Anfang zurückkehrt **). Wer hat ihn enträthselt, je-

*) Auch hierüber finden sich indeß abweichende Meinungen; nach Einigen soll der Geruch nach den Gesetzen der Schallbildung entstehen, nach anderen dynamisch würken, wie das Licht. Indeß ist bei den meisten riechbaren Materien nachweislich, daß sie an Gewicht verlieren, mithin daß materielle Ausströmungen von ihnen stattfinden, und die Geruchswerkzeuge erfüllen.

**) Man vernehme das bescheidene Geständniß eines Mannes, der sich wohl sonst darauf versteht die qualitates occultae der Natur in manifestae zu verwandeln: „Hoffentlich ist für die mehresten Leser die Erinnerung überflüssig, daß das Wort: Bildungstrieb selbst, so gut wie die Benennungen aller anderen Arten von Lebenskräften an sich weiter nichts erklären, sondern bloß eine besondere Kraft unterscheidend bezeichnen soll, deren konstante Würkung aus der Erfahrung anerkannt worden, deren Ursache aber so gut, wie die Ursache aller andern noch so allgemein anerkannten Naturkräfte, für uns hienieden im eigentlichen Wortverstande qualitas occulta bleibt." Blumenbach, Naturgeschichte S. 19. — Will man aber lieber das Geständniß eines Mannes vernehmen, der über Alles absprach ohne zu verstehen, so vernehme man ein Geständniß, welches Voltairen entschlüpfte: Il fallait respecter les qualités occultes; car depuis le brin d'herbe que l'ambre attira, jusqu'à la route que tant d'astres suivent dans l'espace; depuis la formation d'une mite dans un fromage jusqu'à la

nen wunderbaren Trieb, der das Organ des Entstehens bei der Pflanze, die Wurzel, wenn auch der Natur entgegen, dem Lichte zugekehrt, immer wieder in das Dunkel der Erde hinabzieht? Wer hat der wunderbaren Wechselwürkung des äußern Faktors, des Lichts, und des innern Faktors, des Lebenstriebes, durch welche beide zusammen das Leben der Pflanze zu Stande kommt, das Maaß bestimmt? Ja, sind nicht selbst diejenigen Naturerscheinungen, die uns alle Tage umgeben, der Forschung noch so verschlossen und einer solchen Wandelbarkeit der Ansichten der Gelehrten unterworfen, daß erst noch ganz neuerlich durch die französischen Chemiker der Donner wieder eine ganz neue Erklärung erlitten hat, nach welcher er die Folge nicht des Blitzes, sondern der plötzlichen Entstehung großer Wolken seyn soll? Wie schwankend sind bis zu dieser Stunde die Ansichten über die Entstehung des Leuchtens des Meeres, des Höherauchs, des Morgenthaues, der Feuerkugeln, des Zodiakallichts und unendlich vieler Erscheinungen, zu deren Beobachtung die Menschheit Jahrtausende Zeit gehabt hat? Und was ist es nun erst, wenn wir von der Erde in die ungemessenen stillen Räume über derselben hinaufsteigen! Die Cartesianischen Wirbel hat der Newtonsche luftleere Raum verdrängt, diesen der Aether von Malebranche, Bernouilly, Euler, und während derselbe noch immer vielfache Vertheidiger findet, heißt es bei Sachs darüber: «Reines Ergebniß unsrer Untersuchung ist, daß der Aether von einer reinen Naturwissenschaft ausgeschieden und in das weite Reich der Nichtigkeit verwiesen werden muß.»

Während die Einen uns den Fixsternhimmel als einen unermeßlichen Weltengarten darstellen, dessen Milchstraße vor

---

galaxie, soit que vous considériez une pierre qui tombe, soit que vous suiviez le cours d'une comète traversant les cieux: tout est qualité occulte. Und dennoch! Und dennoch! —

dem Teleskop eines Herschel in einer Viertelstunde 116,000 Weltkörper vorübergehen läßt, haben wir nach Anderen hier bloß Lichtmassen und Embryonen neu sich gestaltender Welten; während die Einen die Unendlichkeit des Weltschöpfers uns auch im Raume anzuschauen gebieten in der Ausdehnung von Sonnensystemen nebeneinander ohne Ende, stecken die Anderen uns ein Maaß ab. So zeigt sich denn überall, daß bei der sinnenden Betrachtung über die sinnliche Welt sich dasselbe ergiebt, wie bei der über die Geisteswelt, es bleibt bei jeder von beiden ein Bruch übrig, der eine nähere Approximation herausfordert, die absolute Auflösung aber in die Ewigkeit zu versetzen scheint. Auch findet sich bei unseren neuern Naturforschern ein um vieles geringerer Grad von Dogmatismus und Positivität in den Behauptungen; eben so wie die Anthropologen und Aerzte, ziehen sie sich immer mehr auf den Boden empirischer Beobachtung zurück und geben, wie es scheint, dem festen Kerne ihrer vereinzelten Beobachtungen den Kometenschweif ihrer Hypothesen gleichsam nur wider Willen mit. Daß dem so ist, dürfte indessen auch nicht bloß einen guten Grund haben, vielmehr hat wohl auch eine gewisse Indifferenz gegen die Resultate empirischer Betrachtungen einen Antheil mit daran, und wie dieselbe aus einem Ueberwiegen der sinnlichen Richtung hervorgeht, so hängt sie wohl auch mit der dunkeln Scheu zusammen, daß nicht etwa in diesen Resultaten ein Ring haften möge, welcher sich an die vom Fuße des Zeus herunterfallende goldene Kette anschließt. Jedenfalls wird der Theologe wohl thun, so lange der Stand jener naturkundlichen Wissenschaften ein solcher ist, den Boden derselben noch nicht für Granit zu nehmen, und daher lieber sein Haus auf den Felsen aufzubauen, von welchem Matth. 7, 25. die Rede ist.

Wir kehren nach dieser Abschweifung wieder zu Euler zurück. Der scharfsinnige präcise Denker, welcher an seinem

Infinitesimalkalkul von dem Handgreiflichen und von außenher Gegebenen besser hat abstrahiren lernen als alle esprits forts unter seinen Zeitgenossen, war auch ein aufrichtiger Anhänger des geoffenbarten Wortes, und sollte dieses geoffenbarte Wort in frühern Zeiten mehr für seinen Kopf als für sein Herz Geltung gehabt haben, so dürfen wir wohl annehmen, daß jene letzten 17 Jahre seines Lebens, welche der unglückliche Greis in gänzlicher Blindheit hinbrachte, sie aus dem obern kühlen Stockwerke in die wärmere Temperatur des untern herabgeführt haben.

Das Werkchen, in welchem Euler seinen Glauben aussprach, und das unter uns sehr selten geworden ist, auch in den Handbüchern über apologetische Litteratur nicht angeführt wird, ist 1747 in Berlin erschienen unter dem Titel: Rettung der göttlichen Offenbarung gegen die Einwürfe der Freigeister, von Leonhard Euler. Es ist gering an Umfang, aber nicht arm an Gehalt; die strenge Methode zeigt den Mathematiker, die Eigenthümlichkeit der Auffassung den Selbstdenker und die durchweg praktisch-religiöse Richtung den praktischen Christen. Er geht den Freigeistern in 53 schlußgerechten Paragraphen entgegen, von denen wir zur Charakteristik den Gang der ersten 26 angeben wollen: Vollkommenheit der Seele besteht in Vollkommenheit des Verstandes und des Willens, dies ist auch die Glückseligkeit. Die Vollkommenheit des Verstandes, der Erkenntniß Gottes besteht in der Erkenntniß seiner Werke, d. i. des Guten. Aus dieser Erkenntniß gehen nun die Pflichten hervor, welche ihren Grund haben in dem Wesen des Guten und daher auch angesehen werden müssen «als wenn sie von Gott selbst als der wahren Quelle aller Güter herkommen, daher auch das natürliche Gesetz mit allem Grunde ein göttliches Gesetz genannt wird.» Die Beobachtung dieser Pflichten ist zur Glückseligkeit nöthig, denn auch die Uebertretung

des natürlichen Gesetzes ist eine Widerspenstigkeit gegen Gott. Da nun unsere Glückseligkeit endlich auf Gott als das höchste Gut gerichtet ist, so muß die Uebertretung des Gesetzes nothwendig in's höchste Verderben stürzen. Zur Glückseligkeit ist folglich durchaus nöthig Befolgung der göttlichen Pflichten. Dies ist das Werk des Willens, und zwar reicht dabei die äußerliche Erfüllung nicht hin, (§ 8. 9.) «sondern es ist unumgänglich nöthig, daß der Wille selbst sich dem Gesetz vollkommen unterwirft und sich von allen Scheingründen gänzlich losmache. So lange hingegen ein Mensch auch die tugenhaftesten Handlungen ausübt, dieses aber mit einem Widerwillen, und gleichsam durch Zwang verrichtet, so kann derselbe zwar die aus diesen Handlungen natürlicher Weise fließenden guten Folgen genießen, derselbe bleibt aber fern von der wahren Glückseligkeit. Denn so lange er noch eine Widerstrebung gegen das wahre Gute, d. i. gegen den göttlichen Willen bei sich verspürt, so ist dieselbe schon für sich ein sicheres Merkmal einer innerlichen Unruhe und Unzufriedenheit, von welcher die wahre Glückseligkeit ganz befreit seyn muß. Nichts ist also vermögend, einen Menschen wahrhaft glücklich zu machen, als eine hinlängliche Erkenntniß Gottes und seiner Werke, und dann eine vollkommene Unterwerfung seines Willens unter den göttlichen Willen.» Weder in diesem noch in jenem Leben ist für den Menschen eine andere Art Glückseligkeit möglich. Dem Verstande fällt es nun aber eben so schwer, den göttlichen Willen zu erkennen, als dem Willen es schwer wird, ihn auszuüben. Je mehr der Verstand in der Erkenntniß Gottes wächst, desto mehr auch in der Erkenntniß seiner Pflichten. Sehr merkwürdig und beachtens-

werth ist nun, daß der Wille keineswegs in einer nothwendigen Abhängigkeit von dem Wachsthum der Erkenntniß steht. — (§ 14.) «Der Verstand kann es in dieser Erkenntniß sehr weit bringen, ohne daß dadurch der Wille gebessert wird; davon überzeugt uns die Erfahrung, indem öfters die scharfsinnigsten Menschen am allerwenigsten tugendhaft sind. — Da wir nun hieran nicht zweifeln können, warum sollten nicht auch solche verständige Geschöpfe vorhanden seyn können, welche den Menschen an Verstand weit übertreffen, dabei aber mit einer gleichen oder noch größeren Bosheit befleckt wären .... Wenn also dergleichen Geschöpfe mit dem Namen Geister oder Teufel belegt werden, so zeigen die sogenannten großen Geister wenig Verstand, wenn sie über den Artikel von Teufeln ihr Gespött treiben und alles, was davon gesagt wird, für Fabeln ausschreien.» — Das Maaß unserer Schuld steigt je nach dem Maaße unserer Erkenntniß: Daß eine Offenbarung ganz unmöglich sei, hat niemand sich unterstanden zu behaupten. Da Gott dem Menschen eine Fähigkeit zur wahren Glückseligkeit beigelegt hat, so sieht man deutlich, daß Gott für das Heil der Menschen Sorge trage, und wir werden demnach voraussetzen müssen, daß er Alles dasjenige würklich gethan, was dazu beitragen kann, das Heil der Menschheit zu befördern. Eine Offenbarung nun, welche dem Menschen den rechten Aufschluß vom göttlichen Willen giebt, trägt unstreitig zum Heile des Menschen etwas bei, weshalb auch zu vermuthen, daß sie Gott werde gegeben haben. Nun meinen die Freigeister, wenn Gott eine solche gegeben habe, so hätte er sie auch in einer solchen Weise geben müssen, daß kein Mensch weiter daran zweifeln könnte. Dies ist aber sehr verkehrt. Hätte Gott die Offen-

barung auf eine solche Weise gegeben, so würde sie den Menschen vielmehr zum Verderben gereichen; es ließe sich nämlich alsdann denken, daß man die Erkenntniß von dem göttlichen Willen und die Ueberzeugung von demselben erlangte, ohne daß dadurch unser Wille gebessert würde. Da nun aber unsere Schuld in dem Maaße erhöht wird, als unsere Ueberzeugung beim Sündigen groß war, so würde eine solche Offenbarung unsere Schuld unendlich machen. Soll eine göttliche Offenbarung zu unserem Heile dienen, so werden wir daher erwarten müssen, daß sie zunächst auf die Besserung unseres Willens abziele und «von den unendlichen Vollkommenheiten Gottes nur so viel eröffne, als wir bei unserem verkehrten Willen, ohne unsere Verbrechen zu vermehren, fassen können.» Diesen Anforderungen genügt die christliche Offenbarung, welche so eingerichtet ist, daß sie nur diejenigen in der Erkenntniß immer weiter führt, welche ernstlich auf die Besserung ihres Willens bedacht sind. Wer aber auf die Besserung seines Willens bedacht ist, findet auch in der Schrift die deutlichsten Zeichen ihres göttlichen Ursprungs. Denn wir finden zuerst in derselben die reichste Quelle aller Pflichten, das Gebot der Liebe Gottes und des Nächsten, aus welcher dann alle unsere Pflichten so natürlich und nothwendig fließen. Diese wahre Quelle unserer Pflichten, nämlich die Liebe, haben auch die klügsten Männer aller Zeiten nicht entdeckt. Auch sind die Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften ebenfalls so rein, daß kein Weltweiser von selbst dazu gelangt ist.» Denn wenn die sogenannten starken Geister darin hin und wieder Gott unanständige Ausdrücke von Zorn, Eifer, Rache, Reue anzutreffen vorgegeben, so darf man nur alle diese Stellen in ihrem gehörigen Zusammenhange erwägen und mit dem allgemeinen Begriffe von Gott, den wir darin antreffen, in Vergleichung setzen, so wird man bald deutlich er-

kennen, daß diese Ausdrücke der Majestät Gottes nicht im geringsten zum Nachtheil gereichen» u. s. w.

Wir brechen den Auszug hier ab. Wir denken aber, man wird schon an dem hier Mitgetheilten erkennen, daß sich der große Mathematiker dieser Schrift nicht zu schämen hat.

Nach diesen Geistern des ersten Ranges, welche Apologeten wurden, ohne der theologischen Zunft zuzugehören, mögen nun die theologischen Apologeten folgen.

Die Vertheidigungsschriften für die Offenbarung und ihre Urkunden wider die Feinde des Christenthums beginnen in Deutschland mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts. Von dieser Zeit an wachsen die Klagen unter den Theologen über die Zunahme der «Deisterei» und des «Naturalismus»: als die vornehmste Quelle sind die von England hereingedrungnen und in Uebersetzungen zahlreich verbreiteten freigeisterischen Schriften anzusehen; andere mitwürkende Ursachen wird ein anderer Aufsatz in dieser Sammlung entwickeln. Wie diese englischen Schriften einestheils nicht nur gegen die Offenbarung, sondern auch selbst gegen Wahrheiten der sogenannten natürlichen Religion feindselig auftreten, so richtet sich die Apologetik auf Rechtfertigung des Offenbarungsglaubens und der Wahrheiten der natürlichen Religion; und wie sie andererseits die biblische Geschichte im Einzelnen angreifen, so erscheinen Widerlegungen der einzelnen gegen die Bibel gerichteten Einwürfe; es werden auf Universitäten antideistische Vorlesungen und Vorlesungen über die natürliche Religion eingeführt; die Polemik, welche früher sich nur mit den abweichenden christlichen Konfessionen in Streit einließ, richtet ihre mächtigsten Geschosse wider Naturalisten und Deisten; es erscheinen geschichtliche Werke über die Feinde der christlichen Religion, es werden auch die englischen Vertheidigungsschriften vielfach in das Deutsche übertragen. Der Umfang dieser Litteratnr ist so bedeutend, es wiederholen sich aber

auch so sehr die schon bisher zur Sprache gekommenen Argumente, und im Ganzen sind die Schriften dieser Klasse auch so wenig ausgezeichnet durch Originalität und geistige Energie, daß wir uns darauf beschränken, die namhaftesten dieser Schriften im Allgemeinen zu charakterisiren.

Die größte Bedeutsamkeit unter den deutschen apologetischen Schriften des 18ten Jahrhunderts glauben wir folgenden vier Werke zuschreiben zu müssen: Lilienthal, Prof. in Königsberg, die gute Sache der göttlichen Offenbarung. 1752 bis 1782, 16 Thle.; Leß, über die Religion und ihre Geschichte, Wahl und Bestätigung. 1ster Bd. 2 Aufl. 1786. 2ter Bd. 6te Aufl. 1786. (der 3te Bd., welchen Stäudlin herausgeben wollte, ist nicht erschienen); Köppen, die Bibel ein Werk göttlicher Weisheit 2 Th. 1787, 2te Aufl. von Scheibel 1837; Kleuker, Neue Prüfung und Erklärung der vorzüglichsten Beweise für die Wahrheit und den göttlichen Ursprung des Christenthums, wie der Offenbarung überhaupt. Aus Veranlassung neuerer Schriften, und besonders des Hierokles (Halle 1785) 2 Thle. Riga, 1787. Während Lilienthal mit vieler Gelehrsamkeit sich auf alle einzelnen vorzüglich von englischen Deisten gemachten Einwendungen gegen den Text des Bibelworts einläßt und neben vielem Unhaltbaren auch vieles Standhaltende beibringt, hat Leß die allgemeinen Einwendungen gegen Authentie, Wunder, Weissagungen mit Verstand und Sachkenntniß zu bekämpfen versucht, und Köppen mit Originalität, wenn gleich von einem nicht wenig beschränkten Standpunkte aus, die Urkunde der Bibel als ein wunderbares Bauwerk göttlicher Weisheit dargestellt. Der Plan des Köppen'schen Werkes ist kein geringerer als der, zu zeigen, daß die Bibel in allen ihren Theilen ein streng gehaltenes, zu Einem Zweck hinzielendes, architektonisches Ganzes sei. Bei dieser Behauptung hängt nun Alles davon ab, wie

wird der Zweck bestimmt? Der Verf. sagt, unter Einen Zweck vermöge er den Inhalt der Bibel nicht zu befassen, man gebe zwar gewöhnlich den Einen Zweck an: die moralische Besserung des Menschen, allein dahin ziele gar nicht der gesammte Schriftinhalt, aber wohl lasse sich Alles unter den dreifachen Zweck befassen: «1) es hat eine Geschlechtsfolge, eine genealogische Kette von dem ersten Menschen bis auf Jesum Christum sollen fortgeführt werden; 2) es hat Gott seine sonst unsichtbare Kraft und Herrlichkeit merklicher zeigen wollen, als es gewöhnlich nach dem Lauf der weltlichen Dinge geschieht; 3) es hat zur ächten Religion und Moral in der Welt die fortwährende Grundlage sollen geliefert werden.» — Es ist nun klar, daß der Werth des Buches im Ganzen vorzüglich danach sich bestimmen muß, was der Verf. als Zweck der Bibel angesehen hat. Schon der Ausdruck Zweck ist nicht recht angemessen, da in dem zu einseitig gefaßten Zweckbegriff übersehen wird, daß wie jedes Geisteswerk, so auch die Schrift, zunächst Selbstzweck ist, d. h. eine Idee, die sich darstellen will; richtiger würde also von einer leitenden Idee gesprochen werden. Wie wenig organisch sind aber auch jene drei Zwecke zusammengestellt! Müßten sie nicht wieder unter einer gemeinsamen Idee zusammen begriffen werden? Auf die Weise, wie Köppen es thut, ließe sich gewiß auch zeigen, daß der Kuran in allen seinen Theilen gewissen Endzwecken entspricht. Wie schwach und wie lax ist der zweite Endzweck ausgesprochen und wie außerordentlich wenig wird von dem Verf. gethan, um die Vernunftgemäßheit und Richtigkeit des ersten Endzwecks in's Licht zu setzen! In der Ausführung geht der Verf. ebenfalls vielfach ganz seinen eignen Weg; der Mangel an philosophischer Bildung macht sich jedoch durchweg sehr fühlbar. Wie wenig kann es z. B. ausreichen, wenn er bei Behandlung der Wunder den Satz voran stellt: «Gott hat seine Kraft und braucht sie ganz un-

abhängig von der Welt, und Gottes Kraft ist von allen Kräften, womit die Dinge der Welt versehen sind, eben so unterschieden, wie ein Werkmeister etwas Anderes ist, als das Werk, das er gemacht hat» (I, 139). — Das Werk von Leß ist dagegen auch gegenwärtig noch recht brauchbar, vorzüglich durch die zum Theil selbständige Gelehrsamkeit des Verfs., und dann auch hie und da durch feine psychologische oder historische Bemerkungen. Auch Lilienthal ist gegenwärtig noch benutzbar, wäre es auch nur, um daraus zu lernen, daß ein großer Theil der von dem neuern Rationalismus gemachten Einwände schon von älterem Datum ist. Ein englisches Werk, welches den gleichen Endzweck verfolgt, sich über das ganze A. T. verbreitet und von dem deutschen Uebersetzer mit Anmerkungen versehen wurde, bei denen neben andern deutschen Hülfsmitteln auch Lilienthal und die Anmerkungen zu Baumgarten's allgemeiner Welthistorie gebraucht wurden, ist Samuel Nelson's antideistische Bibel, aus dem Englischen übersetzt von Panzer 1766—69. 5 Thl. 4.

Eine ungleich höhere Stelle, als den erwähnten, und wir möchten sagen fast allen anderen deutschen apologetischen Schriften, welche bis in die neuere Zeit hin erschienen sind, finden wir uns gedrungen einem Werke anzuweisen, welches weder zu seiner Zeit, noch auch jetzt die gebührende Anerkennung gefunden hat, nämlich dem erwähnten Werke von Kleuker. Erwägt man das Schicksal dieses Werks, so kann man wohl abermals einen handgreiflichen Beweis dafür gewinnen, daß die innere Tüchtigkeit von Schriften keineswegs ihr Schicksal in der Lesewelt entscheiden, und muß abermals ausrufen: habent sua fata libelli! Während die (unten zu erwähnenden) Schriften von Sack, Nösselt, Reinhard's Plan Jesu u. A. eine Auflage nach der anderen durchliefen, blieb dieses Werk von Kleuker, welches alle seine Genossen an Geist und Tiefsinn übertrifft und dabei an

selbständiger Gelehrsamkeit reich ist, unbeachtet. — Was zuvörderst diesen Apologeten vortheilhaft auszeichnet, ist dies, daß er über die Natur des Christenthums eine klare und sichere Ansicht gewonnen hat. Er erkennt, daß hier nicht bloß von Lehren und noch weniger bloß von Moralvorschriften die Rede ist, sondern von Heilsplanen und Heilsanstalten Gottes. Man bemerkt auch sofort, wie seine tiefere Einsicht in das Wesen des Christenthums ihm die Energie verleiht, die schon durch die Art ihres Auftretens überzeugungskräftig würkt. Wie matt und einschläfernd ist die Breite so vieler andern Schriften jener Zeit gegen die Frische und Lebendigkeit des Kleuker'schen Buchs! Vermöge der Einsicht, daß es sich im Christenthume von Heilsplanen Gottes handle, welche in keines Menschen Sinn gekommen (1 Kor. 2, 7 — 10.), tritt der Verf. denjenigen entgegen, welche in seiner Zeit zum alleinigen Kriterium des Christenthums die sogenannte «moralische Ausbesserungskraft» desselben machen wollten; er will überhaupt nicht bloß Argumente der «höchst wandelbaren Vernunft», und führt Montaigne an, welcher von der Vernunft sagt: c'est un instrument de plomb et de cire, alongeable, ployable et accommodable à tout biais et à toutes mesures: il ne reste que la suffisance de le savoir contourner; und den Engländer Clarke mit seinem Worte: in the discovery of such matters, as are the great motives of religion, men are apt to be more easily wrought upon, and more strongly affected by good testimony, than by the strictest arguments. Andererseits ist er aber auch eben so entfernt von der Seichtigkeit des Ritter Michaelis, der einzig und allein aus den Wundern den Beweis für die Wahrheit des Christenthums führen wollte. Das Christenthum kann und soll auch Beweisung des Geistes und der Kraft Gottes seyn; aber nicht bloß an der Erfahrung der Vortrefflichkeit der moralischen Gebote, sondern an der Größe

und Tiefe der göttlichen Rathschläge, soll sich die Göttlichkeit seines Ursprungs bewähren. Eine Abhandlung von den innern und äußeren Beweisen des Christenthums überhaupt und deren Verhältniß zu einander, und eine andere, Prüfung und Erklärung des aus der Natur der christlichen Lehre für ihre Göttlichkeit hergenommenen Beweises, nebst einer Beurtheilung desjenigen, was von einigen berühmten Theologen und Philosophen über diesen Gegenstand gesagt worden, bildet den Hauptinhalt des ersten Theils des Werks; die dritte und vierte Abhandlung erklärt sich über den Beweis aus Wundern und Weissagungen. Für den Geist des Verfs. spricht auch seine fortgehende Berücksichtigung gerade derjenigen Autoren, die — sei es als Gegner oder als Beistimmende — gerade vorzüglich Berücksichtigung verdienen. Auch in unserer Zeit wird man den Verf. durchgängig mit Interesse und auch mit Belehrung über die erwähnten Gegenstände, insbesondere auch über Wunder und Weissagungen, lesen. Minderes Interesse gewährt allerdings der zweite Theil. Er behandelt die Fragen: 1. Ist es rathsam, ein Evangelium Gottes durch Christum in ein Evangelium der menschlichen Vernunft zu verwandeln? 2. Warum und inwiefern bedarf der Mensch einer wahren Religion? 3. Wodurch wird wahre Erkenntniß und Ueberzeugung in Sachen der Religion möglich? 4. Kann Gott Menschen etwas lehren? und hat er dieses gethan? 5. Kann die Bibel als Erkenntnißgrund in Sachen der Religion dienen? Es schließen sich hieran noch einige interessante Bemerkungen über Mendelsohn's Jerusalem, Leßing's Erziehung des menschlichen Geschlechts u. s. w. Der Grund, warum die Abhandlungen dieses Bandes minder interessiren, liegt wohl zum Theil in der dem Verf. durch die Zeitumstände gebotenen vielfachen Rücksichtnahme auf Kant und darin, daß die Streitpunkte unserer Zeit sich anders gestellt haben. Dennoch wird man auch diese Abhandlungen nicht

ohne Belehrung aus der Hand legen. Als ein vortreffliches Seitenstück zu diesem apologetischen Werke ist die kleinere anonyme Schrift anzusehen: Menschlicher Versuch über den Sohn Gottes unter den Menschen; eine durch und durch originale, Geist und Leben athmende Schrift, welche auch mehrere Auflagen (Bremen 1776. Lpzg.*) 1785.) erlebt hat. Noch enger schließt sich an das apologetische Werk des Verfs. an: Ausführliche Untersuchung der Gründe für die Aechtheit und Glaubwürdigkeit der schriftlichen Urkunden des Christenthums. 5 Thle. Hamburg 1797 — 1800. Auch diese kritische Schrift hat nicht geringen Werth, wie es ihr denn auch nicht an Anerkennung gefehlt hat. —

Nächst diesen Werken erlangten den meisten Ruf die Schriften von Pfaff, Entwurf der Theologiae antideisticae, Gießen 1757, und Akademische Reden über den Entwurf der Theol. antideist., da die Einwürfe der ungläubigen Geister wider die christliche Offenbarung entwickelt werden. Frankfurt a. M. 1759; ferner Mosheim, Geschichte der Feinde der christlichen Religion, aus dessen Vorlesungen herausgegeben und bis auf die jetzige Zeit fortgesetzt von G. Winkler. Dresden 1783; Aug. Friedr. Wilh. Sack, vertheidigter Glaube der Christen, 8 Stücke in 2 Bdn., 2te Ausg. Berlin 1773; Nösselt, Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion, 4te Ausg. 1774, 5te Ausg. nur zur Hälfte vollendet, 1783; Jerusalem, über die vornehmsten Wahrheiten der Religion 1768, womit zu verbinden: Fortgesetzte Betrachtungen über die Wahrheiten der Religion. Hinterlaßne Fragmente von Jerusalem. Braunschweig 1792, als der erste Theil der nachgelassenen Schriften von Jerusa-

---

*) So giebt das Handbuch von Enslin an; dann wären drei Ausgaben erschienen, denn uns ist auch eine Ulmer Ausgabe bekannt worden.

lem. Auch ist hier noch eine Schrift zu erwähnen, welche sich zwar nur als Beitrag zu den Beweisen für die Wahrheit der christlichen Religion ankündigt, welche indeß, durch den Namen ihres Urhebers empfohlen, zu ihrer Zeit mit ungemeiner Gunst von dem Publikum aufgenommen wurde: Reinhard's Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum besten der Menschheit entwarf, in der 1sten Aufl. anonym 1781; in der 5ten Aufl. von Heubner herausgegeben, Wittenberg 1830. —

Die Schriften von Pfaff und Mosheim gewähren zwar einiges in historischer Beziehung Belehrende, sind indessen doch im Ganzen gar nicht mit dem Fleiß und der Genauigkeit bearbeitet, welche man bei Männern von so großem Namen erwarten sollte. Die Antworten, welche Pfaff auf die Einwendungen der Deisten giebt, finden sich fast ohne Ausnahme um vieles gründlicher bei andern Apologeten. Das Werk von Sack ist in einem frommen, milden, an dem Wesentlichen des Christenthums festhaltenden Sinne abgefaßt, aber mehr auf das Bedürfniß von Laien als von Gelehrten berechnet. Die Schriften von Jerusalem können ihm an die Seite gestellt werden; nur daß in diesen die unterdeß herangewachsene Neologie einen viel stärkern Einfluß ausübt. Diesem Einfluß hatte zwar auch Sack einigermaßen Raum bei sich verstattet, indeß klagte Herr Teller, der dreist vordringende Aufklärer, sein würdiger Freund und Kollege «habe zu früh Halte gemacht» (Sack's Biographie von dessen Sohne Sack S. 100.). Mehr für Gelehrte berechnet, wiewohl auch noch in sehr popularer Weise gehalten ist das Nösselt'sche Werk — wie der Verf. in der Vorrede erklärt, auf Anlaß des Kultusministers von Fürst herausgegeben, um dem unter der Regierung Friedrich's II. immer allgemeiner werdenden Unglauben entgegenzuwürken. Von diesem Unglauben wurde übrigens nachmals der Verf. dieser Apologie selbst ergriffen und

sah sich außer Stande, bei der letzten Ausgabe des Werks auch den zweiten Theil zu liefern, der die Göttlichkeit der positiven Offenbarungswahrheiten erweisen sollte. Die Schrift von Reinhard will einen bisher noch nicht genug beachteten Punkt aus der Charakteristik Jesu hervorheben, welcher — wie der Verf. sagt — schon ganz allein dazu dienen müßte, «einen ganz besonderen Einfluß der Gottheit selbst» bei Jesu annehmen zu lassen. Dieser Punkt ist der Plan Jesu, alle Menschen in ein Reich Gottes zu vereinigen. Den Inhalt dieses sogenannten Planes Jesu, so wie die Art, wie er denselben zu verwürklichen suche, berührt der Verf. ebenfalls, doch nicht so ausführlich, als die Frage nach dem Umfange. Wie vieles Lehrreiche nun auch in dieser Schrift (nach den späteren vollständigeren Ausgaben) dargeboten wird — namentlich haben die gelehrten Zusätze und Anhänge von Heubner einen großen Werth — so ist dennoch klar, daß auf diesem Wege sich dasjenige nicht beweisen läßt, was der Verf. beweisen will; auch Heubner gesteht dies in dem Anhange S. 194 ff. zu. Es wird sich nämlich immer die Frage wiederholen, welche de Wette an Steudel gethan hat, nach welchem Maaßstabe sich entscheiden lasse, was der menschliche Geist aus seinen eignen Tiefen zu produciren vermöge und was nicht. Es wird der Ausweg übrig bleiben, indem man andere Genien der Menschheit zu Heilanden der Menschheit erhebt, Jesum in die Zahl der Genien einzureihen.

Lesbarer, weil minder breit als die meisten erwähnten apologetische Schriften, sind die Bestreitungen der Deisten und Naturalisten, welche sich in den Polemiken der Zeit finden. Dahin gehören schon die zwei Schriften von Lange unter dem Titel caussa dei et religionis naturalis adversus atheismum et pseudosophiam, Halle 1723 und caussa dei et religionis Judaeis revelatae adversus sic dictum naturalismum

1726; sodann Stapfer's institutiones theol. polemicae universae 5 Thle. 1744—47; Joh. Ernst Schubert (Prof. in Helmstedt) institutiones theol. polemicae, Jena 1756, 4 Thle.; die letzte Schrift dieser Art, welche indessen die Häresien nicht unter der Kategorie der verschiedenen Parteien, sondern in der Folge der dogmatischen Lehrstücke bekämpft, ist theologia dogmatico-polemica von G. Fr. Seiler, 3te Ausg. 1789.

Die Polemik verschwand seit dieser Zeit ziemlich ganz aus der Reihe der theologischen Wissenschaften, bis sie in neuester Zeit im Kreise der akademischen Vorlesungen durch Winer und Twesten, in der Litteratur durch das Werk von Sack (1837) wieder in ihre alten Rechte eingesetzt ist. Ueber die Apologetik wurden dagegen fortwährend Vorlesungen gehalten, nur kam es freilich vor, daß diese Apologetiken selbst mehr oder weniger von rationalistischen Ansichten beherrscht und durchdrungen wurden, wie dies z. B. bei dem Entwurf einer Apologetik der Bibel von Bruns (Halle 1810) ziemlich stark der Fall ist. Dem nunmehr ausgebildeten Rationalismus gegenüber gestaltete sich in dieser Periode die christliche Theologie als Supranaturalismus, dessen Interesse sich vorzugsweise auf den einen Punkt richtete, das Christenthum als eine übernatürliche Offenbarung zu rechtfertigen. Von nun an gehören alle zur Vertheidigung des Systems des Supranaturalismus geschriebenen Schriften der Apologetik an, sobald wir den Namen dieser Disciplin in dem herkömmlichen laxen Sinne nehmen. Der neunte Brief in den Geständnissen von Reinhard (1810) gab die erste Veranlassung zu den Verhandlungen über Offenbarung. Es erschienen die Schriften 1) Ehrenrettung (!) des Supranaturalismus gegen Alle, welche ihm Konsequenz absprechen, mit steter Rücksicht auf die Broschüre des Prediger Sachse: Wer ist konsequent, Reinhard oder Tzschirner? (1812) 2) Meißner: Sendschreiben an Schuderoff über seine Predigten, in

neuester Zeit gehalten, mit einer kurzen Revision der durch Reinhard und Tzschirner veranlaßten Kontroverse über Rationalismus und Supranaturalismus, Lpzg. 1813. 3) Leuchte Kritik der neuesten Untersuchungen über Rationalismus und Offenbarungsglauben, Lpzg. 1813. Von mehr wissenschaftlicher Bedeutung als diese und noch einige andere Werke, welche diesen Streit betreffen, sind die Werke von Süßkind: In welchem Sinne hat Jesus die Göttlichkeit seiner Religions- und Sittenlehre behauptet? (Tübingen 1802); von Planck: Ueber die Behandlung, die Haltbarkeit und den Werh des historischen Beweises für die Göttlichkeit des Christenthums (Göttingen 1821); und von Steudel: Ueber die Haltbarkeit des Glaubens an die geschichtliche Offenbarung Gottes (Stuttgart 1814). Die Abhandlung von Süßkind verfolgt den exegetischen Weg und gelangt auf demselben zu dem Resultate, daß, wenngleich in der Schrift selbst der Unterschied von mittelbarer und unmittelbarer göttlicher Offenbarung nicht den Worten nach erwähnt wird, derselbe doch der Sache nach vorausgesetzt und Christo in demselben Sinne wie den alttestamentlichen Propheten eine Offenbarung zugeschrieben werde. Die Schrift von Planck gründet den Beweis der übernatürlichen Offenbarung Christi auf sein Selbstzeugniß und den Glauben an dasselbige auf die Reinheit seines Charakters; verzichtet jedoch darauf, die Art und Weise der Einwürkung Gottes bei einer solchen übernatürlichen Offenbarung näher zu bestimmen. «Die Art und Weise des Geschehenen reicht bei dieser Thatsache viel zu weit über unsere Philosophie und besonders über unsere Psychologie hinaus, als daß sie uns mit bestimmter Deutlichkeit denkbar gemacht werden könnte (S. 191).» Die Steudelsche Schrift ermangelt eines strengen Planes, hat indessen die Tendenz, mit Zurückweisung der Ansichten von Tzschirner, Jakobi, Fries, die Nothwendigkeit einer Offenbarung, die «durch ein Ein-

greifen der Gottheit in den Lauf der Natur» geschehen, nachzuweisen. Der gemeinsame Mangel dieser Schriften liegt in der Unsicherheit des Begriffs Offenbarung. Während Planck geradezu die Unfähigkeit ausspricht, die außerordentliche Art und Weise der Würkung Gottes hiebei von der gewöhnlichen zu unterscheiden, wird dieser Mangel bei den andern Apologeten verdeckt. Auch die Werke von Züllich, Briefe über den Supranaturalismus 1821, die in mehrfacher Hinsicht anziehende Schrift von Tittmann über Supranaturalismus, Rationalismus, Atheismus, Lpzg. 1816 und das bündige und körnige Schriftchen von Sartorius: Ueber die Religion außerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, Marburg 1822 erledigen die Frage nach dem Wie der übernatürlichen Offenbarung nicht. Je näher der neuesten Zeit, desto mehr verschwand jene schroffe Entgegensetzung von Gotteskraft und Naturkraft, wie wir dieselbe bei Köppen fanden (oben S. 363.); nun fehlte aber auch die sichere Abgrenzung von Natur und Uebernatürlichem. Und zwar waren merkwürdigerweise die Rationalisten in dieselbe Verlegenheit gerathen. Sie, welche früher gegen den Supranaturalismus vor Allem dies geltend machten, daß eine übernatürliche Offenbarung den Naturzusammenhang unterbreche — so auch Röhrs Briefe über den Rationalismus — erklärten nun, Gottes Würken sei überall unmittelbar, nur durch eine nothwendige Täuschung unterscheide der Mensch zwischen mittelbar und unmittelbar (so Dr. Wegscheider, vergl. hierüber Steiger Kritik des Rationalismus S. 87 ff.). Mochte nun aber auch der Supranaturalist im Stande seyn, zwischen dem Würken Gottes und dem der Natur eine Grenzlinie zu ziehen, so blieb dann immer noch die andre Frage übrig nach den Kriterien, wodurch der Empfänger die übernatürliche Offenbarung Gottes von der natürlichen unterscheiden könne — eine Frage, welche bis auf Twesten herab mehr auf die Seite geschoben, als

beantwortet ist. Ihre Wichtigkeit wie ihre Schwierigkeit bei den gangbaren Begriffen von supranaturaler Offenbarung scheint vorzüglich Steiger gefühlt zu haben. Sein Werk, «Kritik des Rationalismus Berlin 1830», ist nicht in dem Grade gekannt und gewürdigt, wie es verdient. Zwar findet sich darin ein jugendliches, sich nicht immer klar werdendes, Ringen mit dem Gegenstande, indeß auch mehrfach Sicherheit und Klarheit. Er hat versucht, die erwähnte Frage selbständig und eigenthümlich zu beantworten, doch nicht auf eine solche Weise, die Befriedigung gewähren könnte, s. S. 46 ff. So lange der Rationalismus selbst in seiner Bestreitung des Offenbarungsbegriffs der Sicherheit und durchdringender Spekulation entbehrte, war die Sache dem Supranaturalisten in einer Hinsicht leicht gemacht, in anderer aber auch schwer, indem er selbst nur mit größerer Schwierigkeit ein Bewußtseyn von dem Zielpunkte erlangen konnte, worauf er hinzusteuern habe. Schon die Schleiermacher'sche Theorie des Offenbarungsbegriffs that viel, um zum Bewußtseyn dessen zu bringen, worauf es eigentlich in dieser Sache ankommt. Zum Schluß gebracht ist die rationalistische Tendenz in dieser Beziehung in der dogmatischen Einleitung, welche Vatke seiner biblischen Theologie vorgesetzt hat, so daß jede wissenschaftliche Rechtfertigung des Offenbarungsbegriffs von nun an diese auf Hegel'schem Grunde beruhende Theorie der Offenbarung zum Ausgangspunkte wird nehmen müssen.

In den letzten Decennien dieses Jahrhunderts erschienen nun auch einige Lehrbücher, welche den Namen der Apologetik als einer besonderen Disciplin führten. Der erste Versuch dieser Art ist G. S. Francke in Kiel: Entwurf einer Apologetik der christlichen Religion, Altona 1817. Da es jedoch diesem Entwurf an einem strengen Plan fehlt, so machte Stein in dem Werke: die Apologetik des Christenthums als Wissenschaft dargestellt, Leipzig 1824, Anspruch darauf, «die erste wissenschaftliche Bearbeitung der Apologe-

tik» geliefert zu haben. Auf dieses Werk folgte das von Carl Heinrich Sack: Christliche Apologetik, Hamburg 1829. Das Werk von Stein, welches sich vielfach an die Vorlesungen von Heubner anschließt, giebt in dem ersten Hauptstück eine Kritik aller Offenbarung, in dem zweiten die Kritik der merkwürdigsten außerbiblischen Offenbarungen und handelt in dem dritten von den Beweisen für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums insbesondere. In dem ersten Kapitel dieses Abschnittes wird dann der Versuch einer Apologetik des Christenthums ohne Rücksicht auf die Urkunden der Bibel geliefert; in dem zweiten Kapitel eine Apologetik mit Rücksicht auf die schriftlichen Urkunden und zwar ein Nachweis der Glaubwürdigkeit und Inspiration der Schriftsteller, eine Abhandlung von dem eigenthümlichen Berufe Jesu zum Welterlöser und von der äußeren Bestätigung und Beglaubigung, welche Jesus als Welterlöser erhalten hat. Das gewöhnliche Material der früheren «Vertheidigungen der christlichen Religion» ist hier zusammengestellt, aber schon dem beschränkten Umfange nach konnte diese Schrift über die vielen wichtigen Punkte nur Andeutungen geben. — Einen ganz verschiedenen und neuen Weg schlägt der Verfasser der neuesten Apologetik ein, im Allgemeinen an das sich anschließend, was Schleiermacher in seiner Darstellung des theologischen Studiums über die Grundsätze der Apologetik sagt. Er sieht als Zweck der Apologetik die Erläuterung von fünf Grundbegriffen an: Religion, Offenbarung, Heil, Belebung und Vollendung. Bei der Entwickelung dieser Begriffe zeigt sich, daß sie im Christenthume ihre höchste Realität erlangen. Daß gerade diese fünf Begriffe als Grundbegriffe hervorgehoben werden, kann, wie der Vf. sagt, von vorn herein nicht gerechtfertigt werden, erscheint aber als gerechtfertigt, «wenn der gesammte historische Stoff des Christenthums am Schlusse des Ganzen sich als vollständig beleuchtet, geord-

net und seinem wesentlichen Inhalte nach vertheidigt darstellt.» Die Originalität dieser Behandlung und das Geistvolle der Ausführung verdient Anerkennung; in der Ausführung wünscht man indeß eine reichere historische Gelehrsamkeit; und was die Konstruktion der Wissenschaft betrifft, so verdient zwar dieselbe unserer Ansicht nach vor den sonst gangbaren den Vorzug; nichtsdestoweniger vermögen wir auch ihr nicht unsre Beistimmung zu geben. Der Vf. hat sich unter Apologetik das gedacht, was sonst theologische Realencyklopädie genannt wird; er hebt auch ausdrücklich hervor, daß das Verständniß jener fünf Grundbegriffe den Hauptschlüssel zu dem Verständniß der vier Hauptdisciplinen der Theologie geben werde. Er nähert sich mithin der am Anfange unserer Abhandlung ausgesprochnen Ansicht, daß die Ausführung der verschiedenen theologischen Disciplinen im christlichen Sinne auch die Rechtfertigung des Christenthums gewähre, und eine vorläufige Einsicht — mithin auch Rechtfertigung des Christenthums als Heilsanstalt — läßt sich auf diesem Wege gewinnen. Muß jedoch zugestanden werden, daß diese Einsicht nur eine vorläufige ist, so folgt, daß auch die Rechtfertigung eine unvollständige sei, und daß eine solche Ausführung zwar den Endzweck einer Realencyklopädie aber nicht den einer umfassenden Apologetik erfüllen könne. Eine Realencyklopädie würde dann aber auch ihr Material in einen andern Organismus zu bringen haben, als der ist, welchen Dr. Sack seiner Apologetik giebt. Und auch auf die Apologetik angewandt, können wir diesem Schematismus keine wissenschaftliche Nothwendigkeit zugestehen. Daß am Ende alles historische Material des Christenthums sich unter diese fünf Grundbegriffe unterordnen lasse, ist ja nicht im mindesten ein Beweis dafür, daß es sich nicht in einen andern Organismus um vieles passender einfügen werde.

IV.

Ueber die Hypothese

des Ursprunges des Namens Jehovah aus Aegypten, Phönicien oder Indien.

Es wird den Vertheidigern des biblischen Glaubens öfter der Vorwurf gemacht, daß es ihnen zum Behuf ihrer apologetischen Versuche weniger auf die Tüchtigkeit als auf die Zahl ihrer Argumente ankomme, und daß man daher nur allzu häufig in der Beibringung historischer Zeugnisse die Kritik vermisse. Dieser Vorwurf soll weder in Bezug auf ältere, noch in Bezug auf neuere Apologeten — wir denken hier namentlich an Stolberg, dessen historische Zeugnisse nur gar zu oft sublestae fidei sind — ganz abgelehnt werden. Daß aber die Gegner ihrer eignen Partei denselben Vorwurf zu machen haben, steht eben so fest. Wir wollen hier gar nicht einmal der weltbekannten Citate Voltaires aus der Region des Blauen gedenken, wovon wir gleichwohl sofort noch ein merkwürdiges Beispiel sehen werden, auch der deutsche kritische Rationalismus kann, sich von jener Beschuldigung der Unkritik nicht freisprechen. Neben manchen anderen Belegen möge auch der folgende, welcher den Ursprung des Namens Jehovah betrifft, seinen Platz finden.

Daß der Name, den bei Moses Gott sich selbst beilegt, jener heilige Name, den der Jude nicht über die Lippen zu bringen wagt, und den die frühere christliche Kirche allgemein

aus wunderbarer Mittheilung Gottes ableitete, längst vor Mose in Aegypten bekannt war, und von diesem Gesetzgeber wie das meiste Uebrige seiner religiösen Institute aus diesem Lande hergenommen ist, gilt in unserer Zeit als eine so unbestrittene Thatsache, daß sie schon bis in das Konversationslexicon (Artikel Jehovah *) übergegangen ist, und daher für Viele um desto weniger einem Zweifel zu unterliegen scheint.

Derjenige, welcher diese Meinung unter dem größeren Publikum so weit in Umlauf gesetzt hat, ist leider einer unserer Klassiker, es ist Schiller, welcher in seinem Aufsatze: die Sendung Moses, zuerst im 10ten Heft der Thalia abgedruckt, auf eine eben so ungründliche als freche Weise die Geschichte des Gesetzgebers der Israeliten, die Geschichte dessen, den der Erlöser der Welt für sich zum Zeugen aufgerufen, behandelt hat. Dort wird von dem ägyptischen Ursprunge des Namens Jehovah als von einer gar nicht mehr erst zu erweisenden Thatsache geredet, sie wird schlechthin vorausgesetzt. Daß nun aber Aufsätze wie dieser, mit einem für den Deutschen so imponirenden Namen, in so vielen tausend und abertausend Abdrücken in Umlauf kommen und die Ansichten des großen Publikums bestimmen können, ist um so mehr zu bedauern, da dieser Aufsatz wenigstens, abgesehen von seinem irreligiösen Geiste, auch einen so durchaus unwissenschaftlichen Charakter an sich trägt, so ganz ohne gründliche Sachkenntniß geschrieben ist, als nur irgend ein voltairischer.

Wie hoch man nun immerhin das Talent des Verfassers anschlage, Talent ohne Studien muß in solchen Mate-

---

*) Das Konversationslexikon bedient sich hier wie anderwärts der weisen Reserve „nicht bestimmen zu wollen," wie viel von Mose aus Aegypten entlehnt sei, der Name Jehovah aber sei dort gewiß bekannt gewesen.

rien, die durchaus eingehende Sachkenntniß verlangen, nothwendig auf den Sand gerathen. Es sind aber auch die leitenden Ideen dieses Aufsatzes dem großen Schiller nicht einmal eigenthümlich; wie er es selbst am Schlusse des Aufsatzes gesteht, hat er sie aus dem Buche des Bruder Decius über die hebräischen Mysterien entlehnt. Von diesem Buche selbst braucht man nun nichts als die Geschichte seiner Entstehung zu wissen, um über die gelehrte Grundlage, ja um über seine fides überhaupt ein Urtheil zu fällen. Der Verf. dieses kleinen Werkchens, das zu seiner Zeit viel Aufsehen machte, ist kein anderer als der berühmte Reinhold. Das Erscheinen dieser seiner Schrift fällt in eine Zeit, wo die Freimaurerei ihre höchste Blüthe erreicht hatte, und in ihrer zwiefachen Richtung der mystisch-kryptokatholischen (in Berlin, Holstein, Hamburg) und der illuminatistisch-aufklärerischen (Weishaupt in Baiern — Bahrdt) sich der vorzüglichsten Köpfe Deutschlands zu versichern gewußt hatte. In diese Zeit fallen die Versuche auch Jesum als Zögling einer geheimen Schule darzustellen (der Essäer — Aegyptischen Priester — zuletzt Kästners Agape, s. Heubner zu Reinhards Plan Jesu, S. 122. und Anhang III.) Auch Reinhold, ursprünglich von Jesuitenhänden gebildet, war in Wien begeisterter Freimaurer geworden, und noch nicht lange aus seiner geistigen Sklaverei in Wien geflüchtet, als er mit dem jugendlichen Versuche *) hervortrat, auch Moses als den Zögling von Mysterien darzustellen, somit als den Urahnherrn der von den Zeitgenossen so hoch gefeierten Loge: Die Hebräischen Mysterien oder die älteste religiöse Freimaurerei. In zwei Vorlesungen gehalten in

*) Schon längere Zeit vorher ehe derselbe in Leipzig erschien, hatte ihn Reinhold in das Wiener Maurerjournal einrücken lassen. S. Reinholds Leben, S. 25.

der □ zu *** von Bruder Decius. Leipzig 1788. — Schon dieser Zweck der Schrift wird von vorn herein auf nichts weniger als auf gründliche gelehrte Forschung schließen lassen, sie wäre aber auch in der That dem als Jesuitenzögling gebildeten und damals in hundert philosophische und belletristische Unternehmungen verstrickten jungen Manne unmöglich gewesen. Die griechischen Schriftsteller werden größtentheils in der lateinischen Uebersetzung citirt, und wo das nicht geschieht, hat Bruder Decius die Werke von Warburton, Spencer u. a. vor sich. — Diese Quelle ist es nun, aus welcher der große deutsche Dichter, damals selbst für die Bundesideen begeistert, seinen Stoff geschöpft hat. In der Reinhold'schen Schrift wird von dem ägyptischen Ursprung des Namens Jehovah als von einer bekannten Sache geredet, und als einziger historischer Beleg obenhin auf die Inschrift des Isistempels in Sais: Ich bin alles was da ist, war, und seyn wird verwiesen. Sodann ebenso auch Schiller. — Indeß auch Bruder Decius folgt in dieser Beziehung nicht einmal seinem eigenen Einfalle. Er führt uns einen großen Gewährsmann an — den Herrn von Voltaire, welcher in seiner Schrift: Sur les moeurs et l'esprit des nations *) sagt: «Der heiligste Name bei den Aegyptern war eben derselbe, den die Hebräer nachmals in ihre Sprache aufnahmen, nämlich J-ha-ho. Man sprach dieses Wort auf verschiedene Arten aus, und Klemens Alexandrinus versichert in seinen Stromaten, daß keiner in den Tempel des Serapis treten durfte, der nicht den Namen J-ha-ho, oder Jao, welcher den ewigen

---

*) Da Voltaire sich anderwärts auch anders äußert und Bruder Decius in seinen Citaten sehr ungenau ist, auch dieses Citat nur deutsch und mit ungenauem Titel anführt, so glaubte ich anfangs, es sei eine Verwechselung mit dem esprit du Judaisme. Aber die Stelle findet sich mit einer geringen Abweichung in dem Abschnitt: Rites Égyptiens, in er Ausg. 1783. T. XVI. p. 100.

Gott bezeichnet, an seiner Brust oder seiner Stirne trug.» Welche merkwürdige Nachricht des Alterthums! Aber wenn sie sich nur auch würklich bei Klemens fände! Ich habe sie nirgend auffinden können; gestehe aber auch, mir nicht viele Mühe gegeben zu haben, da ich in Voraus befürchten mußte, daß es mir bei diesem Voltairischen Citate aus Klemens, von dem alle andern Autoren schweigen, ergehen würde, wie jenem geduldigen Deutschen, der sich mit dem Voltairischen Citat aus Habakuk plagte *). Schiller indeß hat kein Bedenken getragen auch diese Voltairische Nachricht aus dem Alterthum ohne Weiteres seinem Aufsatze einzuverleiben. Man liest sie zu seinem Erstaunen ausführlich S. 74. (Sämmtl. Werke, B. 16.) **).

Was nun die Theologen betrifft, so stritt man bekanntlich schon am Anfange des 18ten Jahrhunderts darüber, ob

---

*) Die Anekdote ist diese. Voltaire hatte auf's Gerathewohl, wie er häufig thut, eine Stelle aus dem Habakuk citirt, die darin nicht stand. Ein gründlicher deutscher Magister sucht sich in allen Ausgaben müde darnach, und da er nicht reüssirt, glaubt er bei dem großen Orakel selbst sich Raths erholen zu müssen. Er erscheint vor dem Hrn. v. Voltaire — in tiefer Demuth versteht sich — entschuldigt sich, und bringt seine Verlegenheit vor, Habakuk könnte unmöglich den Ausspruch gethan haben, er finde sich in keiner Ausgabe ꝛc. Was erhält er zur Antwort?: Monsieur, vous ne connoissez guères ce Habacouc, ce coquin est capable de tout!

**) Eine merkwürdige Windbeutelei findet sich bei Voltaire in demselben Artikel, welche Bruder Decius vorenthalten hat. Voltaire berichtet nämlich von dem Namen Jehovah, que les Arabes n'en ont retenu que la syllabe Hou, adoptée enfin par les Turcs, qui la prononcent encore avec plus de respect que le mot Allah. Wie die Unwissenheit alles zusammenmengt! Meister Arouet hatte einmal vernommen, daß die Araber Gott hu nennen, flugs bildet er sich ein, das muß die letzte Sylbe von Jehovah seyn, und sofort wird das seinen Lesern als historische Wahrheit vorgesetzt. — Bekanntlich ist das hu, dessen sich namentlich die Derwische bedienen, das Pronomen, im Hebr. הוּא, αὐτός, emphatisch gebraucht! So ist ja bei den Kabbalisten הוּא Name Gottes.

die hebräischen Religionsgebräuche von Aegypten her entlehnt worden, und welches der Grad der Abhängigkeit der hebräischen Ritus von den ägyptischen sei. Außer den englischen Deisten hatte besonders der Ritter Marsham in seinem zuerst in London 1671 erschienenen Canon Chronicus Zweifel an der Originalität der jüdischen Religionsgebräuche (namentlich der Beschneidung) angeregt. An ihn hatte sich dann der gründlich gelehrte Joh. Spencer (sein Buch de legibus Hebraeorum ritualibus erschien vollständig zuerst 1727 in Cambridge, vorher waren nur einzelne Abhandlungen erschienen) angeschlossen, freilich nicht sowohl Zweifel zu erregen, wie dies Marshams Absicht gewesen zu seyn scheint, sondern die erregten zu beschwichtigen. Aehnlich wie bereits der rationalisirende geistvolle Maimonides, giebt Spencer die Entlehnung der meisten Ritus von den Aegyptern zu, ja beweist sie erst mit Gelehrsamkeit, sieht dieses aber als eine weise Herablassung Gottes an; bei einer anderen Anzahl von Gebräuchen wird der Grund in einer Accommodation zu gewissen heidnischen religiösen Ritus gesucht. Aehnlich nach Spencer der ebenso gelehrte Warburton. An einer gründlichen kritischen Widerlegung oder Untersuchung jener angenommenen Uebereinstimmung des Mosaismus mit dem heidnischen Kultus fehlte es. Es erschienen nur die Aegyptiaca von dem sehr gelehrten Witsius, welche in der ersten Ausg. gegen Marsham, in der zweiten auch gegen Spencer gerichtet sind, und dann kann die dissertatio praeliminaria zur Pfaffischen Ausgabe des Spencerschen Werkes hierher gerechnet werden. — Erst die Bekanntschaft mit den englischen und französischen Deisten brachte jene Ansicht in Deutschland recht in Umlauf. Auch Theologen, welche den göttlichen Ursprung der mosaischen Religion vertheidigen, leiten nicht nur einen großen Theil der religiösen Gebräuche und theokratischen Gesetze aus Aegypten her, sondern sind sogar nicht abgeneigt

mit Voltaire auch den Namen Jehovahs auf ägyptischen Ursprung zurückzuführen (s. Michaelis, Mosaisches Recht, Th. I. §. 4. u. Anmerk. zu 2 Moses 3, 6.). Desto weniger kann nun diese Ansicht bei neueren Theologen wie Bauer, Eichhorn, De Wette, Gesenius u. a. überraschen.

Ob vieles oder manches in den mosaischen Einrichtungen von den ägyptischen entlehnt sei, auf diese Untersuchung können wir hier nicht eingehen, sie erfordert ein eigenes Werk, denn nur durch eine sehr in's Detail gehende und allseitig kritisch erwägende Prüfung könnte das Wahre gefunden werden *). Unterdessen wollen wir diese Untersuchung eben in Beziehung auf den einen Punkt, auf den Namen Jehovah, führen. Was läßt sich für die Behauptung geltend machen, daß dieser Name aus Aegypten entlehnt sei?

---

*) Richtig sagt Ernesti in seiner Rec. von Sam. Schmids dissert. de sacerdotibus Aegyptiorum, Neue theol. Bibl. X. S. 272. in Bezug darauf, daß auch jener Verf. die Uebereinstimmung israelitischer Ritus mit ägyptischen annimmt: „Doch empfehlen wir unsern Lesern die Pflicht der Prüfung, wenn es auf die Anwendung des Historischen ankommt, wo nicht jede Aehnlichkeit entscheidend ist." Indessen bemerke man bei dieser Frage wohl den großen Unterschied zwischen jenen älteren Theologen, welche den Geist der Religion und die Gotteslehre durchaus dem Moses als Eigenthum vindicirten, und nur eine Accomodation an Aegyptisches im Rituellen annahmen, und den Neueren, welche auch die Gotteslehre aus Aegypten herleiten wollten, welches eben mit der Ableituug des Namens Jehovah von dorther sehr genau zusammenhängt. Hat man doch selbst die Kosmogonie der Genesis auf ägyptische Quellen zurückführen wollen, s. Dornedden in Eichhorns Bibl. B. X. — Herder, welcher in seinem Geist der hebr. Poesie in der ersteren Beziehung sich ganz an Spencer anschließt, tritt doch in der letzteren gar nicht den Neueren bei. „Es ist thöricht — sagt er (S. 63. Cottasche A. Th. 2.) — läugnen zu wollen, daß Moses bei der Einrichtung seines Priesterstamms, seines Tempels u. s. w. nicht auf das Aegypten Rücksicht genommen habe, in dem er selbst gebildet war und von dem er sein Volk wegbilden wollte; die Spuren der

Wo wir nur hinblicken, wird von Theologen und Hi=storikern *) der neuern Zeit wie von einer ganz bekannten Sache von dem Gotte Ἰαῶ der Aegypter geredet. Nun wird aber in keinem einzigen alten Schriftsteller die Nachricht gegeben, daß die Aegyptier Gott Ἰαῶ genannt hätten. Un=ter diesen Umständen bleibt nur die Vermuthung übrig, daß man in Bezug auf die bekannte Stelle des Diodorus Si=culus Buch 1 Kap. 94. einen Gedächtnißfehler beging. In dem Abschnitte, wo Diodor von den Aegyptern redet, er=wähnt er beiläufig, daß die Juden ihren Gott Ἰαῶ nennen; man beging nun den Gedächtnißfehler zu glauben, daß Dio=dor von den Aegyptern spreche **). — Die Stellen, wo im

---

Aehnlichkeit sind unverkennbar — — — Der Geist seiner Religion war aber nicht ägyptisch. Sein Gott war Jehovah, der Gott seiner Väter, und auch in Ceremonieen zog er seine Einrichtung wie Geist aus der groben Materie: ja wo etwas abergläubig war, wo es nur von fern zur Abgötterei führen konnte, arbeitete er dem schwarzen Geist des knechtischen Aegyptens stracks entgegen."

*) Selbst ein Heeren sagt (Gött. Anz. 1830. 2. St. S. 12.): „Der Name ist nach den vorhandenen historischen Spuren ägyptisch."

**) In der That sehe ich zu meinem Erstaunen, daß Hr. Dr. Wegscheider in seinen Institt. §. 52. Anm. d. (auch noch in der 7. Ausg. S. 224.) ohne Weiteres Diodorus Siculus 1, 94. als Gewährsmann dafür anführt, daß die Aegypter Gott Jao nannten! Dies nun könnte man sich so erklären, daß jener Gelehrte das Citat nur von Anderen entlehnt habe, ohne es selbst nach=zusehen. Aber Dr. Bretschneider, Dogmat. 3. A. I. 346. führt uns sogar die Worte des Diodors so an: ἱστοροῦσι παρὰ τοῖς Ἰουδαίοις Μωσῆν τὸν Ἰαῶ ἐπικαλούμενον θεόν. Was nun diese Worte heißen sollen, das wird jedem ein Räthsel seyn, es fehlt nämlich nach ἱστοροῦσι das Verbum, von welchem der Accusat. Μωσῆν abhängig ist: προσποιή=σασθαι τοὺς νόμους αὐτῷ διδόναι. Wenn nun Diod. sagt: „man erzählt, bei den Juden habe Moses vorgegeben, von dem Jao genann=ten Gotte die Gesetze empfangen zu haben," wie konnte Dr. Br. schrei=ben: „dieser Name (יְהוָה geht vorher) als Name des göttlichen We=sens war den ägyptischen Priestern bekannt" und nun die Stelle aus

Alterthum der Name *Ἰαῶ* vorkommt, finden sich vorzüglich gesammelt in Potters Anmerkungen zu Clemens Alex. Str. B. 5. p. 666.; Wesseling zu der angeführten Stelle des Diodor; Selden De Diis Syris II, 1., Michaelis, Supplem. ad lex. Hebr. I. 526., und in neuester Zeit bei Abel Remusat, in dem angeführten Mémoire sur Lao-tseu, p. 45. — Danach ergiebt sich, daß zwei Zeugnisse des Alterthums angeführt werden können, um das Vorhandenseyn des Namens Jehovah oder Jao außerhalb des Mosaismus zu beweisen. Das eine bei Macrobius, woraus man die Existenz des Namens in den griechischen Mysterien (so auch Dr. Wegscheider in d. a. St.), das andere bei Porphyrius in Eus. Praep. Ev. I. 6., woraus man die Existenz bei den Phönikern beweisen zu können meinte — mit welchem Grunde, werden wir sofort sehen. Die Stelle bei Macrobius lautet (Saturn. c. 18. ed Gronov. p. 291.): *Φράζεο τὸν πάντων ὕπατον θεὸν ἔμμεν' Ἰαῶ χείματι μέν τ' ἀΐδην, Δία δ' εἴαρος ἀρχομένοιο Ἥλιον δὲ θέρους, μετοπώρου δ' ἄβρὸν Ἰαῶ.* Was nun diese, einem Orakel des Apollo Clarius zugeschriebenen Verse bei Macrobius anbetrifft, so hat Jablonsky in seinem Pantheon Aegypt. (l. II. c. 6. §. 5.) deutlich genug gezeigt, daß dieselben einem judaisirenden Gnostiker angehören, bei welcher Klasse von Leuten, wie die Abraxasgemmen darthun, die jüdischen Gottesnamen *Ἰαα* und *Σεβαώθ* Gegenstand mystischer Spekulationen waren *).

Diodorus als Beleg anführen!! — Die richtige Angabe über jene Stelle findet sich in neuerer Zeit unter andern bei dem Orientalisten Remusat, in dessen Abh., von der wir unten ausführlicher sprechen: Mémoire sur la vie ect. de Lao Tseu, Par. 1823. p. 46.

*) Die Ophiten benannten mit dem Namen *Ἰαῶ* bekanntlich einen Planetengeist, nämlich den des Mondes (Neanders Gnostiker S. 252.) Da sie Aegypter waren, so hat es wohl darin seinen Grund, daß im Koptischen ioh der Mond heißt. Dieser Umstand könnte nun den Verthei-

Gesetzt aber auch, daß sich im zweiten oder dritten Jahrhundert der Name Ἰαῶ bei Griechen oder bei Aegyptern oder bei vorderasiatischen Orientalen fände, so würde man durchaus nicht einen selbständigen Ursprung desselben bei diesen Völkern annehmen dürfen, sondern müßte ihn jedenfalls als überkommen von den Juden ansehen. Es ist ja aus Jamblichus zur Genüge bekannt, daß die synkretistischen Theosophen dieser Zeit vorzüglich gern ausländische Gottesnamen adoptirten, und sich derselben namentlich zu ihren Zaubereien bedienten, wie ja auch etwas ähnliches in der Magie des Mittelalters vorkommt. Origenes berichtet uns sogar, daß die Namen Abraham, Isaak und Jakob im Munde jener Leute roulirten. — Hieher würden wir demnach auch eine ganz neuerlich uns dargebotene Nachricht zu bringen haben, nach welcher das Tetragrammaton (freilich in der Form eines Trigrammaton) sich bei den Sinesen finden soll. Es findet sich diese Nachricht in der für morgenländische Theologie sehr belehrenden Abhandlung von Abel Remusat, deren wir oben gedachten. In dem Buche des Laotsö, welcher nach sinesischen Berichten im 7ten Jahrhundert vor Christo gelebt haben soll, Tao-te-king, findet sich eine Stelle, welche Remusat so übersetzt: Celui que vous regardez et que vous ne voyez pas, se nomme *j*: celui que vous écoutez et que vous n'entendez pas, se nomme Hi; celui que votre main cherche et qu'elle ne peut saisir, se nomme Weï. Ce sont trois êtres qu'on ne peut comprendre, et qui, confondus, n'en font qu'un. Celui qui est au-dessus, n'est pas plus brillant; celui qui est au-dessous, n'est pas plus obscur. C'est une chaîne sans inter-

---

digern des ägyptischen Ursprungs des Namens Jehovah noch zu einer kühnen Kombination Gelegenheit geben. Isis war nämlich die Göttin des Mondes und gerade über ihrem Tempel soll ja die oben erwähnte Inschrift gestanden haben, welche man für eine Uebersetzung des Namens Jehovah hält. Also wäre Jehovah = Mondesgöttin!

ruption qu'on ne peut nommer, qui rentre dans le non-être. Montucci ſagt, J — wofür er aber Khi lieſt — bedeutet lebendiges Weſen, Hi leichter Hauch, Weï Bote. Aehnlich die jeſuitiſchen Miſſionare. Hr. Remuſat behauptet, daß ſie ſich geirrt haben, und daß jene Worte im Sineſiſchen Benennungen der Buchſtaben JHV ſeien. Er führt an, daß der ſineſiſche Kommentator zu der Stelle ſage, JHV bedeute das Leere, er ſelbſt aber glaube, daß dieſe drei Buchſtaben der Name Jehovah ſeien. Wie dieſer zur Kenntniß des Laotſö gekommen ſei, ob von den Gnoſtikern aus Vorderaſien, oder durch den Umgang mit Juden, läßt er unentſchieden. Wir nun finden hier ſo ganz unſichern Boden, daß wir uns gar kein Urtheil erlauben. Zunächſt iſt ungewiß, wann Laotſö gelebt, ferner ob er würklich das jetzt vorhandne Taoteking geſchrieben, welches der Sinn der dunkeln Stelle ſei, ob JHV nicht auch noch andre Bedeutungen habe *) u. ſ. w. Nur das müſſen wir geſtehen, daß auch nach Hrn. Remuſats Ueberſetzung es uns gar nicht vorkommt, als ob dieſe Stelle von Einem Namen des höchſten Weſens ſpreche, ſondern vielmehr von dreien, von einer Art von Dreieinigkeit, wie auch die Jeſuiten die Stelle aufgefaßt haben. Wäre würklich hier von dem Namen Je-

*) Im Sineſiſchen können einzelne Buchſtaben nicht anders geſchrieben werden, als indem man Worte ſetzt die damit anfangen; alſo um H zu ſchreiben, wählt man ein Wort He oder Hang oder dgl., und dann wird ein Zeichen beigegeben, welches entweder Mund heißt oder abſchneiden und anzeigt, daß nur der erſte Tonlaut des Wortes, alſo ein einzelner Buchſtabe Geltung habe — ſo dachte ſich ja auch Champollion die phonetiſche Schrift der Hieroglyphen. (ſ. Kopp, Bilder d. Vorz. II. 81. 87.) Demnach müſſen wohl alſo auch an der angeführten Stelle die einzelnen Buchſtaben JHV durch Worte ausgedrückt ſeyn, die eine Bedeutung haben können, und es würde ſich fragen, ob jenes Zeichen dabeiſteht, das ſie als einzelne Buchſtaben charakteriſirt. Nach Montucci möchte man das nicht erwarten.

hovah die Rede, so mag man den Namen mit Hrn. Remusat aus Vorderasien ableiten. Für jetzt glauben wir lieber, daß hier gar nicht vom Tetragrammaton die Rede ist.

Was die Stelle des Sanchuniathon anlangt, oder richtiger des Porphyrius, des Gegners des Christenthums, so ist sie uns bei zwei Kirchenvätern erhalten, bei Theodoret, Graec. affect. curatio, disp. II. p. 740. ed. Hal., und in der bereits erwähnten Stelle von Euseb. Praeparatio Ev. I. 6. Sie lautet so: *ἱστορεῖ δὲ τὰ περὶ Ἰουδαίων ἀληθέστατα, ὅτι καὶ τοῖς τόποις καὶ τοῖς ὀνόμασιν αὐτῶν τὰ συμφωνότατα, Σαγχουνιάθων ὁ Βηρύτιος, εἰλικρῶς τὰ ὑπομνήματα παρὰ Ἱερομβάλου τοῦ ἱερέως θεοῦ τοῦ Ἰευώ.* Daß nun nicht bloß Voltaire sondern viele Andere und auch noch der neueste Commentator dieser Stelle, Orelli, aus derselben den Schluß ziehen konnte, *Ἰευώ* sei der Name eines Gottes bei den Heiden gewesen *), ist in der That mehr als auffallend. Wer sieht nicht, daß hier von dem Gotte der Juden die Rede ist? Porphyrius sagt ja, daß Sanchuniathon die jüdische Geschichte wahrhaft beschrieben, und begründet dieses darauf, daß er die Nachrichten von einem Priester des Jeuo empfangen habe. Dazu kommt, daß ja offenbar die Fragmente des Phönikers sich zu der Genesis verhalten, wie das Zerrbild zum Urbilde, und daß man eine ganz bestimmte Beziehung auf die Genesis nicht verkennen kann. Möchte nur einmal über die merkwürdigen Fragmente des durch so viele Hände gegangenen phönikischen Geschichtschreibers eine genauere kritische Untersuchung angestellt werden, als die von Orelli,

*) Die Anmerkung lautet: Videntur itaque verba *τοῦ θεοῦ Ἰευώ* additamentum esse non Philonis Byblii, nedum Sanchoniathonis, sed ipsius Eusebii, et Hierombalum illum fuisse sacerdotem ignoti alicuius Dei apud Phoenices. Diesen Satz vermag ich mir eben so wenig logisch als grammatisch zu construiren.

welcher sich damit begnügt, aus Fabricius und Beck Excerpte mitzutheilen.

Daß der Name auch bei den Phönikiern bekannt, hat aber auch Hamacker miscell. Phoen. p. 174. 175. aus dem Vorkommen desselben in phönikischen Eigennahmen erweisen wollen, auch Lindberg bei Falbe sur l'emplacement de Carthage p. 103. hat in einer Grabschrift den Namen יְהוָה gelesen. Daß die Ableitung jener Eigennamen von יְהוָה sich theils nicht rechtfertigen lasse, theils diese Namengebung anders motivirt werden müsse, jedenfalls ein zweifelhaftes Argument sei, hat Hengstenberg, Beiträge II. S. 216. ff. gezeigt. Gesenius monum. Phoenicia lehnt S. 181. die Deutung von Lindberg ab, den Namen Abdaeus und Bithyas leitet er indeß von יְהוָה ab und bemerkt zu dem ersteren, daß ja die Namen von einem Volke zum anderen übergehen (vgl. Isidorus, Dionysius als christliche Namen), es könne wohl aber auch 1 Mos. 14, 18. als ein Beleg angesehen werden, daß bei den Kananitern der Jehovahkultus nicht unbekannt gewesen sei.

So haben wir denn also für jene allgemeine Annahme, daß der Name Jao in der Mythologie anderer alter Völker und namentlich der Aegypter vorgekommen sei, auch nicht einen einzigen direkten Beleg aus dem Alterthume. Es giebt aber noch zwei Data, durch welche man jene Annahme wenigstens indirekter Weise begründen zu können glaubte.

Das eine, auf welches Voltaire, Reinhold, Schiller, Michaelis *), Bauer, De Wette, auch Winer in s. Ausg. von Simonis, hinweisen, ist jene Inschrift auf

---

*) Michaelis sagt Suppl. ad. lex. hebr. p. 525: Concentus Aegyptiacae inscriptionis et nominis Hebraici manifestus; id unum dubium videri possit, sitne insigne sententiae lumen Aegyptium, atque a Jehova, Mosen mittente, a mortua natura ad creatorem vivum translatum? an imitati suo more Aegyptii Israelitas, quorum syncretis-

dem saitischen Tempel der Isis, welche uns Plutarch anführt: (de Iside c. g.) ἐγώ εἰμι πᾶν τὸ γεγονὸς καὶ ὂν καὶ ἐσόμενον, καὶ τὸν ἐμὸν πέπλον οὐδείς πω θνητὸς ἀπεκάλυψεν *). Wir wollen einmal zugeben, daß aus dieser Inschrift der Schluß gezogen werden könne, Isis habe den Namen Jehovah geführt — werden wir selbst dann ohne weiteres berechtigt seyn anzunehmen, der Name sei bei den Aegyptern so alt, daß die Hebräer ihn von diesem Volke entlehnten? Die Annahme ist immer allgemeiner geworden, daß die Stelle 2 Mos. 3, 6. keinesweges so aufzufassen sei, als ob erst zu Moses Zeit der Name Jehovah aufgekommen wäre, vielmehr ist dieser Name schon lange vorher Gottesname bei den Abrahamiden gewesen, und Gott verheißt nur, daß er sich eben jetzt Israel in der Eigenschaft bewähren werde, welche dieser Name aussagt, daß er sich als der Unveränderlichen zeigen werde, (vgl. Ewald Compos. der Genes. S. 8. — 12; unter den Aelteren vgl. Hottinger, de nominibus Dei, Diss. IV. p. 252.). Der sehr rationalistische Bauer, welcher ebenfalls annimmt, daß die Aegypter den Namen Iao kannten, kann nicht umhin, zu gestehen, daß der Name Jehovah bei den Hebräern älter als Moses ist, und daß eben auch aus diesem Grunde das ägyptische Iao von den Hebräern entlehnt seyn müsse (Theologie des A. T. S. 14.). Ist der Name schon vormosaisch, so bleibt in der That, wenn anders die Aegypter diesen Namen würklich hatten, nichts als diese Annahme übrig. — Daneben müssen wir auch ferner zu bedenken geben, wie viel Autorität wohl dem im zweiten Jahrhundert in der Zeit des Synkretismus schreibenden Plu-

---

mum iam Hadrianus memoravit, nominis Jehovah interpretationem ad suam Isidem transtulerint.

*) Mit einiger Veränderung theilt dieselbe Inschrift Proklus Comm. in Tim. c. I. p. 30. mit, und sagt, daß sie sich im Adytum des Tempels befunden habe.

tarch in seinen Nachrichten über die ägyptischen Alterthümer zuzugestehen sei. Wem wäre unbekannt, wie bei ihm neue philosophische Ideen mit alten Nachrichten zusammenfließen? Vogel (Ueber die Religion der Aegypter, S. 56.) sagt in seiner Kritik der Griechen, welche über Aegypten geschrieben haben: «Die beste Aufklärung über ägyptische Religion hätte uns wohl Plutarch geben können — — aber unglücklicherweise hatte er gar nicht eigentlich die Absicht die religiösen Ideen der Aegyptier zu entwickeln, sondern bloß die Ideen seiner Landsleute und seine eigenen aus der ägypt. Religion herauszuspinnen.» Da nun zumal alle andern Schriftsteller, welche über Aegypten geschrieben, dieser Inschrift nicht gedenken *), weder Herodot, noch Diodor, noch Strabo, so hat schon Mosheim die Aechtheit derselben mit Grund bestritten, und ihm ist Meiners beigetreten, welcher in seinem Buche de vero Deo, S. 32. sagt: Ad inscriptionem quod attinet, non possum non Moshemii partibus me adiungere, qui fictam illam ac commenticiam esse multis victricibus rationibus demonstravit, inter quas illa mihi omnium firmissima esse videtur, quod huius inscriptionis neque Herodotus ac Plato neque etiam Strabo et Diodorus meminerint. — Doch wir wollen zugeben, sie sei ächt — wie will man aber irgend den Schluß rechtfertigen, daß, weil in dieser Inschrift es von der Isis **) heißt: Ich bin was da war, ist, und seyn wird, auch der Name Jehovah den Aegyptern bekannt gewesen sei? Der Name müßte doch dann ägyptisch seyn; wer will aber zeigen, daß im Altägyptischen ein ähn-

---

*) Der einzige Neuplatoniker Proklus erwähnt noch die Inschrift, wie wir sahen, und zwar mit einigen Abweichungen; er kann aber gar keine Autorität haben.

**) Plutarch sagt „im Tempel der Athene, die von Einigen für die Isis gehalten wird" — sonst ist Neith die Athene, aber Neith und Isis fallen auch öfters in der ägyptischen Mythologie zusammen.

liches Wort jene Bedeutung gehabt habe? Und welches sonderbare Zusammentreffen, wenn dann dieses ägyptische Wort im Hebräischen auch gerade wieder dasselbe hieß? Oder will man sagen, im Aegyptischen war ein anderslautendes Wort vorhanden, welches nur Moses ins Hebräische übersetzte — heißt denn aber im Hebr. würklich das Wort Jehovah das, was jene Inschrift besagt? Es ist doch wohl jetzt allgemein angenommen, daß Jehovah die Vokale von Adonai hat *). Ist dies nun der Fall, wie kann alsdann noch, auch nur mit einigem Schein, jene Bedeutung aus dem Worte abgeleitet werden? Wenn wir nun aber auch die Vokale, welche das Wort jetzt hat, für die ursprünglich ihm zugehörigen ansehen, wer möchte noch in unserer Zeit den ältern Interpreten in jener kabbalistischen Interpretation des Wortes beistimmen, nach welcher die erste Sylbe יְ die zukünftige Zeit, die zweite הוֹ (für הֹוֶה das Partic.) die gegenwärtige Zeit, und die dritte הָ die vergangene Zeit anzeigen soll. Selbst bei den Kabbalisten, wie z. B. im Buche Jezira ed. Rittangel p. 50. scheint diese Erklärung des Wortes nicht eine eigentliche Interpretation, sondern nur eine pikante Angabe des Sinnes zu seyn. So ist die Stelle Offb. 1, 4, 8. anzusehn **). — Aber wie? liegt denn nicht eine andere Erklärung dieser Inschrift auch tausendmal näher, als diese wunderliche? Ist nicht — die Aechtheit derselben vorausgesetzt — ihre Erklärung durch den Charakter der Isis in der ägyptischen Mythologie von selbst an die Hand gegeben? Isis, auch *Μαῦθ* Mutter genannt, ist ja die Allgebärerin,

---

*) Eben sehe ich daß Hr. von Meyer in der 11ten Sammlung seiner Blätter für höhere Wahrheit S. 306. noch einmal die Aussprache Jehovah als die ursprüngliche in Schutz nimmt und zugleich die kabbalistische Erklärung, aber freilich nicht mit überzeugenden Gründen.

**) Ebenso auch nachher das Targ. Hieros. 2. M. 3, 14. (qui fuit est et erit dixit mundo) u. Targ. Jon. 5 M. 32, 39.

die Weltmutter (S. Görres, Mytheng. S. 401. Creutzers Symbolik I. 519 ff.), namentlich wird sie bei den spätern synkretistischen Philosophen so dargestellt, z. B. bei Apulejus, wodurch eben die Annahme, daß jene saitische Inschrift in einer synkretistisch-neuplatonischen Fabrik entstanden sei, noch mehr Wahrscheinlichkeit enthält. Aus Athenagoras leg. pro Christ. c. 19. führt Mosheim die Stelle an: ἢ περὶ τῆς Ἴσιδος (was soll ich von ihr sagen), ἣν φίσιν αἰῶνος, ἐξ ἧς πάντες ἔφυσαν, καὶ δι' ἧς πάντες εἰσὶ, λέγουσι. Wer erinnert sich nicht ganz ähnlich lautender pantheistischer Aussprüche über Zeus in den ebenfalls in neuplatonischer Fabrik entstandenen Orphischen Hymnen? Man vgl. auch das Gebet, welches aus alter Zeit Pausanias (Phoc. X. 12.) anführt: Ζεὺς ἦν· Ζεύς ἐστι· Ζεύς ἔσσεται· ὦ μεγάλε Ζεῦ· Auch das pantheistische Indien hat ähnliche Aussprüche, z. B. sagt Krischna im Bhagavat Gita von Wilkins S. 72. von sich: «Mein Geist ist der Hüter von Allem was ist; wisse daß alle Dinge in mir sind, gleich wie die Luft, alles durchdringend, doch im Raume des Aethers befaßt bleibt. Am Ende der Kalpa wird Alles wieder in meine Wurzel zurückkehren, und ich werde es wieder erschaffen.» — Zum Ueberfluß werde endlich noch bemerkt, daß, wenn die Aegypter ja in ihren Mysterien auch eine reinere Gotteserkenntniß hatten, diese sich gewiß an den Urgeist Kneph und nicht an die Isis angeknüpft hätte. Meiners, welcher gegen Jablonsky behauptet, die Aegypter hätten keine intelligenten, geistigen Gottheiten gehabt, hat in Bezug auf Kneph wohl am wenigsten Recht.

So ergiebt sich uns denn von allen Seiten her das Resultat: so wenig sich direkt nachweisen läßt, daß die Aegypter den Namen Iao kannten, so wenig kann mit irgend einem Fuge aus der saitischen Inschrift indirekterweise auf die Bekanntschaft mit diesem Namen geschlossen werden.

Es ist indessen noch ein anderes Datum übrig, auf welches man geglaubt hat, indirekterweise jene Annahme gründen zu können. Wir finden in einem Buche aus der nachchristlichen Zeit, in der Schrift *περὶ ἑρμηνείας* folgende etwas räthselhafte Stelle: *Ἐν Αἰγύπτῳ καὶ τοὺς θεοὺς ὑμνοῦσι διὰ τῶν ἑπτὰ φωνηέντων οἱ ἱερεῖς, ἐφεξῆς ἠχοῦντες αὐτά. Καὶ ἀντὶ αὐλοῦ καὶ ἀντὶ κιθάρας τῶν γραμμάτων τούτων ὁ ἦχος ἀκούεται ὑπ' εὐφωνίας, ὥστε ὁ ἐξαίρων τὴν σύγκρουσιν οὐδὲν ἄλλο ἢ μέλος ἀτεχνῶς ἐξαίρει τοῦ λόγου καὶ μοῦσαν.* Diese räthselhafte Stelle ist nun schon früh auf den Namen Jehovah bezogen worden. Schon Scaliger schwankte, ob die *ἑπτα φωνήεντα* auf יְהוָה הוּא hindeuteten, oder auf Serapis, da eine Glosse des Hesychius sagt: *τὸ ἑπταγράμματον Σαράπις.* Nachher hat Nic. Fuller in seiner Abh. über den Namen Jehovah den Vorschlag gemacht, sich die Vokole so geordnet zu denken: *IE (H) O (Ω) YA*, indem er meint, die langen Vokale seyen in den kurzen inbegriffen. Gegen ihn erklärte sich besonders Ludw. Capellus *). — Glücklicher glaubte das Räthsel der große Philologe Matthias Gesner gelöst zu haben, welcher in einer Kommentation über jene Stelle die 7 griechischen Selbstlaute so ordnete, daß der vollständige Name *IEHΩOYA* daraus hervorging (Comm. Soc. Gott. ad a. 1751. T. I.) Nachdem nun diese Abhandlung von Gesner erschienen war, so glaubten auch die Theologen sofort sich darauf, als auf einen sichern Erweis der Existenz des Namens Jehovah bei den Aegyptern berufen zu können. So Michaelis, Supplem. ad lex. Hebr. I. 726., derf. in der Orient. Bibl. Th. XI.

*) Man findet das Hiehergehörige in der Sammlung Decas dissertat. philol. de vera pronuntiatione nominis Jehovah, ed. H. Relandus, Traj. 1707, wo die Dissertationen über diesen Gegenstand sich finden von Drusius, Amama, Capellus, Fuller — die von Drusius ist die reichhaltigste.

S. 19., Bauer, de Wette u. v. A. Auch Dr. Gesenius, wiewohl er sich behutsamer ausdrückt, im größeren deutschen Lex. I. 372: «Eine sinnreiche Vermuthung, freilich kaum etwas weiter! Dann wäre der ohnehin nicht semitisch klingende Name ägyptischen Ursprungs.» Sind aber die vorher angeführten Beweisgründe für den ägyptischen Ursprung des Namens unhaltbar gewesen, so ist es wahrlich auch dieser in nicht geringerem Maaße.

Zuerst fragen wir, wer giebt uns jenen Bericht und aus welcher Zeit stammt er? Hier befinden wir uns nun gleich wieder in Verlegenheit. Daß der Demetrius, dem das Buch zugeschrieben wird, Demetrius Phalereus sei, daran wird niemand jetzt glauben. Mögen wir den Verf. nun auch noch so früh, mit Gale, Gesner, Harles unter Kaiser Antoninus oder allenfalls selbst mit Valesius unter Augustus setzen, immer haben wir auch hier eine Nachricht aus einer Zeit, wo der ägyptische Kultus bereits synkretistisch umgemodelt war, und nimmermehr der Schluß gelten kann, daß, was uns hier von den ägyptischen Priestern im Zeitalter nach Christo erzählt wird, auch von denen gelte, mit denen ein Moses oder ein Abraham mehrere tausend Jahre vorher zu thun hatten. Wir können es aber auch vielmehr wahrscheinlich machen, daß würklich der von Demetrius erwähnte Gebrauch der ägyptischen Priester, erst einem der Jahrhunderte nach Christo angehöre. Doch ehe wir dies thun, fragen wir noch, und zwar mit Verwunderung, daß Niemand vorher sich diese Frage aufgeworfen hat — kann man denn würklich aus jener Nachricht schließen, daß der Name und zwar einer Gottheit abgesungen worden sei? Es heißt ja «den Göttern (in der Mehrzahl — sie konnten doch nicht Alle den Namen führen) wird lobgesungen durch die sieben Vokale, und dies dient statt aller Hymnen.» Führt dies nicht vielmehr darauf, daß eben nur die Absingung bloßer Töne die Stelle von Hymnen

vertreten habe? Es wird uns in der That berichtet, daß noch bis auf späte Zeiten herab in den ägyptischen Schulen die Vokale mit dem Ton, der ihnen als Noten zukam, abgesungen wurden (Didymi Rudim. litter. Copt.). Daß dieses die richtige Auffassung der Stelle sei, wird uns auffallend durch die Erklärung bestätigt, welche Otfried Müller neuerlich in einer Rec. von Soldans Dissert. Rerum Milesiarum comm. I. von der von Barthelemy (Mem. de l'Acad. des Inscript. T. XLI. p. 516.), Kopp u. A. früher erläuterten milesischen Inschrift gegeben hat. In dieser milesischen Inschrift findet sich die Anrufung an einen Gott, der in der fünfmal wiederholten Formel jedesmal durch die 7 Vokale bezeichnet wird, die immer zweimal hinter einander, aber jedesmal anders gestellt erscheinen, z. B. *Αεηιονω, Εηιονωα, Ηιονωαε, Ιονωαεη, Ονωαεηι.* Jeder Vokalgruppe geht ein *ἅγιε* voran, und dem Ganzen folgt die Schlußformel: *ἀρχαγγέλοις φυλάσσεται ἡ πόλις Μιλησίων καὶ πάντες οἱ κατοικοῦντες.* Müller gedenkt nun zuerst der Bedeutung der Vokale bei den Alten, nach welcher sie die 7 Planeten bezeichneten (s. Dionysius Thrax bei Becker, Anecd. II. p. 796); eben hieran hatte auch schon Gale und Jablonsky gedacht. Darauf erwähnt er als das Wahrscheinlichste, daß die Vokale hier die sieben Töne der Oktave bezeichnen. Diese 7 Töne seien nun auch identificirt mit den 7 Wandelsternen und den 7 Sterngeistern — wir möchten lieber sagen: den 7 Sterngeistern wurde in der mystischen Siebenzahl der Töne Lob gesungen *). Man sieht,

---

*) Ein anderes Beispiel, wie leicht es ist, aus Allem Alles zu beweisen, wenn man sich von ungefähren Aehnlichkeiten leiten läßt, giebt Adair in seinem merkwürdigen Buche The history of the American Indians, Lond. 1775., der uns die Entdeckung mittheilt, daß die nordamerikanischen Indianer ebenfalls den Namen Jehovah kennen, und zwar ist sein Schluß gerade derselbe, wie der von Gesner und den Theologen, die ihm nachgesprochen haben. Er berichtet nämlich S. 46. 47.:

wie sehr diese Inschrift für die Stelle bei Demetrius lichtgebend ist. Und in welche Zeit werden wir nun jene milesische Inschrift zu setzen haben? Müller meint, aus Sprachgründen in die letzte Zeit des Heidenthums. Jedenfalls muß sie aus einer Zeit herrühren, wo orientalische Theosophie herrschend geworden war. Dahin weist eben schon das mystische Namenspiel, welches so ganz im Geiste dieser Zeit ist, und besonders die *ἀρχάγγελοι*. Aehnlich sind die mystischen Verse in Euseb. Praep. Ev. I. XI. c. 6., vergl. die von Porphyrius angeführten Orakel, wo sich Apollo *βασιλεὺς τῆς ἐπταφθόγγου, ὃν πάντες ἴσασιν* nennt, ib. I. V. 14.

Auf die Nachweisung des ägyptischen Ursprungs des Wortes wird man mithin genöthigt seyn, gänzlich Verzicht zu leisten *). — Indessen ist, wie schon in der älteren, so auch in der neueren Zeit manchem die Aehnlichkeit des Klanges aufgefallen, welche zwischen dem lateinischen Jovis und dem hebräischen Jehovah Statt findet, und eben dieses hat zu neuen Vermuthungen über den ausländischen Ursprung des Namens Veranlassung gegeben.

Jene Aehnlichkeit war freilich, wie gesagt, auch schon älteren Theologen aufgefallen, nur hatten sie, wie sich erwarten läßt, einen umgekehrten Schluß daraus gezogen, daß näm-

---

„Bei gewissen Ceremonieen gehen die Indianer mit tief gebogenem Haupte einige Schritte vorwärts, und sagen ganz kurz im Baßton: Ja!, dann gehen sie zurück und singen das rauhe Monosyllabum O!, dann folgt mit lautester Stimme: Hi!, und zuletzt wild und im Baß wah!“ — Was ist klarer, schließt unser Reisender, als daß dies der heilige Name Jehovah ist, und daß sie zu den verlornen zehn Stämmen Israels gehören! Demonstratum est. — Vergl. J. D. Michaelis, Orient. Bibl. XI. Th. S. 18.

*) Ein Einfall von Bohlen, durch welche er der ägyptischen Ableitung zu Hülfe kommen will (Einl. zur Genesis S. 104.), wird von Hengstenberg, Beiträge II. S. 208. zurückgewiesen.

lich die Lateiner ihren Gottesnamen von den Hebräern entlehnt hätten. Ludw. Capellus aber, indem er diese Meinung bei Fuller bekämpft, sagt: non facile mihi persuaserim, deum voluisse, eo usque Satanae laxare habenas — ja sogar Voltaire im Dict. philos. s. v. Jéova leitet das lateinische Jovis von dem hebräischen Namen her und nicht umgekehrt. Besonders ist hier zu vergl. Selden, de Diis Syris, Synt. II. Anders dagegen neuere Mythologen und Theologen. Nach Buttmann, der wohl unter allen Neuern in seinem Mythologisiren der Mosaischen Urkunden am willkührlichsten und am unglücklichsten verfahren, ist nicht nur Jehovah und Jovis, sondern auch Japhet und Janus dasselbe Wort (über den Mythos von Noahs Söhnen im Mythologus I. S. 224.) — und bei de Wette in den Beiträgen Th. 2, S. 183. heißt es: «Meiner Meinung nach ist gegen die Ableitung des יהוה von היה die Verwandtschaft von Jehovah und Jovis entscheidend. Beide Namen haben einen älteren, tieferen Ursprung und Jehovah war wahrscheinlich ebenso ein nom. prop., wie Jupiter.» —

Der tiefere Ursprung, auf den hier hingedeutet wird, soll doch wohl die Sprache von Hinterasien seyn, welche man ja als das Seminarium der vorderasiatischen Sprachen, mithin auch der hebräischen Sprache, anzusehen gewohnt ist. Aus den hinterasiatischen Sprachen ließe sich nun in der That auf folgende Weise der griechische und hebräische Gottesname ableiten. Jovis ist nicht die ältere Form, sondern Djovis (Varro de lingua lat. 5, 20.). So findet sich auch bei Festus Fast. Praen. (Wolf ed. Suet. Vol. IV. p. 321.) das Wort Vedjovis «Unjupiter.» Dieses nun ist identisch mit Deus, dem äolischen *Δεύς*, dem griechischen *Ζεύς*. Weiter weist nun dies nach Armenien, wo thew, Persien wo dew (daemon), Indien wo dewa, Name der Gottheit. Noch weiter vermögen wir den Ursprung dieses Namens zu verfolgen, indem djo, diw

im Sanskrit Himmel (nach Bopp's Vermuthung auch Tag) heißt, vergl. das Lateinische divum, sub dio, *Διοσημεῖα*. Diespiter im Sanskrit diwaspati, Tagesherr. So bedeutet auch im Esthnischen Jummal Gott und Himmel, so heißt auch im Chinesischen thian Himmel, thi Gott (Kurz Nouveau Journal Asiatique Juin 1830). Vergl. Pott, Etymol. Forschungen II. S. 98 f. Für die Ableitung von Jehovah aus Djovis ließe sich nun sagen, daß das d, was in anderen Fällen statt findet, am Anfange abgeschliffen sei. Dergleichen Abschleifungen könnte man in der älteren wie in der neueren Sprache nachweisen. Im Sanskrit dvi zwei, vinsati zwanzig, vergl. duo und viginti, zwei und beide, is und dieser, giorno, jour und diurnus, *ζύγος* und jugum u. a. m.

Wir zweifeln nicht, daß diese von uns hier gegebene Ableitung Vielen willkommen seyn und leicht und natürlich scheinen wird. Allein bei nichts weniger als bei Sprachvergleichung darf man sich mit dem ersten Anschein, mit dem bloßen Gleichklang der Worte genügen lassen. Wir führen, ehe wir auf unsern Gegenstand näher eingehen, einen hieher gehörigen Beleg an. Es ist bereits herkömmlich geworden, unter den mancherlei auffallenden Uebereinstimmungen des Persischen und Deutschen, auch den Namen Gottes anzuführen *). Gott heißt im Neupersischen choda. Welcher Klang kann ähnlicher seyn? Aber wie unwahrscheinlich wird diese Ableitung, wenn wir auf die ursprüngliche Form des persischen Wortes zurückgehn. Das Neupersische hat seinen näch-

*) So von Salmasius an Alle, welche die Verwandtschaft des Persischen mit dem Deutschen berührt haben, Le Pileur, Murray, v. Hammer, auch derjenige, welcher neuerlich am genauesten über jenes Verwandtschaftsverhältniß gehandelt, Dorn, Ueber die Verwandtschaft des persischen und germanischen Sprachstammes, Hamb. 1827. S. 170. — Natürlich bringt auch Kanne Gott mit choda zusammen. Aus dem was er uns über diesen Namen in seinem Buche: Erste Ur-

sten Quell am Zend. In der Zendsprache heißt Gott kuadâta = a se datus, zusammengesetzt aus kua und data, im Sanskrit svayamdata = der sich selbst Ursprung seines Daseyns ist. Ist nun choda nur eine Zusammenziehung zweier Wörter, liegt das Verbum geben darin, wer kann dann noch an eine Vergleichung mit dem deutschen Gott denken, ungeachtet diese Vergleichung anfangs so nahe zu liegen schien? Vergl. Bournouf, Extrait d'un Commentaire etc. im Nouv. Journal Asiatique, 1829. T. III. p. 344—46. und Bopp vergleichende Gramm. I. S. 35., welcher ebenfalls diese Ableitung des deutschen Wortes zurückweist *). Was nun die Vergleichuug von Jehovah oder Jahawe oder Jahvo — denn über die ursprüngliche Vokalisation wollen wir hier nicht entscheiden — mit Jovis oder, um auf die letzte Wurzel zurückzugehn, mit dem sanskritischen dewas betrifft, so tritt zuerst das doch wahrlich nicht geringe Bedenken ein: Soll die ältere Form, die d an der Spitze trägt, sich in den jüngeren Sprachen, der Griechischen, Altlateinischen, erhalten haben und im Hebräischen abgeschliffen worden seyn? Ferner, ist das hebräische Wort aus der Wurzel djo entstanden, woher das ה? deutet dieses nicht ganz entschieden auf eine Ableitung vom Stamme הוה? Etwas anderes wäre es noch, wenn der Name sich gar nicht im Hebräischen etymologisch be-

---

kunde der Geschichte, S. 579 ff. sagt, lernen wir aber auch noch manches Andere: 1) daß würklich Jehovah = ist dem koptischen io = Mondgöttin, Mondkuh; 2) daß die Berliner Aussprache Jott für Gott sich ein hohes Alter vindicirt, denn Gott ist = dem Buchstaben Jota; 3) daß der Name ursprünglich יה lautete (welches doch bekanntlich erst die rabbinische Abkürzung ist).

*) Uebrigens ist auch die schöne Ableitung des Namens aus dem Deutschen selbst, nämlich vom adj. gut, die unter andern Luther im Katechismus so lieblich anwendet, unzulässig, denn das Adj. hat in allen Dialekten den Vokal a, s. Grimm Mythologie S. 10.

gründen ließe. Aber wie, wenn sich dies auf's vollkommenste thun läßt? Zuerst findet sich die ältere Form הוה mit ו vom Verbum היה auch noch im Imperativ in der Poesie, welche Archaismen liebt, Hiob. 37, 6. 1 M. 27, 29. Jes. 16, 4. Sodann läßt sich das Wort als Futurum יַהְוֶה schreiben und entspricht dann dem Ἰαβέ, welches die Aussprache der Samaritaner gewesen seyn soll. Der sich so ergebende Sinn ist aber auch vollkommen passend zu 2 M. 3, 14. Das Futurum hat oft die Bedeutung der Dauer, «denn das Dauernde ist das Unvollendete, stets wieder Werdende, bis ins Unbestimmte» (Ewald kl. Gramm. §. 264.). So bezeichnet יַעֲקֹב nicht den, der einmal überlistet hat, sondern den Ueberlister (vergl. Hengstenberg a. a. O. S. 235.). So bezeichnet demnach der Name יַהְוֶה den ewig sich gleich Bleibenden, Unveränderlichen, auf welche Bedeutung auch die Stellen Mal. 3, 6. Hos. 12, 6. Offenb. 1, 4. 8. hinweisen (vergl. meinen Komm. zu Hebr. 13, 8.).

Heißt es nicht, sich geradezu Räthsel machen, wenn man in einem Falle, wie der vorliegende, wo die einheimische Sprache uns eine grammatisch begründete und durch mehrere anderweitige Zeugnisse gestützte Ableitung an die Hand giebt, das Ausland zu Hülfe rufen will und zwar einzig und allein durch Schallähnlichkeit geleitet? Es ist doch wohl nunmehr anerkannt, zu welchen ungeheuren Fehlgriffen die nur auf Schallähnlichkeit sich gründende Sprachableitung verleitet hat. Wie lange hat man z. B., durch solche Schallähnlichkeit verführt, das deutsche Mensch (menisko) und das sanskritische manuscha mit dem hebräischen אֱנוֹשׁ kopulirt, während das letztere auf den Stamm אנשׁ schwach seyn, das erstere auf man, denken, zurückweist. Und was ist es denn, was ein solches Sträuben gegen die offen daliegende und mit der Mosaischen Urkunde zusammenstimmende Ableitung des Namens bewürkt hat? Ist es nicht am Ende dies, daß eine so erha-

bene Bedeutung des Namens mit den schlechten Begriffen, die man sich von Jehovah als jüdischem Nationalgotte gemacht hat, nicht stimmen will? So sagt de Wette in den Beiträgen II. S. 182: «ein so abstrakter Name, wie der wäre von היה abgeleitet, eignet sich nicht zum Nationalnamen eines Gottes;» und ebenso Hartmann und Bohlen (Einl. zur Genesis S. 103.). Allerdings; aber wer heißt auch den Jehovah des A. T. für einen bloßen Nationalgott halten? Gegen diese Ansicht vergl. unter Andern von Cölln in seiner Abhandlung über die Theokratie in Wachler's Philomatie Thl. III. S. 215. Ist es überhaupt richtig, an den Anfang der Geschichte religiöse Rohheit zu setzen? oder wird man nicht Adolph Wagner beistimmen müssen, der in seiner Uebersetzung von Murray sagt (S. 7.): «Der Annahme aber einer ursprünglichen Rohheit, die sich allmählig zur Vernünftigkeit heraufgebildet, widerspricht der religiöse Uranfang der Menschheit, der doch wohl ein Vorwalten und Ueberwiegen des Geistigen verkündet, ebensowohl als Erfindung der Sprachen, der Schrift, astronomische, tiefsinnige Berechnungen u. s. w.» Will man jedoch dem A. T. einen so erhabnen Gottesnamen abstreiten, so wird man ihn wenigstens den Hindus und dem Zendavesta zugestehen müssen. Wie schon erwähnt, so sind bei den Hindus stehende Epitheta der Gottheit swajambhu, der durch sich selbst seiende, swadatta, der sich selbst gegeben hat (Bopp, vergleichende Gramm. I. S. 35.). Zwar bemerkt v. Bohlen dagegen, daß diese Benennung auf späterer Philosophie beruhe. Mir ist nicht bekannt, ob jene Namen schon in den Veda und im Manu vorkommen; aber der Sache nach sind nicht verschieden die erhabenen Bezeichnungen, welche Johannsen aus den Veda's nachweist. (Die kosmologischen Ansichten der Inder und Hebräer, Altona 1833 S. 7 u. 10.).

Auch nachdem diese meine Abhandlung erschienen, ist von Bohlen und von Vatke die Ableitung des Namens Jeho-

vah aus der Fremde wiederholt worden. Der erstere hat in seiner ungründlichen und durchaus oberflächlichen Weise die Ableitung aus dem Aegyptischen wieder herbeigezogen. Er sagt a. a. O. S. 103.: «Man möge die Punkte setzen, wie man wolle, so wird eben so wenig als durch Uebertragung der Punkte von Adonai das Ausländische und Fremdartige verhehlt werden und die Gelehrsamkeit Tholucks hat hier wenig gethan, dasselbe zu heben.» Meine Abhandlung hat wenigstens das bei dem Verfasser bewürkt, daß wir nicht auch bei ihm jenes Citat aus Diodorus Siculus und aus dem Buche *περὶ ἑρμηνείας* zu lesen bekommen, wie man sich dieses bei seiner sonstigen Unkritik hätte gewärtigen müssen. Ist er doch so unkritisch, sogar die Drakelverse aus Macrobius und die Abraxasgemmen als Zeugniß für das Vorhandenseyn des Namens bei ausländischen Völkern anzusehen. Außer diesen Zeugnissen, welche anzuführen ihn wohl ein kritisches Schaamgefühl hätte verhindern müssen, hat er nichts weiter für seine Meinung beizubringen, als daß der ägyptische Pharao den Namen Eljakim in Jojakim umgewandelt, 2 Könige 23, 34. Die gänzliche Nichtigkeit dieser Instanz hat Hengstenberg nachgewiesen, siehe oben S. 397. Auch Vatke geht, was wenigstens die Etymologie des Wortes Jehovah betrifft, nicht gründlicher zu Werke. Er sagt in der biblischen Theologie S. 676. Anmerkung 2., meine Gegengründe möchten wohl «durch obige Bemerkungen gehoben seyn.» Welches sind nun die «Bemerkungen,» durch die meine Gegengründe widerlegt werden sollen? Sie sind in den Worten S. 672. enthalten. «Um die ursprüngliche Form zu finden, hat man sich hauptsächlich an die Elemente oder Buchstaben zu halten, welche auf hebräischem Sprachgebiete befremden, was hier bei dem ersten und dritten Konsonanten der Fall ist, wogegen die Vokale und die beiden He, worauf man zuweilen zu viel Gewicht letg, gleichgültiger sind, da sie sich aus der spätern

hebräischen Etymologie erklären. Es steht daher (?) nichts entgegen, den Namen mit Jovis, Jupiter und den damit zusammenhängenden griechischen, indischen und persischen Gottesnamen zu kombiniren.» Wohl muß man fragen: Heißt dies widerlegen? Die Konsonanten Jud und Wav sollen ausländisches Gepräge haben? Das Wav in der Mitte doch auf keinen Fall, und das Jud doch eben so wenig, wenn das Wort eine Futurform ist. Das He soll durch eine hebräische Etymologie hineingetragen seyn? So wäre denn also der Name, womit ein ganzes Volk seinen Gott bezeichnete, durch eine etymologische Spielerei auf einmal ein ganz andrer geworden — haben die Etymologien die Namen geschaffen oder die Namen die Etymologien? Und was setzt Dr. Vatke der Instanz entgegen, daß doch nicht die spätere griechische und lateinische Sprache die ursprünglichere, und die alte hebräische die abgeschliffnere Form des Namens besitzen wird? was der Instanz, daß sich der Name nach den Regeln der Grammatik im Hebräischen erklärt und zwar so erklärt, daß die Etymologie mit der Stelle im Exodus ganz übereinstimmt? — Es kann keinen schlagenden Beweis für die Befangenheit dieser Hyperkritiker geben, welche Jeden, der ihnen nicht beistimmt, der Unkritik zu bezüchtigen geneigt sind.

Um vieles unbefangener zeigt sich auch hier Dr. Gesenius, der in seinem Thesaurus s. v. יהוה, welchen noch nicht ausgegebenen Artikel er mir mitzutheilen die Güte gehabt hat, die noch im lateinischen Lexikon von 1833 aufgestellte Ansicht, daß der Name, vielleicht mit Jovis zusammenhängend, von den Aegyptern zu den Hebräern übergegangen seyn dürfte (— in welchem Falle er freilich nicht mit Jovis zusammenhängen könnte, es müßte denn diese Wurzel im Koptischen nachgewiesen werden —), zurückgenommen hat und zu der Ableitung aus dem Hebräischen יְהֹוָה zurück-

gekehrt ist. Im Interesse derjenigen, welche sich indeß nicht überzeugen können, daß diese abstrakte Etymologie dem ingenium antiquiorum Hebraeorum angemessen sei, wird in einer Anmerkung noch die Konjektur vorgetragen, daß ja wohl auch יְהוָה als Futurum Hiph. gefaßt werden könne, in welchem Falle es den Schöpfer bedeuten würde.

V.

Die Geschichte Bileams.

Die bedeutenden israelitischen Volkshaufen waren unter Moses Leitung bis an die Gränzen der Amoriter gekommen. Sie hatten auf diesem Wege das Gebiet der Moabiter umzogen, die als ein verwandtes Volk von ihnen verschont werden mußten. Die Moabiter hatten jedoch damals ein anderes Land inne, als früher, wo sie bis an den Jordan gewohnt hatten. Von da nämlich waren sie durch die Amoriter über den Arnon zurückgedrängt worden; die letzteren hatten sogar Chesbon, eine Stadt des von den Moabitern eroberten Landstriches, zu ihrer Hauptstadt gemacht. Israel war also, am Rande der arabischen Wüste hinziehend, bis an die Ostgränze des nunmehrigen Reiches der Amoriter gekommen, und begehrte freien Durchzug nach Kanaan; Sihon aber, der Amoriter König, wohl noch voll Stolzes auf seine Siege über die Moabiter, zog den Israeliten entgegen, um sie zu verjagen, wurde aber bei Jahza völlig geschlagen, und Israel eroberte alle seine Städte und vertilgte die Einwohner. Von hier zogen die Kinder Israel nach Norden hin, gegen das weidenreiche Basan, das noch unter einem Enakiten, Og, stand. Dieser zog ihnen ebenfalls mit einem Heere entgegen, ward aber bei Edrei erschlagen, und sein Volk gleichfalls ausgerottet. Nachdem auf diese Weise das Ostjor-

danland erobert, und somit die bequemsten Zugänge zu dem Lande Kanaan in den Händen der Israeliten waren, zogen diese wieder südlich, um in Kanaan selbst einzudringen. Sie lagerten sich in den Gefilden Moabs. Nach den Stellen 4 Moses 22, 1. 33, 48 — 50 war dies der Theil der Jordanebene, der gegenüber Jericho, auf der Ostseite des Jordan lag, und eine Breite von kaum 2 Stunden hatte. Den Namen trug diese Gegend wohl noch von ihren früheren Besitzern. Gegen Süden ward sie vom todten Meere, gegen S. O. vom Gebirge Pisga, gegen Osten vom Gebirge Gilead begränzt. Im Westen reichte sie an den Jordan, und gegen Norden zog sie sich als Jordan-Aue ohne besondern Namen weiter. Die ganze Jordanaue wird bekanntlich von zwei hohen Felswänden eingeschlossen, die mit einander auf beiden Seiten des Jordan parallel laufen, und nur hier und da durch einen Wadi (Regenbach) unterbrochen werden. In dieser engen Schlucht war also Israel gelagert. Das von Einwohnern entblößte Gebirgsland im Osten haben unterdessen die Moabiter wieder besetzt, die, von ihren Bergen aus, den nach Süden gerichteten Zug Israels in der Jordan-Aue beobachtend, meinten, die Reihe der Unterjochung komme nun an sie. Sofort wurde eine Verbindung veranstaltet mit der midianitischen Nation. Mit Waffenmacht dem Volke entgegenzuziehen, welches ihre eignen Sieger, die Amoriter, besiegt hatte, wagen die Moabiter nicht. Ein anderes Mittel erscheint ihnen kräftiger, oder wenigstens leichter. Das Alterthum ist überall voll von dem Glauben an Seherkraft, Zauberei und Bannkraft; auch diese arabischen Völkerschaften haben diesen Glauben, den wir auch noch in den späteren Zeiten vor der Einführung des Muhamedanismus bei den heidnischen Arabern vorfinden *). Unter ihren eigenen Stämmen

*) S. Sylvester de Sacy in den mémoires de l'acad. des inscript. T. XLVIII. p. 492. 634, wo von der Zauberei und Wahrsagung bei

können die Fürsten der beiden Völker, die sich mit einander verbunden haben, keinen Gottbegeisterten finden, welcher im Stande wäre, ihnen jenen Dienst zu leisten. Sie haben von einem Manne gehört, der etwa 20 Tagereisen entfernt, am Euphrat wohnte, und der vorzugsweise wegen seiner Seher- und Bannkraft Berühmtheit erlangt hatte. Botschafter von beiden verbundenen Nationen gehen an ihn ab. Bileam, dieser merkwürdige Mann, tritt nun in psychologischer und religiöser Rücksicht als eine wunderbare Erscheinung auf; es ist ein Mann, der den Glauben an Jehovah hat, ohne doch zu den Nachkommen Abrahams zu gehören. Wir haben außer ihm nur noch ein Beispiel der Art, nämlich in Melchisedek, der sogar ein Priester des wahren Gottes ist, mithin wohl auch eine Gemeinde gehabt hat, und doch mit Abrahams Geschlecht nicht zusammenhängt. Es dient diese Erscheinung dazu, den Glauben zu bestätigen, daß dem Götzendienst und der Naturreligion der alten Völker ein reinerer Kultus voranging, der aber zur Zeit Abrahams bereits im größten Theile der Menschheit erloschen war, und noch mehr zur Zeit des Moses. In Mesopotamien herrschte gewiß um diesen Bileam herum der Götzendienst; der Vater Abrahams, Tharah, war ein Götzendiener gewesen, wie man aus Jos. 24, 2 ersieht. Auch Laban in Mesopotamien mit seiner Tochter Rahel ist götzendienerisch (1 Mos. 31, 31). Kein Wunder daher, wenn wir auch bei Bileam die reine, fromme Gesinnung nicht finden, wenn sich vielmehr bei ihm ein gewisses Gemisch von Gottesverehrung und idololatrischer Gesinnung, ächtem Prophetismus und Zauberei findet. Die Götzendiener um ihn her mußten um so leichter auf ihn Einfluß gewinnen, da wir ihn aus der Geschichte als einen wankelmüthigen und

---

den Arabern die Rede ist. Ueber ihre verschiedenen Arten, die Zukunft zu erfahren, namentlich durch Loosen, s. auch Pococke, Specimen historiae Arabum, ed. II. S. 313.

von äußern Rücksichten abhängigen Mann kennen lernen. Diese Mischung von treuer Anhänglichkeit an Jehovah und von Hinneigung zum Götzendienst findet sich zunächst darin, daß seine Neigung ihn zu dem Geldgewinn, den der Moabiter-König ihm anbietet, hinzieht, ungeachtet er wohl Nachricht haben mochte, daß dieses Volk, dem er fluchen sollte, von einem Mesopotamier herstammte, welcher die Religion der Väter rein erhalten hatte — noch mehr darin, daß wir ihn am Ende unter den Moabitern wieder finden, und zwar von den Vorgängen, die er erlebet hatte, so wenig erschüttert, daß er den Feinden Israels den Rath ertheilt, wie sie dieses Volk zum Götzendienst verführen könnten (4 Mos. 31, 16). Außerdem ist auch die Art, wie er Weissagung sucht und erhält, von der der Propheten verschieden. Es heißt in der Erzählung selbst, 4 Mos. 24, 1, er habe nicht mehr wie vorher נחשים Zauberkünste mit der Weissagung verbunden, K. 23. 23 sagt er, daß kein Zauber קסם gegen Israel Kraft hat. Außerdem — ein Umstand, der selten beachtet worden — heißt es immer in der Erzählung, Bileam sei bei Seite gegangen, wenn er weissagen wollte, und da sei ihm Gott begegnet, 4 M. 23, 3. 4. 15. 16. vgl. 22, 19, welcher Ausdruck unseres Wissens nirgends bei ächten Propheten vorkommt. Ferner fällt er bei seinen Sprüchen in Ekstase nieder K. 24, 4. u. 24, 3, u. 15 heißt er אישׁ שׁתם עין, welches, wenn man שׁתם gleichbedeutend mit סתם und שׁתם nimmt, im Arabischen سَنَمٌ, der Mann mit geschlossenem Auge heißt, wobei dann am nächsten liegt, an einen, dem Somnambulismus ähnlichen, ekstatischen Zustand zu denken, in welchem sich krampfhaft die Augen schließen *). — Josua 13, 22 ist von ihm, als

*) De Geer in seiner Abhandlung de Bileamo Traj. ad Rhen. 1816. verschmäht die Ableitung des Worts aus dem Chaldäischen, welche in neuerer Zeit die gewöhnliche ist, nach der der Terminus gleich

von einer bekannten Person, geradezu unter dem Namen הקוסם der Zauberer die Rede.

Dieser halbherzige Verehrer Jehovas nun, zu welchem wohl die Missionsgeschichte manche Parallele unter heidnischen Priestern dürfte nachweisen können, widersteht zuerst der Lockung der arabischen Abgesandten, als aber Balak, welcher die Weigerung mehr aus der Eitelkeit des Sehers erklärt (K. 22, 37.), vornehmere Boten schickt, da versteht sich derselbe, nachdem er sich eine, wenigstens bedingungsweise, zusagende Gottesstimme verschafft hat, dazu, mitzuziehen. Noch geschieht ein warnendes Wunder auf dem Wege *). Er erhält

---

גלוי עין seyn würde (s. Gesenius und Wiener u. d. W.); den Ausdruck: „der Mann mit geschlossenem Auge" will er aber so fassen: „dem gewöhnlich die Zukunft dunkel ist."

*) Ich muß bekennen, das ich nie das Bedenken gehabt habe, dem klaren Texte der Erzählung — wie man sich auszudrücken pflegt — Gewalt anzuthun, wenn ich diese Erzählung wie Herder auffaßte. Dem Bileam ist das, was hier berichtet wird, würklich begegnet, die Eselin hat würklich für ihn gesprochen. Daß aber der Seher dabei nicht in seinem gewöhnlichen Zustande gewesen, dürfte doch wohl schon hinlänglich der Umstand zeigen, daß Bileam sich über ihr Gespräch nicht im mindesten wundert. „Da ergrimmte — heißt es — der Zorn Bileams, und er schlug die Eselin mit dem Stabe." „Da that der Herr der Eselin den Mund auf, und sie sprach zu Bileam: Was habe ich dir gethan, daß du mich nun dreimal geschlagen hast." Welcher Reiter würde, wenn sein Thier würklich eine solche Klage begönne, ruhig darauf sitzen bleiben, und sich damit begnügen, ihm bloß eine ganz vernünftige Antwort zu geben, und nicht vielmehr sogleich herabspringen und Zeter schreien. Bileam aber giebt zweimal, ohne auch nur mit einem Worte über die seltsame Unterredung seine Verwunderung zu bezeugen, der Eselin seine Antwort. Dies weist wohl deutlich darauf hin, daß das ganze Gespräch das Produkt eines ekstatischen Zustandes war, von welchem der Seher nachher selbst nicht mit Bewußtseyn unterschied, inwiefern es außer ihm, oder in ihm vorgegangen sei. Diese Annahme hier kann um so weniger etwas Unzu-

einen tiefen Eindruck davon, daß er etwas werde aussprechen müssen, was wohl mit seinen eignen Wünschen nicht ganz harmoniren werde, und so kommt er im Gebiete der Moabiter an. Der Emir der Moabiter geht ihm, seine Ehrsucht kennend (K. 22, 57), feierlich entgegen, und geleitet ihn in den Hauptort des Volkes, die Gassenstadt (der Name selbst erinnert an alte Zeiten und an das damals Städtearme Arabien, wo Oerter mit mehreren Gassen eine Seltenheit waren). Schon am nächsten Morgen — also mit Eile — soll die große Handlung vor sich gehen. Wie Berge überhaupt den Alten heilig waren, indem man sich auf ihnen

---

läßiges haben, da man die Erscheinung des Engels mit dem Schwerdt ebenfalls für eine Vision halten muß. Wie will man nämlich sonst die Worte auffassen ויגל יי את עיני בלעם וירא und Gott öffnete die Augen Bileams und er sahe (4 M. 22, 31). Dieser Ausdruck wird nämlich nur da gebraucht, wo man auf wunderbare Weise etwas sieht, was das gewöhnliche Auge nicht sehen würde: dies Geschehene kann nun würklich äußerlich vorhanden seyn, wie der Brunnen der Hagar (1 Mos. 21, 19.), oder es kann auch bloß für den inneren Sinn vorhanden seyn. Wie hier betet Elisa, daß Gott seinem Diener das Auge öffnen möge (2 Kg. 6, 17.), und nun sieht er zu seinem Schutz den Berg voll feuriger Rosse und Wagen — diese haben doch sicher nicht so dagestanden, daß sie hätten betastet werden können, als äußere Sinnenobjekte. Wer will uns nun beweisen, daß Bileam hier auf eine andere Weise den Engel gesehen habe, als dort des Elias Knabe die feurigen Rosse? Aber wenn auch das Eröffnen des Auges genommen wird, wie bei der Hagar, so liegt immer darin, daß gewöhnlicherweise der Engel nicht hätte gesehen werden können. Auch in diesem Falle müßte also bei Bileam ein außerordentlicher (ekstatischer) Zustand angenommen werden. — Ich bemerke nur noch, daß man sich nicht etwa auf 2 Kg. 6, 20. berufen kann, um zu zeigen, daß das Eröffnen der Augen auch ein ganz gewöhnliches Sehen bezeichnen könne, denn dort ist V. 18. gesagt, daß die Verfolger mit Blindheit geschlagen worden, das Oeffnen der Augen bezeichnet also hier die wunderbare Hinwegnahme der Blindheit.

dem Himmel näher wußte, und auch absichtlich, um das Volk, gegen welches der Fluch gesprochen werden sollte, vor Augen zu haben, damit derselbe desto würksamer wäre, wird Bileam auf eine Anhöhe geführt. Das Moabiter Land war an dergleichen reich, indem die Gefilde Moabs in Süd-Osten von dem Gebirge Pisga umzogen waren. Er wird zuerst auf eine Anhöhe geführt, die dem Baal heilig ist, und von welcher aus man die ganze Lagerstätte Israels überschauen konnte, bis an die äußersten Enden. Dieser Umstand zeigt, daß wir hier an eine Spitze jener Felswände des Gebirges Pisga zu denken haben, die zum todten Meere und zum Jordan hinabstürzten. Zu seiner Rechten sahe er hier das Land, welches Gott vor Kurzem in die Hand Israels gegeben hatte, ohne daß die natürliche Festigkeit desselben es schützen konnte; vor sich die Lagerstätte des so unerwartet aus dem Lande seiner Knechtschaft hervorgebrochenen, und so auffallend unterstützten Volkes; zu seiner Linken das todte Meer mit seinen verbrannten, zum Theil noch heißen Ufern, den schaudererregenden Beweis göttlicher Strafgerechtigkeit — eine warnende Mahnung! Nach der auch im heidnischen Alterthum heiligen Siebenzahl werden Altäre errichtet und Opfer gebracht. Bileam geht erst auf einen kleinen Hügel bei Seite, und, wie es heißt, der Herr begegnete ihm, und zeigte ihm, was er sagen sollte. Der König mit seinen Häuptlingen ist indeß bei den Brandopfern geblieben, der Seher kehrt zurück, man erwartet, den Fluch von seinen Lippen strömen zu hören, statt dessen lautet seine Rede:

Aus Mesopotamien ließ mich holen Balak, der König Moabs, aus den Gebirgen gen Morgen,
Wohlan! — sprach er — verfluche mir Jakob, wohlan! verwünsche Israel!
Wie soll ich fluchen, dem Gott nicht flucht, wie verwünschen, den Gott nicht verwünscht?
Vielmehr seh' ich ihn vom Gipfel dieses Felsens, schaue ihn von dieser Höhe,

Er ist ein Volk, das besonders wohnen wird, was nicht gezählt wer-
den wird unter andere Völker.
Wer zählet den Staub Jakobs, die Zahl des vierten Theils Israels?
Wenn ich sterbe, so sei es wie sie, mein Ausgang sei wie ihrer!

Was hast du mir gethan? — ruft erschrocken Balak — du segnest statt zu fluchen? — Bileam erwiedert: Wie konnte ich anders? Was mein Gott mir in den Mund legt, das muß ich auch aussprechen. — Balak ist überzeugt, daß Bileam gern ihm zu Gefallen sprechen möchte, er weiß aber auch, wie viel die Gewalt der Gottheit und der Umstände über einen Seher vermag. Er vermuthet, daß der Seher dadurch insbesondere zu einem begeisterten Segen über Israel vermocht worden sei, daß er die ungeheure Ausdehnung der Lagerstätten des Volks erblickte. Daher führt er ihn jetzt auf die Spitze des Berges Pisga selbst, genannt Späherfeld, weil von diesem höchsten Punkte aus die Moabiter in Kriegszeiten ihre Späher kundschaften ließen. Dieser Berg lag mehr gegen Osten; schon wegen seiner Höhe war hier Alles dem Seher mehr entrückt, was ihm hätte imponiren können, namentlich sahe er hier vom Israelitischen Lager nur die äußerste Spitze vor sich, indem die östlichen Wände des Jordan-Thals, unter denen sich das Lager befand, den größten Theil desselben bedeckte. Auch hier opferte Balak mit seinen Fürsten. Bileam ging abseiten und als er zurückgekommen hebt er, das Antlitz nach Israel gerichtet, folgenden Spruch an:

Erhebe dich Balak und höre! Vernimm Sohn Zippors was ich sage!
Nicht ist Gott ein Mensch, daß er Lügen rede, nicht ein Sterblicher,
daß er Reue empfinde!
Welcher sprechen sollte, ohne es zu thun, reden ohne zu erfüllen.
Siehe, Segen habe ich empfangen! Gott segnet, ich kann's nicht
wenden!
Gott schaut kein Uebels in Jakob, er sieht kein Elend in Israel.
Jehovah, sein Gott, ist mit ihm, Trompetenklang ihres Königs tönt
unter ihnen,
Dessen, der es herausführte aus Aegypten, schnell wie ein Büffel
durchrannte es die Gebiete Arabiens.
Ja, kein Zauber gilt gegen Jakob, keine Wahrsagung gegen Israel.

Bald wird man von Jakob sagen und von Israel: Was hat Gott gethan!
Siehe das Volk, wie eine Löwin erhebt es sich, wie ein Löwe steht es auf,
Und zur Ruhe legt es sich nicht bis es Beute gezehrt, und von der Erschlagenen Blut getrunken.

Erzürnt ruft Balak aus, als er zu seinem Entsetzen auch diesmal mit jedem Worte, statt die Rede zum Fluch sich wenden zu sehn, Segen vernimmt: Willst du denn nicht fluchen, so segne nur auch nicht! Bileam stellt ihm die zwingende Gewalt vor, welche die höhere Macht in der Stunde der Begeisterung über ihn ausübe, aber Balak ist zu begierig, ohne Kriegeszug die Macht Israels zu brechen, er will es daher noch einmal wagen, er glaubt abermal, daß der Ort auf die Beschaffenheit der Weissagung Einfluß ausgeübt habe, und führt jetzt den Weissager auf den Berg, der dem Moabitischen Gotte Peor, einem Gotte der Unterwelt, gewidmet ist. Nach 5 Mos. 3, 29. 4, 46. schaute die Höhe Baal Peor gerade in das Thal am Jordan hinein. Wie der Text berichtet, so blickt diese Anhöhe in die Wüste hin, vermuthlich die Wüste von Jericho. Abermals stellte sich also dem Seher das ganze Lager der Israeliten vor Augen. Die mehrmalige Ortsveränderung ist ganz im Geiste der alten Welt, nach deren Ansicht gerade an gewisse Orte das Wohlgefallen und Mißfallen der Götter geknüpft war, und da überdies diese verschiedenen Anhöhen im Moabitischen Lande verschiedenen Göttern geweiht waren, so konnte Balak um so mehr durch die Ortsveränderung die Erfüllung seiner Wünsche erwarten. Aber noch weniger, als vorher, ist an die Erfüllung seines Wunsches zu denken. Bileam, heißt es, bediente sich jetzt nicht mehr der Wahrsagerkünste — worin diese bestanden haben, können wir nicht sagen, ob im Gebrauche vom Loose oder dgl. —, sondern, getrieben von einer innern Nöthigung, den Segen auszusprechen, spricht er einen noch feierlicheren Segen aus.

Es sagt Bileam, der Sohn Beors, es sagt der Mann mit geöffnetem Auge
Es sagt der Hörer göttlicher Rede, welcher Gesichte vom Allerhöchsten schaut,
Der zu Boden fällt (in Verzückung) und dem dann das innere Auge aufgethan wird:
Wie schön sind deine Zelte Jakob! Deine Hütten Israel!
Wie Auen dehnen sie sich aus, wie Gärten am Flusse!
Wie Aloe hat Gott sie gepflanzt, wie Cedern an Wassern.
Aus den Aesten träufelt Thau und die Wurzel liegt im Gewässer.
Mögen seine Könige einst höher seyn, denn die Agag der Amalekiter, möge erhaben seyn seine Herrschaft!
Gott ist es, der aus Aegypten das Volk führt, schnell im Lauf wie Büffel,
Es verzehrt Völker, die seine Feinde sind, ihre Gebeine zermalmt es, ihre Pfeile stumpft es ab.
Es bückt sich und legt zur Ruhe sich wie ein Löwe, wie eine Löwin, wer stört es auf?
Die dich segnen seyen gesegnet, die dir fluchen verflucht!

Bei diesen Segnungen Bileams vermochte Balak nicht mehr, seinen heftigen Unwillen zurück zu halten. Jeder neue Anlauf, den der König gemacht hatte, seinen eignen Willen in Ausübung zu bringen, war eine neue und kräftigere Erfüllung des Willens Gottes geworden. Nun ruft der Getäuschte erzürnt aus: Meinen Feinden zu fluchen habe ich dich gerufen. Siehe, dreimal hast du schon gesegnet. Die Gottheit hindert dich, den dir zugedachten reichlichen Lohn zu empfangen, auf, fliehe von dan:...!

Doch Bileam erwiedert: Ich kann nicht anders. Was im Innern die Gottheit zu mir redet, daß muß ich auch aussprechen. Und jetzt will ich noch verkünden, was in später Zukunft dies Volk deinem Volke thun wird:

Es spricht Bileam, der Sohn Beors, es spricht der Mann mit aufgethanem Auge.
Es spricht der Hörer göttlicher Rede, der Kenner der Kenntniß des Höchsten,
Der Gesichte des Allerhöchsten sieht, dem, wenn er zu Boden fällt, sein inneres Auge geöffnet wird:
Ich sehe ihn, aber nicht jetzt, ich schaue ihn, aber noch nicht nahe,
Es geht aus Jakob ein Stern auf, ein Scepter erhebt sich aus Israel.

Das zerschmettert die Gebiete Moabs, das zertrümmert die Söhne des Kriegsgetümmels.
Edom wird sein Erbtheil, das Gebürge Seir wird sein Besitzthum, Israel verrichtet Wunderthaten.
Es wird Einer herrschen aus Jakob, der vertilget selbst die Flüchtlinge der Stadt.

Darauf erblickt Bileam die Amalekiter und spricht: *)

Der Erstling der Völker ist Amalek, er dauert bis endlich auch er sinkt.

Darauf sieht er die Keniter und hebt an:

Unerschütterlich mag seyn dein Wohnsitz, dein Nest in Felsen gegründet —
Doch nur, damit Keni vernichtet werde, wie lange, so führt dich Assur gefangen!
Wehe! Wer wird am Leben bleiben, wenn Gott solches thun wird!
Schiffe werden von Griechenland kommen und Assur unterjochen und Heber,
Aber auch Griechenland wird herrschen, bis es endlich untergeht!

Es kommt darauf an, diese letzte Weissagung auszudeuten. Und zwar betrachten wir zuerst die Bedeutung des Sterns aus Jakob, und dann die Weissagungen, die über die ferne Zukunft gesprochen werden. Viele unter den orthodoxen Interpreten haben diesen Stern einzig und allein auf David oder auf einen andern ausgezeichneten jüdischen Herrscher bezogen. Nach Verschuir bezieht sich die Weissagung zugleich auf David, auf Johann Hyrcanus und Alexander Jannäus; auf David allein nach Michaelis, Dathe, Hengstenberg; de Geer begnügt sich, sich gegen die messianische Beziehung zu erklären, ohne sich aber übrigens entscheiden zu wollen. Ref. stimmt demjenigen vollkommen bei, was Dr. Hengstenberg (Christologie I. 79.) hierüber sagt. Der Stern bezeichnet den Königsstamm Israels, könnte also recht wohl mehrere Subjekte zugleich bezeichnen, so daß die ausgesprochene Verheißung theilweise in David wäre in Erfüllung gegangen, theilweise in dem letzten großen Davidischen Sprößs-

*) Ueber dieses Sehen der Amalekiter vergl. Bachiene, Palästina, II. 2. S. 58.

linge, in Christo, oder daß sie, wie sehr viele Andere annehmen, κατὰ σάρκα ihre Erfüllung in David gehabt hätte und seinen Siegen über die Feinde des äußern Gottesreichs, κατὰ πνεῦμα aber in den Siegen des Messias über die Feinde des geistigen Gottesreichs. Doch ist nichts Nöthigendes vorhanden, das zur letztern Annahme bestimmen könnte; man erwartet vielmehr, daß der Blick eines solchen Sehers, wie Bileam, sich nicht über das Bereich der irdischen Ereignisse hinaus erhoben haben werde. — Was die Erfüllung der letzten Worte der Weissagung betrifft, so hat die Bestimmung hierüber Schwierigkeit, da man über die Bedeutung von אַשּׁוּר und כִּתִּים zweifelhaft seyn kann. So viel steht indeß fest, כִּתִּים kann dem Sprachgebrauch nach nur Westländer bezeichnen, und zwar entweder Griechenland im weiteren Sinne, oder Makedonien im engeren, wie denn bekanntlich im ersten Buche der Makkabäer die Makedonier Χεττιείμ genannt werden, oder allenfalls auch die noch weiter westlichen Römer, wiewohl diese Bedeutung sich durch den Sprachgebrauch nicht belegen läßt. An Makedonien zu denken, liegt Jedwedem geschichtlich am nächsten. Die Eroberung Asiens durch die Makedonier ist ein so bedeutendes Faktum, und von einem so ungeheuren Einfluß auf die asiatischen Angelegenheiten, daß es gar nicht wundern darf, wenn gerade dieses sich vor den schauenden Blick des Sehers stellt. Unmöglich konnte jedoch zur Zeit des Sehers כִּתִּים in dem engeren Sinne sich auf Makedonien beschränken, vielmehr ist die Vermuthung nicht unwahrscheinlich, welche Winer s. h. v. in Simonis Lexikon aufstellt, daß der Verf. des Buchs der Makkabäer gerade erst nach unserer Stelle die Makedonier Χεττιείμ nannte. Wir dürfen es daher als ausgemacht ansehen, daß der Seher durch כִּתִּים nach dem weiteren Sprachgebrauch seiner Zeit das Westland, insbesondere Griechenland, bezeichnete, daß aber eben durch die Makedonier die Weissagung er-

füllt wurde. Wie haben dann hier einen neuen Beweis davon, wie von speciellen Faktis den Propheten nur die allgemeinen Umrisse vor ihren Seherblick traten. Was nun אַשּׁוּר betrifft, so wird dies das erste Mal, wo von der Wegführung der Keniter die Rede ist, ohne Bedenken von dem Königreich Assyrien im engeren Sinne verstanden werden können. Da ein Theil der Keniter sich unter den Juden niedergelassen, und auch wohl ihre Religion angenommen hatte (Richt. 1, 16. 1 Sam. 30, 29.), so konnte es geschehen, daß sie zugleich mit dem Reich Israel in die Gefangenschaft geführt wurden, wenn man nicht mit Bertholdt annehmen will — was indessen noch weniger Wahrscheinlichkeit für sich hat, — daß אַשּׁוּר Babylonien bezeichne, und an den Kriegszug des Nebukadnezar zu denken sei. Jedenfalls muß nun aber אַשּׁוּר das zweite Mal im weiteren Sinne gefaßt werden. Assur blieb, wie bekannt, auch nach der Okkupation des ehemaligen großen assyrischen Reichs durch andere Völker, der Name für alle die Länder, welche vorher zu Assyrien gehört hatten. Es ist demnach das zweite Mal nicht sowohl Volks- als Landes-Name, indem eben dieses ehemalige assyrische Reich unter die Botmäßigkeit Alexanders und seiner Nachfolger fiel, und eben so auch עֵבֶר das Hebräervolk *). Wenn man gegen die Aechtheit des letzten Theils von Jesajah eingewendet hat, daß darin ein medisch-persisches Reich vorausgesetzt werde, welches doch damals noch gar nicht existirte, indem Medien noch assyrische Provinz war, so läßt sich dieser Einwand, der übrigens auch gegen die Aechtheit von Jesajah nicht von entscheidender Kraft seyn kann, hier nicht in Be-

*) De Geer in seiner obenerwähnten Dissertation läßt sich durch den unbedeutenden Grund abhalten, unter עֵבֶר die Hebräer zu verstehen, weil dann der Seher etwas für die Hebräer Nachtheiliges gesagt haben würde, und will mit Venema die Transeuphratenser darunter verstanden wissen.

zug auf Assyrien erheben. Nach Ktesias fällt ja die Stiftung des assyrischen Reichs schon ins 19te oder 20te Jahrhundert vor Christo, ja es wäre möglich, daß das Vaterland Bileams, Mesopotamien, schon damals, wenigstens temporär von Assyrien abhängig gewesen wäre, wiewohl wir im Buche der Richter K. 3, 8. 10. einen König von Mesopotamien, Kuschan Rischataim (etwa im 13ten Jahrh. vor Chr.), erwähnt finden, und der König von Assyrien, Sanherib, 1 Kön. 19, 11. 12. 13. sich rühmt, daß seine Vorfahren die kleinen Könige in Mesopotamien, die über einzelne Städte regierten, überwunden haben, wobei man ungewiß bleibt, in welcher Zeit dies geschehen sei.

Die Erzählung schließt damit, daß Bileam wieder nach Mesopotamien zurückgekehrt sei. Indeß tritt er nachher noch einmal in der Geschichte auf. Er ertheilt den Midianitern den Rath, Israel durch Wollust zu der Theilnahme am Götzenkultus des Baal Peor zu verleiten, und als Moses die Midianiter besiegt, wird sammt den Fürsten derselben auch Bileam erschlagen (4 Mos. 31, 8. 16.). Es ist wohl möglich, daß die beiden verbundenen Völkerschaften, die Moabiter und Midianiter, da sie ihre Absichten vereitelt sahen, den Seher ziehen ließen, aber nach einiger Zeit, als die Gefahr größer wurde, ihn wieder zurückriefen, um auf andere Weise sich seiner zu bedienen, worin er sich ihnen denn auch willfährig bewies.

So weit die Darlegung des Inhalts dieses merkwürdigen historischen Gemäldes. Werfen wir nun einen kritischen Blick auf die Behandlung, welche dieser Theil des Pentateuchs von den Kritikern erfahren hat. Wir werden bei dieser Gelegenheit ein merkwürdiges Specimen von der Willkühr und der dogmatischen Befangenheit jener Kritik empfangen, welche, auf die dogmatische Befangenheit der Gegner mit Stolz herabblickend, sich allein für die ächt-historische ausgiebt. Wie

wollen es zuvörderst dahin gestellt seyn lassen, ob dieser ganze Abschnitt aus dem mosaischen Zeitalter seyn könne, und wollen uns nur einmal die Frage vorlegen: Ist in den letzten zwei Versen der bileamischen Weissagungen eine würkliche Weissagung enthalten? Sollte man das zugeben müssen, so wäre das ein entscheidendes Argument dafür, daß wir in diesen Seherspruchen keine willkührliche Fiktion haben, und dann auch schließlich natürlicherweise für ihre historische Aechtheit. Nun steht aber die Sache so, daß der rationalistische Kritiker in diesem Falle unausweichlich gezwungen ist, eine Weissagung zuzugeben. כִּתִּים kann nichts anderes heißen, als Griechenland, oder allenfalls der Westen im weiteren Sinne, vielleicht also auch Italien. Ohne allen Zweifel sagt also die Weissagung, daß die Griechen (oder allenfalls die Römer) Herren des ehemaligen assyrischen Reichs werden würden. Ganz ungesucht wird alsdann jedweder an den Heereszug Alexanders denken. Keiner der rationalistischen Kritiker und Interpreten hat diese Interpretation verdrängen können; de Wette in seinen Beiträgen zur Einleitung in's A. T. II, Seite 364. und Vater im Kommentar zum Pentateuch II. 156. sagen uns freilich, der Ausspruch sei dunkel und brauche sich nicht nothwendig auf Makedonien zu beziehen, aber sie unterlassen weislich, eine andere mögliche Beziehung anzugeben; sie hätten es in der That nicht vermocht. Was bleibt nun also übrig? Das kühnste kritische Wagstück, und der schlagendste Beweis dogmatischer Befangenheit rationalistischer Kritiker: die Annahme einer Interpolation. Bertholdt (Einl. III. 790.) läßt V. 14—24. interpolirt seyn, de Wette in der 1sten Auflage seiner Einleitung §. 159. den 24sten V. Es bedürfte nun gar keiner Beweisführung weiter für die ungeheure Willkühr dieser Annahme. Es steht aber diesen Kritikern noch ein anderes, weiter unten noch näher zu berührendes Argument

entgegen, daß nämlich Jeremias K. 48, 45. die vorhergehenden Verse unserer Weissagung unbestreitbar vor sich gehabt hat. Muß dieses zugegeben werden, wie Gesenius und de Wette in der 2ten Auflage der Einleitung es zugeben, so steht also fest: zu Jeremias Zeit, also in den Zeiten Nebukadnezars, war diese Weissagung — wie wir unten sehen werden — schriftlich vorhanden. Steht nun das ebenfalls unbestreitbar fest, daß der Spruch nichts anderes sagen kann, als daß die Griechen (die Makedonier), das ehemalige Assyrien einnehmen würden, so fragen wir, und wissen nicht, was wohl rationalistische Kritiker erwiedern können: wie war es möglich, daß irgend einem Juden etwa im Zeitalter von Jesajah der Gedanke auch nur einkommen konnte, daß einst das assyrische Weltreich, und das Land der Hebräer dazu, durch Schiffe und Kriegsmacht aus Griechenland erobert und überwunden werden würde? In der That, de Wette hat sich gefangen geben müssen, und legt uns das Geständniß ab: hier habe man würklich eine Vorausfagung. Folgendes sind nämlich die merkwürdigen Worte dieses hochgeachteten Kritikers rückfichtlich unserer Stelle (Einl. 2. A. S. 229. und damit übereinstimmend auch die vierte Ausg.): «V. 23 und 24. scheint als würkliche Weissagung genommen werden zu müssen, in welcher ein gewisses richtiges Vorgefühl mit Fehlgriffen zusammenfließt.» Die Fehlgriffe, von denen der Kritiker hier redet, nachzuweisen, ist er schuldig geblieben, und wenn er das Bekenntniß, daß hier denn endlich doch einmal «eine würkliche Weissagung stattfinde,» dadurch verdecken will, daß er von einem «gewissen richtigen Vorgefühl» redet, so möchten wir in der That nur bitten, daß er von einem solchen «gewissen richtigen Vorgefühl,» wie das hier dargelegte, nur einen einzigen Beleg aus der ganzen politischen Geschichte von Abraham an beibringen möge.

Nach de Wette nämlich zeugt der 22. V. davon, daß das Stück im assyrischen Zeitalter abgefaßt sei — auch nur wieder auf den Grund hin, weil ja sonst auch dieser Vers eine Weissagung enthalten würde; wir wollen nun gar nicht weiter die ungeheure Inkonsequenz rügen, mit welcher also V. 22. als post eventum geschriebene Weissagung angesehen wird, V. 23. 24. aber (weil nämlich den Kritiker die Anführung bei Jeremias in die Enge treibt) als «würkliche Weissagung» — wir fragen nur: welcher politische Kombinationsgeist hätte es möglich gemacht, zur Zeit, wo Sanherib blühte, richtig zu kombiniren, daß einst ein makedonischer Alexander Asiens, und namentlich Assyriens Fluren mit seinen Kriegern überschwemmen würde? — Wir verkennen gar nicht, daß die neuere Kritik des A. T. sich oftmals im guten Rechte befindet, möchten doch aber jüngere Theologen durch solche Beispiele darauf aufmerksam werden, sich ja wohl vorzusehen, bevor sie ihren Resultaten Glauben schenken.

Haben wir nun hier eine würkliche Weissagung, so ist, wie gesagt, auch die Aechtheit dieses Seherspruches erwiesen; denn daß irgend ein fingirender Dichter späterer Zeiten von Gott jenen Seherblick erhalten haben sollte, wäre wenigstens eine aus der Luft gegriffene Annahme. Treten wir aber überhaupt den übrigen kritischen Argumenten der Gegner näher.

Unter den ersten, welche bestimmter die Glaubwürdigkeit dieses Abschnittes anfochten, ist Vater, dessen verunglückter Versuch, für den Pentateuch zu werden, was für die Ilias ein Wolf *), bis jetzt noch nicht den Recensenten gefunden

---

*) Die Wolfsche Hypothese über die Homeriden giebt eines der merkwürdigsten Beispiele ab, was in Deutschland die Autorität eines großen Namens, verbunden mit jenem, uns von den Athenienfern vererbten, ἀεὶ καινότερόν τι (Apg. 17, 21.), über die Gemüther vermag. Kaum hatte ihr großer Urheber sie ausgesprochen, als sie von den

zu haben scheint, der die außerordentliche Leichtfertigkeit und Principlosigkeit der hier geübten Kritik gebührend aufgedeckt und gestraft hätte. Wie überaus flüchtig dieser Gelehrte in dem Geschäfte, die mosaischen Urkunden als ein Konvolut unzähliger einzelner, mythischer Fragmente — man weiß nicht wovon — darzustellen, zu Werke gegangen sei, davon erhalten wir auch gleich hier einen Beweis. Obgleich nämlich dieser Kritiker keine fortlaufenden Jehovah- und Elohim-Urkunden anerkennt, so

---

Akademien herab bis in die niedrigsten Schulklassen sich Bahn brach, und Keiner, der nicht für ganz bornirt gelten wollte, es wagen durfte, diesem glänzenden Fortschritt der Wissenschaft irgend einen Zweifel entgegenzusetzen. Sofort suchte die Theologie von dem großen Funde zu profitiren, und unter der Hand von Vater zerfiel der Pentateuch in die unzähligen Fragmente hebräischer Homeriden. — Anders urtheilten freilich schon in jener Zeit ausländische Philologen — ein Ruhnken, Knight, Villoison, welcher letztere die gefeierte Hypothese des Deutschen eine impiété littéraire nannte. Und wie urtheilen die Deutschen jetzt, nachdem ein halbes Jahrhundert sie hat etwas nüchterner werden lassen? Wir lesen in der Schulzeitung von 1829 den 16. Aug. in einer Recension über Kreuzers Urfragen über Homers Zeit und Gesänge: „Nur aus Orthodoxie halten einige noch an Wolfs Paradoxien fest, und so sehr es gleich in der Gegenwart die gelehrte Welt der Mehrzahl nach Hrn. Kreuser Dank weiß, daß er zu wiederholten Malen affirmirt, was sich nie negiren ließ, so wenig hat er es erst noch abzuwarten (S. IV.), die Zeit solle lehren, ob ihm etwas gelungen sei.“ So wird also die Neologie wieder zur Paläologie. Allerdings ist es Pflicht, einer bedeutenden neuen Erscheinung nicht darum von vornherein keinen Glauben zu schenken, weil sie mit dem, was Jahrhunderte glaubten, in Widerspruch tritt. Aber gewiß zeigen Beispiele, wie das erwähnte, daß der besonnene Kritiker ein Recht hat, in solchen Fällen ein nicht geringes Mißtrauen zur Prüfung mitzubringen. Dieses Mißtrauen ist dem großen Wolf, wo es andrer Leute Entdeckungen galt, auch nicht schwer geworden; denn als man ihm sagte, Niebuhr habe herausgebracht, daß die ersten Bücher des Livius nur ein altepisches Gedicht seien, hat er geantwortet, er fürchte, es sei das altepische Gedicht nur ein „moderner Roman.“

benutzt er doch die Verschiedenheit dieser Gottesnamen dazu, eine Verschiedenheit der einzelnen kleinen Fragmente darzuthun, und sagt daher hier (Kommentar zum Pentateuch, 3ter Theil S. 118.): «In der Erzählung von Bileam wechselt der Gebrauch der Gottesnamen יהוה und אלהים auf eine, gegen die bisherige Ausdrucksweise sehr abstechende, Art so ab, wie in manchen Stücken der Genesis. In den dem Bileam in den Mund gelegten Aussprüchen steht bloß אלהים, und daneben, wie z. B. Gen. 14, 18., עליון, außer Kap. 24, 6., wo man auch יהוה erblickt.» Der Kritiker selbst hat aber unterlassen, gehörig umherzublicken, denn, wie de Geer bemerkt, nirgends kommt der Name אלהים in den Weissagungen des Bileam vor, außer das einemal Kap. 23, 21., wo aber auch das Pronomen angefügt ist, ebenso kommt der Name יהוה nicht einmal, sondern dreimal vor, K. 23, 8, 21. 24, 6. Abermals ein Wink, wie manches in diesen kritischen Werken noch der genaueren Prüfung bedarf! — Nun geht Vater darauf aus, in seiner bekannten Manier noch sonstige Näthe aufzusuchen, an denen er die Lappen nachweist, welche die Priester und Leviten wunderbarerweise so künstlich zu einem vollständigen Kleide zusammenzunähen verstanden haben, daß zweitausend Jahre darüber verstrichen, ehe man ihrer Schneiderkunst auf die Spur kam *). Ein noch

*) Wenngleich Dr. Ewald nicht mehr seine Ansichten über das Verhältniß der beiden Gottesnamen zu einander festhält, so wird er doch sicher die schönen Bemerkungen, die er in seinem Buche: Ueber die Komposition der Genesis über die Art der Geschichtschreibung der Orientalen gemacht hat, und die gewiß ein belesener Orientalist noch um vieles vervollständigen würde, seitdem nur immermehr bestätigt gefunden haben, und diese reichen aus, um Vatern die Mehrzahl seiner Näthe und Fugen zu entreißen. Wir wollen uns jedoch damit nicht gegen die Annahme verschiedener Urkunden im Pentateuch erklären, nur glauben wir mit Grund behaupten zu dürfen, daß jene Fragmentenlese Vaters eine wahre Karikatur der kritisch-historischen Forschung ist. —

entscheidenderes Moment, als die Verschiedenheit der Gottesnamen, findet Vater in der Geschichte selbst. Er findet nämlich nirgends in der Geschichte selbst, daß Bileam tadelnswerth erscheine. Die Nachricht Kap. 31, 16. (von Bileams Treulosigkeit gegen die Israeliten), sagt er, stehe mit dem Charakter, den der Seher in unserem Stücke einnimmt, in einem solchen Widerspruche, daß es scheine, es sei eine doppelte Tradition über ihn im Umlaufe gewesen. Welche gränzenlose Leichtfertigkeit der Kritik! Gewiß wird doch religiöse Menschenkenntniß und Psychologie begreiflich machen, wie der Seher, welcher, von heidnischen Volksgenossen umgeben, sein Leben zugebracht, welcher Zauberei treibt, welcher — das sagt doch die Geschichte deutlich — wenn es von ihm abgehangen hätte, jenes dem Glauben nach ihm verwandte Volk auch verflucht haben würde, um nur der Geschenke des Moabiterkönigs theilhaftig zu werden — wie dieser am Ende dahin kommen und so tief fallen konnte, sich an die ihm einmal befreundet gewordene Moabiternation anzuschließen, und sogar den Rath zu ertheilen, Israel zum Götzendienst zu verführen. Heißt es nicht überdies — wenn man auch leugnen wollte, daß aus diesem Abschnitte die Willfährigkeit des Sehers zur Verfluchung Israels hervorgehe — an einer andern Stelle, 5 Mos. 23, 5. 6., «daß Gott den Bileam nicht hören wollte, und den Fluch in Segen verwandelte»? — Wo bleibt doch bei solcher Handhabung der Kritik der Ruhm dogmatischer Unbefangenheit!

Auf Vater's Kritik unserer Erzählung folgt die von de Wette in seinen Beiträgen zur Einleitung ins A. T. II. 362 ff., und es wäre sehr zu wünschen, daß auch dieses Werk von de Wette, wie das Vaterſche, im Ganzen nach den Grundsätzen einer unbefangenen historischen Kritik geprüft würde. De Wette will zuvörderst zeigen, daß das Stück ein eigenes Ganzes bilde, wogegen wir nicht streiten wollen,

obwohl wir es auch nicht in de Wettes Sinn zugeben können. Nun kehrt aber auch hier die ganz unbegründete Behauptung von Vater wieder, daß K. 31, 8. 16. mit unserer Erzählung in Widerspruch stehe. Der zweite Hauptpunkt, sagt de Wette, ist, «daß das Stück ein Gedicht ist, und zwar in einem andern Sinne, als wir die bisherigen Mythen Dichtungen nannten.» Denn, sagt der Kritiker, 1) «die Sprache ist, wie schon bemerkt, dichterisch in Rhythmus und edleren Ausdrücken.» Allein daß da, wo Geschichte gegeben ist, die Sprache poetischer sei, als irgend sonst wo im Pentateuch, ist eine Fiktion. 2) «Die Bileam in den Mund gelegten Orakel sind so offenbar fingirt, daß man zugleich die späte Zeit der Abfassung nicht unsicher erkennt,» Worin besteht nun das Offenbare in der Fiktion? Darin, daß manche Orakel so deutlich sind — wie z. B. Kap. 24, 7. der Name Agag auf den König Agag 1 Samuel. 15, 20. hinweisen soll, mithin auf die Zeit Sauls, und Vers 18. auf die Eroberung Idumaea's durch David. Hat nun der Kritiker die Deutlichkeit der Orakel als einen Beweis ihres späteren Ursprungs angesehen, was wird er zu V. 23. u. 24. sagen? Findet er dieses auch deutlich, wie es denn deutlich genug auf Alexanders Eroberung hinweist, so muß er es in die Zeit Alexanders herabsetzen; findet er es undeutlich, so muß es ihm eine Weissagung seyn, die nicht post eventum geschrieben ist. In diesem Werke (vom Jahre 1807.) findet de Wette das Orakel undeutlich — sein späteres Urtheil haben wir oben gesehen. 3) Heißt es: «wenn nun die Orakel Bileams fingirt sind, so ist ja offenbar die ganze Erzählung als Fiktion zu betrachten.» Wahrlich! ein bewunderungswürdig schneller Schluß! Daß die Orakel fingirt sind, folgt aus keinem andern Grunde, als weil Weissagungen darin sind. Wir wollen das jedoch zugeben, sollte aber wenigstens nicht der Kritiker, wenn er in der historischen Skepsis nicht

alle Schranken überspringen wollte, dabei stehen geblieben seyn, zu sagen, der Rahmen der Geschichte ist traditionell und hat eine historische Basis, aber die Aussprüche selbst wurden fingirt? 4) Soll «aus historischen Gründen selbst das Unhistorische der Erzählung folgen, weil ja nämlich — und hier kommt das Argument von Vater — sich nimmermehr hätte erwarten lassen, daß die Israeliten diesen ihnen so günstigen Propheten hernachmals hätten tödten sollen» — als ob das gar keinen Unterschied machte, daß unterdessen Bileam seinem bösen Herzen gefolgt war, und die Israeliten zur Abgötterei verleitete! 5) «Aber eben das, daß Bileam als ein Prophet Jehovah's, des israelitischen Gottes, fromm und begeistert, wie ein hebräischer Prophet dargestellt wird, läßt in unserer Erzählung an aller historischen Wahrheit zweifeln.» Wo ist ein ähnliches willkührliches Raisonnement erhört? Wie hätte der jüdische Dichter — wenn wir einmal hierbei einen solchen, anstatt des Geschichtschreibers gelten lassen wollen — auf den Einfall kommen sollen, den Bannsprecher der Midianiter zu einem Jehovah-Diener machen zu wollen? Mußte nicht der jüdische Dichter vielmehr gerade die Schmach von seinen Religionsgenossen abwälzen, daß ein Jehovah-Anbeter seine Brüder zu verfluchen bereit gewesen wäre, und sie nachher würklich zum Götzendienst verführt hätte? Als Erfindung ist gerade dieser Zug unerklärlich, wogegen er als historischer Zug theils die alttestamentliche Geschichte überhaupt für sich hat, wonach dem Polytheismus der Dienst des wahren Gottes vorausgegangen ist, so daß also auch noch Ueberreste der ursprünglichen Gottesverehrung sich finden konnten, wie auch Melchisedek als Parallele sich darbietet.

Man denke sich einmal, es wäre diese unsere Erzählung, wie die Gegner es annehmen, nach David — also etwa 600 Jahre später —, oder gar im babylonischen Exil — also beinahe 1000 Jahre später — fingirt worden, welche bei dem

— wie man so oft wiederholt — kritiklosen Hebräer beispiellose Feinheit und Geschicklichkeit wird vorausgesetzt, daß der fingirende Dichter nicht bloß den Namen des Königs Balak und seiner Stadt, das Verhältniß der Moabiter zu den Midianitern ꝛc. gekannt haben soll, sondern auch unter anderem bei den verschiedenen Orten, auf welchen die Weissagung geschieht, die Lokalität des damaligen moabitischen Gebiets und der Lagerstätten der Israeliten bis zu dem Grade berücksichtigt haben soll, daß uns jetzt ein von allen Seiten aufs Genaueste zusammenstimmendes Gemälde entsteht? Pflegten etwa die späteren fingirenden Historienschreiber der Juden sonst ein solches kritisches Geschick zu offenbaren? Wir wollen hier gar nicht auf die Apokryphen aus dem makkabäischen Zeitalter zurückgehen, wie urtheilen die Kritiker z. B. über den Charakter des Buchs der Chroniken? Nein! wer irgend, ohne vorgefaßte Meinung, zu diesem Theil der Geschichte hinzutritt, der kann nicht in Abrede seyn, daß wir es hier mit mehr als bloßer Fiktion zu thun haben. — Vernehmen wir noch zum Schluß einen Kritiker, welcher manche Beweise einer minderen Befangenheit abgelegt hat, als seine Vorgänger.

Bleek hat in dem ersten Hefte von Rosenmüllers exegetischem Repertorium gute Beiträge zur Vindicirung des Alters einiger Stücke des Pentateuchs gegeben. Er berührt hierbei auch den Theil der Geschichte, von dem wir hier sprechen.

Bleek giebt hier zunächst ohne Bedenken zu, daß wir wenigstens in dem ganzen Abschnitte der Geschichte, in welchem die Erzählung von Bileam vorkommt, ächt mosaische Ueberreste haben. Von dem Liede über Hesbon, die Amoriterstadt, welches sich K. 21, 27 — 30. findet, urtheilt er (a. a. O. S. 4.): «Daß dieses Lied ächt ist, dem mosaischen Zeitalter angehört, ist mir keinem Zweifel unterworfen; zu einer andern Zeit gedichtet, würde es ohne Sinn seyn», und nachher S. 6.: «Ich glaube, es dringt sich jedem Unbefange-

nen von selbst auf, wie dieses nur auf die Begebenheiten gedichtet werden konnte, in Beziehung auf die es angeführt ist, wie es aber auch keineswegs der Art ist, daß man glauben könnte, ein späterer Dichter habe es fabricirt, und zwar eben mit der Absicht, daß es scheinen sollte, als sei es in Beziehung auf jene Begebenheit von Augenzeugen gesungen. Ist aber dieses Lied würklich zur Zeit der Einnahme Hesbons und der Besiegung der Amoriter durch die Israeliten auf ihrem Zuge aus Aegypten nach dem gelobten Lande gedichtet, so ist es wenigstens höchst wahrscheinlich gleich oder sehr bald darnach aufgeschrieben; denn ohne das würde sich gerade ein solches Lied, das sich auf eine so einzelne und vorübergehende Begebenheit und deren einzelne Umstände bezieht, schwerlich lange erhalten haben, wenigstens nicht so unverfälscht überliefert seyn, als es bei diesem scheint geschehen zu seyn.»

Wenn sich nun diesem Kritiker hier so unleugbar aus dem innern Charakter das Alter verrieth, so wäre dies höchst wahrscheinlich auch bei unserer ganzen Erzählung von Bileam der Fall, wenn sich hier nicht Wunderbares und Weissagung mit einmischte. Daß dieser Erzählung «eine historische Thatsache zu Grunde liege», das erkennt Bleek an, nur sollen die Aussprüche des Bileam «nicht wörtlich so wiedergegeben seyn, als sie gehalten wurden.» Bald darauf wird diese mildere Erklärung in die schärfere übersetzt, daß wenigstens die letzten Weissagungen gar nicht von Bileam sind, weil nämlich die Zeitumstände, die in der Weissagung angedeutet sind, darauf schließen ließen, daß K. 24, 7 — 19. aus dem Zeitalter Sauls herrühre, V. 22 — 24. aber aus der assyrischen Zeit. Dieser Schluß beruht nämlich wieder darauf — weil sich ja sonst eine Weissagung ergeben würde. Da dies nun nicht seyn kann, so muß, nach Bleeks Meinung, V. 17 — 21., wo ein Sieg über die Moabiter, Edomiter und Amalekiter erwähnt wird, aus der

Davidischen Zeit herstammen, wo diese Siege stattfanden, und V. 23 — 25., wo von Assur die Rede ist, aus der Zeit der assyrischen Herrschaft. Wollte Jemand, um die Aechtheit irgend einer Weissagung zu erweisen, so wie es hier geschieht, von acht zusammenhängenden Versen, die drei letzten, unmittelbar mit einem Aber an die fünf vorhergehenden sich anschließenden, abschneiden, und diese ganze drei Jahrhunderte später angehängt seyn lassen — wer würde nicht laut über dogmatische Befangenheit klagen! Das Schlimmste aber ist, daß Bleek auch nicht einmal auf diese Weise sich selbst Genüge thun kann, und am Ende die gänzliche Rathlosigkeit gesteht, indem er S. 43., nach mannichfachem Hin- und Hersprechen, zu dem Schlusse kommt: «Mir scheint immer das Leichteste zu seyn, anzunehmen, daß hier ursprünglich etwas Anderes stand, daß in späterer Zeit, vielleicht zum Theil mehr durch Zufall als durch Interpolation, die gegenwärtige Gestalt erhalten hat.» Etwas Anderes —, vielleicht — zum Theil — mehr durch Zufall — der gelehrte Kritiker war sich wohl ohne Zweifel selbst bewußt, daß er mit allen diesen Worten nichts anderes sagte, als was — gerade herausgesprochen — gelautet haben würde: «Nimmt man hier keine Weissagung an, so weiß man sich nicht zu helfen.» Bleek schlägt sich auch mit dem כִּתִּים herum, und sagt zuerst: «daß es Makedonien bedeute, sei nichts weniger als ausgemacht», «Gesenius selbst — heißt es weiter — nimmt es jetzt als Bezeichnung von Cyprus, auf jeden Fall kommt es auch an andern Stellen im weiterem Sinne vor für entfernte westliche Inseln und Küstenländer.» Ganz recht. Aber, wie in aller Welt kommt ein hebräischer Sänger in Jesajah's Zeiten dazu, die Einwohner der Küstenländer des mittelländischen Meeres als Eroberer des alten assyrischen und jüdischen Reichs zu denken?

Es bleibt uns nur noch Raum genug übrig, um auf

folgenden Umstand aufmerksam zu machen: auf das merkwürdige Verhältniß, in welchem diese unsere Weissagung gegen Moab zu der Weissagung dieses Volks steht, welche Jeremias K. 48, 45. ausspricht. Es ist bekannt, daß Jeremias überhaupt öfter ältere Weissagungen vor sich hat, und in die seinigen aufnimmt. So ist es einer der stärksten Beweise für das Alter der Weissagung gegen Moab Jes. 15., daß offenbar Jeremias auch diese K. 48. vor sich gehabt, und in die seinige aufgenommen hat *). So hat ja auch Jesajah K. 2. die Worte aus Micha K. 4. aufgenommen, und im N. T. Petrus im zweiten Briefe, wenn man diesen für ächt hält, die Worte aus dem Briefe Judä. Man beurtheilt dergleichen Aufnahmen von älteren Weissagungen ganz falsch, wenn man hier vom Mangel schriftstellerischer Eigenthümlichkeit redet — als ob es jenen Männern Gottes darauf angekommen wäre, als Schriftsteller zu glänzen! Es war die Achtung, die irgend ein Gotteswort bereits erlangt hatte, welche zur Verwebung desselben in die eigene Rede bewog, so daß wir auch hier aus der Aufnahme des Bileamischen Spruchs in den des Jeremias darauf zu schließen berechtigt sind, daß derselbe bereits prophetisches Ansehn erlangt hatte. Außerdem ist nun auch das Verhältniß der Worte, wie sie Jeremias anführt, zu denen im Pentateuch sehr merkwürdig. Es werden nämlich bei Jeremias an die Stelle zweier seltener Worte, welche der Pentateuch hat, leichtere gesetzt. 4 Mos. 24, 17. steht nämlich וְקַרְקַר כָּל־בְּנֵי־שֵׁת, dagegen bei Jeremias וְקָדְקֹד בְּנֵי שָׁאוֹן. Man kann nicht annehmen, daß bei Jeremias ursprünglich קַרְקַר gestanden habe, denn קָדְקֹד enspricht bei ihm dem vorangegangenen פְּאַת. Es bleibt also

---

*) Auch für das Alter von Jes. 21. ist es ein sehr wichtiger Beweis, daß Jeremias Mehreres daraus in seine Weissagung gegen Babel in das 51ste K. aufgenommen hat.

nur übrig anzunehmen, daß man damals bereits im Texte des Pentateuchs, wie noch jetzt im Samaritanischen, קדקד statt קרקר las, welches sehr leicht, und für diese Stelle auch recht passend, dem seltneren Verbum קִרְקֵר, das sich nur noch Jes. 22. findet, untergeschoben werden konnte. — Dies wäre mithin Ein Beispiel dafür, daß zur Zeit des Jeremias bereits unser Text alt war. Ein zweites Beispiel giebt das Wort שָׁאוֹן ab, welches Jeremias anstatt des veralteten שֹׁאָה aufgenommen hat. Hier erkennen auch unsere Lexikographen an, daß das Wort des Jeremias als eine verdeutlichende Uebersetzung anzusehen ist. So wäre denn also so deutlich, als man es irgend verlangen kann, dies wenigstens erwiesen, daß diese Weissagungen lange Zeit vor Jeremias, und mithin jedenfalls in eine Zeit fallen müssen, wo es, nach dem natürlichen Gange der Dinge, noch Niemandem einkommen konnte, von den Bewohnern Griechenlands als den künftigen Besiegern der Hebräer und des assyrischen Landes zu reden.

VI.

Zinzendorf

mit besonderer Rücksicht auf das Werk: Leben des Grafen von Zinzendorf, von Varnhagen van Ense. Berlin 1830.

Das Werk von Varnhagen, zwar an sich keine bedeutende Erscheinung für die Wissenschaft der Kirchengeschichte, ist doch als ein interessantes Zeichen der Zeit anzusehen. Ein höherer Staatsdiener, ein Geschichtschreiber von nicht unbedeutendem Namen, einer der thätigsten und interessanteren Mitarbeiter der Berliner Societät für wissenschaftliche Kritik, ein idololatrischer Jünger Goethe's macht den Stifter der Herrnhuthischen Gemeinde zu seinem Heros, und erweist demselben den Dienst, auf den er unter seinen Freunden außerhalb der Brüdergemeinde wohl schon längst gewartet hatte. Ohne Analogie ist zwar diese Erscheinung nicht. Wenn der Biograph Blüchers zum Biographen Zinzendorfs wird, wer denkt nicht an den poëta laureatus Englands, Southey, den Beschreiber von Wellingtons Großthaten in Spanien, der zur Abwechselung auch einmal als Biograph des Methodisten-Hauptes Wesley auftritt *). Zwischen Varn-

---

*) Eine deutsche wohl gelungene (auch schön ausgestattete, nur durch die gröbsten Druckfehler entstellte) Bearbeitung — herausgegeben von Dr. Fr. Ad. Krummacher in Bremen — erschien Hamburg 1828 in 2 Bdn. Niemand wird sie ohne das höchste Interesse lesen, denn wenige Biographien sind so wohl geschrieben und so reich an mannichfachem Stoff. Die vornehme Kritik wird der eine Leser eben so gern hinneh-

hagen und Southey als religiösen Biographen findet indessen noch ein Unterschied statt. Southey tritt mit unverhohlener Geringschätzung des eigenthümlichen Geistes, der in Wesley waltete, hervor, und legt das Richtmaaß einer vornehmen Kritik an. Bei Varnhagen findet sich ein — wir können es auch nicht anders nennen als vornehmes — Stillschweigen über das Heiligthum in Zinzendorfs Leben: es wird dem Manne zu Gute gehalten, weil seine Erscheinung im Ganzen imponirt.

In der Zeit, wo die Schmach des Bekenntnisses zu Christo mit der Begeisterung für dasselbe sich in den grauen Nebel der Gleichgültigkeit zurückzog, haben zwei Stimmen in der evangelischen Kirche den Namen Zinzendorfs anklingen lassen, der eine, Georg Müller, in seinem Buche: Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst, im dritten Bande. Dieser Mann, durch fromme Erziehung mit der Milch des Evangeliums genährt, an Herders Seite der Stacheln der Orthodoxie, mitunter auch des hellen Strahls christlicher Wahrheit, entkleidet, durch Herder und seinen eigenen, das Große aller Welt als Gestalten Eines Gemäldes vereinigenden, Blick vielseitig gemacht — wäre wohl der Mann gewesen, einen Zinzendorf von seiner edeln Seite als eine auch für seine Feinde ehrwürdige Gestalt darzustellen; und in der That, die Lebensbeschreibung von Zinzendorf in dem angeführten Werke Georg Müllers ist unbedenklich die lebendigste und lehrreichste von denen, welche uns jene biographische Sammlung vorführt. Sie ist mit einer für das warme christliche Herz unseres Decenniums allzugroßen Zurückhaltung und Moderation, aber mit sehr vielem Geist und sehr großer Sachkenntniß geschrieben. Der Verf. hat wahrhaft Studien für diese Biogra-

---

nien als den Stoff selbst, der andere sich die Weltsprache in die Christensprache zu übersetzen wissen. — So eben ist (1830) von demselben Verf. auch eine Biographie Bunians erschienen.

phie gemacht. — Der andere, welcher seine lichtfrohe Zeit an den dunkeln Zinzendorf zu erinnern wagte, war Herder, in seiner Adrastea, wo unter dem weiten Mantel des Artikels: Unternehmungen des vergangenen Jahrhunderts zur Beförderung eines geistigen Reichs neben der Propaganda und den Freimaurern, Montesquieu und den englischen Deisten, auch Zinzendorf und Wesley eine Stelle finden. Als ein merkwürdiger Mann — als ein Eroberer — fällt allerdings derjenige hier auf, der sich rühmen konnte: «In Herrnhuth und Norwegen, Amsterdam und London, Berlin und Grönland, St. Thomas und Pensylvanien, Guinea und Ungarn, Lappland und Persien Gemeinden oder Anhänger zurückzulassen, und dann an einem Tage starb, dessen Losung bei der Gemeinde war: Er wird seine Erndte fröhlich einbringen mit Lob und Dank. Acht Tage darauf wurde er unter einem Gefolge von 2100 Leichenbegleitern und 2000 Fremden in größter Ordnung und Stille beerdigt. Zwei und dreißig Prediger und Missionare, deren einige aus Holland, England, Nordamerika und Grönland in Herrnhuth eben anwesend waren, trugen wechselnd den Sarg, unter Begleitung der ganzen Gemeinde mit Musik und Gesang, unter Andern des Liedes:

Ei wie so selig schläfest du
Und träumest süßen Traum."

— Auf die Frage: Und aus welchem Triebe kam das Alles? hat indessen dieser Biograph keine andere Antwort, als: «Hierüber ist Gott Richter!»

Neben diesen zwei Stimmen über Zinzendorf, die nicht aus seiner eigenen Gemeinde hervorgingen, ist nun noch eine zu nennen, und zwar eine der merkwürdigsten, die eines Freiherrn von Schrautenbach, der, mit Zinzendorf und der Gemeinde eine Zeit lang mehr vertraut, zuletzt sich zurückzog, und aus seiner philosophisch-christlichen Retraite heraus sich

bewogen fand, den nähern Freunden der Brüdergemeinde im Jahr 1781 Bemerkungen mitzutheilen bei Gelegenheit des Zinzendorfischen Lebenslaufes von Spangenberg. Diese Charakteristik, geistvoll, rasch, lebendig, unparteiisch und christlich, ist unstreitig das Merkwürdigste, was wir bis jetzt über den großen Mann erhalten haben. Sie ist von einem Mitgliede der Gemeinde — wie es scheint — im Jahre 1828 herausgegeben worden, um das schöne, neueste von Fr. Lehmann gestochene Bildniß Zinzendorfs zu beglaubigen. Es gehört hierher zunächst zur Charakteristik Schrautenbachs selbst eine Aeußerung über ihn von Zimmermann, in seinem Buche von der Einsamkeit (Theil IV. S. 288.): «Ach! er ist nicht mehr, der politische Karthäuser, bei dem ich einst in der Wetterau mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht Weisheit und Ruhe in lebendigen Zügen ausgedrückt sah und anstaunte. Ein größerer Kopf lebte damals vielleicht an keinem Hofe in Deutschland. Nirgends fand ich einen scharfsinnigern Beobachter der Menschen und ihrer Thaten, einen genauern und billigern Prüfer der Welt und aller Menschen, die in der Welt eine große Rolle gespielt haben. Er kannte einige der größten Personen auf den Thronen von Europa aus persönlichem Umgang. Nirgends fand ich eine freiere, offenere, redlichere, stärkere und sanftere Seele, nirgends ein Auge, das wahrer und richtiger in Allem durchsah, wohin Menschen-Augen reichen, und nirgends einen Mann, an dessen Brust ich lieber hätte mögen leben und sterben. Einfach und bescheiden war sein Landhaus, und kunstlos sein Garten, und ländlich sein Mahl. Ein wahrer Himmel war mir die Einsamkeit in der Wetterau, wo er, der Freiherr von Schrautenbach, dem Himmel lebte.» Aus dem Munde eines Mannes, über den die Welt so urtheilt, und der zu gleicher Zeit Jesum und sein Wort für seinen einigen Herrn und für sein einiges Richtmaaß anerkennt, zu vernehmen, was ein längerer und ge-

nauerer Umgang mit Zinzendorf selbst und der Gemeinde in der Zeit ihres Entstehens ihn in Bezug auf Beide gelehrt hatte, muß höchst erwünscht seyn; und wie treffend des würdigen Mannes Charakteristik vielfach war, wird schon aus den Bruchstücken hervorgehen, welche wir der Beurtheilung des größern Werkes von Varnhagen einverleiben. Jedenfalls ist diese kleine Schrift jedem Kirchenhistoriker unentbehrlich — jedem Freunde Zinzendorfs ein theures Geschenk.

Wenngleich die Brüdergemeinde in der mit Liebe und gänzlicher Hingebung an ihren Stifter verfaßten Darstellung von Zinzendorfs Leben in Spangenbergs ausführlichem Werke und Reichels und Düvernois kleineren Schriften besitzt, was sie bedarf und wünscht, so fehlt es doch — wie gesagt — bis jetzt noch der protestantischen Kirche an einer kirchenhistorischen Monographie und an einer für einen größeren Kreis berechneten Lebensbeschreibung. Die erstere zu liefern, darauf macht Hr. Varnhagen natürlich keinen Anspruch; wohl aber hat er der Lesewelt im Großen einen Dienst erwiesen, durch diese, wie sich nicht anders erwarten ließ, äußerst anziehende und wohl geschriebene Lebensbeschreibung. Sie bildet, was die Darstellungsgabe betrifft, ein wahres Gegenstück, zu der von Spangenberg. — Wiewohl man nun an den Lebensbeschreiber, der für ein größeres Publikum arbeitet, die Anforderung nicht machen kann, die man an den Kirchenhistoriker macht, daß er allseitig mit den seinen Gegenstand beleuchtenden Quellen vertraut sei, so wird doch bis zu einem gewissen Umfange bei jeder Lebensbeschreibung Quellenstudium gefordert, nämlich in so weit, als es erforderlich ist, um ein treues Bild von dem dargestellten Manne und seinem Würken zu liefern. Was diese Aufgabe betrifft, so hat es Hr. Varnhagen, wie es scheint, nicht daran fehlen lassen, sich mit Zinzendorfs eigenen Schriften, und denen, die aus der Gemeinde über ihn hervorgegangen, vertraut

zu machen — nur die Büdingischen Sammlungen hätten noch mehr benutzt werden sollen. Dagegen gebricht es aber dem Verf. an der Kenntniß der Gegenschriften und der kirchlichen Zeitverhältnisse überhaupt, so daß das Würken des Grafen, ja auch seine Persönlichkeit, im Verhältnisse zur protestantischen Kirche jener Zeit keinesweges genügend, ja nicht einmal ganz richtig dargestellt ist.

Zinzendorf geht in dem Varnhagenschen Gemälde durchaus als ein großer und edler Mann vor unsern Augen vorüber. Nach dieser Lebensbeschreibung wird man die Beantwortung der Frage: aus welchem Grunde ging sein Würken hervor? nicht erst mit Herder auf das Weltgericht versparen.

Ich hab' nur Eine Passion —
Und die ist Er, nur Er.

Das ist der Grundzug von Spangenbergs, das auch der Grundzug von Varnhagens Biographie. Fremdartige Triebfeder will zwar der Verf. nicht schlechthin ableugnen. Aber in viel geringerem Grade als Wesley's großer Biograph hebt Varnhagen das Unreine hervor. «Auch wir, heißt es S. 495. zum Schluß des Ganzen, leugnen die Einmischung vieler Irrthümer, weltlicher Absichten und irdischer Hülfsmittel in Zinzendorfs Handlungen keinesweges; er war allerdings neben dem frommen auch der vornehme Mann, zugleich ein Diener und das Haupt der Gemeinde, ließ oft den schmeichelhaften Verehrungen seiner Person und seines Stammes allzu vielen Raum, suchte sein Werk und Ansehen auch vor der Welt günstig herauszustellen; oft beherrschte ihn Willkühr, leitete ihn Vorurtheil, bestimmte ihn persönliche Rücksicht; dem allgemeinen Menschengeschick im bewegten Weltleben entging er nicht. Doch die Persönlichkeit, welcher Großes aufgetragen ist, muß auch selber bedeutend auftreten, ihr eigenes und die höhern Interessen verstricken sich unauflöslich, und lassen sich nicht mehr getrennt behandeln. Ein erfahrener und dabei kindlicher Mensch, wie Zinzendorf

war, wird immer sich selbst als nächsten Gegenstand empfinden, wird oft und ausführlich von sich zu reden haben, sein Thun und Leiden, sein Wollen und Hoffen, ja sein Verdienst und seine Tugend erörtern müssen, ohne daß man ihn deßhalb eitler Selbstliebe beschuldigen darf. Allein hier kann Zahl und Art solcher Mängel, wie sie der gemeine Tag erscheinen läßt, nichts entscheiden; wenn die Frage ist nach Falschem oder Aechtem, so kommt es auf die Urbezeichnung an, welche das innerste Wesen trägt, und in diesem Betreff, wir wiederholen es, steht uns Zinzendorf in unzweifelhafter Reinheit und Würdigkeit.» — Grundton in der ganzen Zeichnung Zinzendorfs in allen seinen Unternehmungen ist daher hier, wie bei Spangenberg, die Liebe zum Heiland seiner Seele.

Die Lichtseite in Zinzendorfs Leben können wir in unserer Zeit wohl beinahe anerkannt nennen. Vielleicht sind die Schattenseiten eher streitig als sie. Wie schon die ausgehobenen Worte zeigen, so ist Hr. Varnhagen gegen die Schattenseite nicht blind. Aber nur mit sehr leiser Hand berührt er sie, leiser selbst als Zeitgenossen Zinzendorfs, die sonst wegen ihrer Anhänglichkeit an ihn geschmäht wurden. Er will, wie es scheint, den linden, wohlthuenden Eindruck nicht verkümmern, den das ganze Bild dieses «seligen» Lebens bei dem Leser zurückläßt. Wären hier auch Stimmen der Gegner vernommen worden, und zwar nicht bloß derer, die den großen Mann nicht verstanden, sondern wahrer Christen, die sich nach ihren Erfahrungen von ihm trennen zu müssen glaubten, die Stimme eines Wesley, Struensee, Moser u. s. w. — Rüge und Tadel hätten wohl vielfach eine schärfere Gestalt gewonnen; wenn auch der Biograph, der für das größere Publikum schreibt, sich den Schmerz zu ersparen wünscht, sein schönes Gemälde durch Flecken zu trüben, so darf der Kirchenhistoriker dies doch nicht scheuen.

Der größte und allgemeinste Vorwurf gegen den Grafen

und sein ganzes Unternehmen ist der des Separatismus und der Sektirerei. Diese Seite der Sache war es, welche namentlich einen Francke, Freylinghausen, Steinmetz, Baumgarten, Bengel und die Mehrzahl der würdigsten christlichen Theologen Deutschlands gegen die im Schooße der protestantischen Kirche sich erhebende aber abgesonderte Gemeinde einnahm. Die Beleuchtung dieses Punktes, die Untersuchung über die Berechtigung des Grafen zu jener Richtung gehört mehr — wir können aber keinesweges sagen ausschließlich — zu dem Amte des Kirchenhistorikers. Hr. Varnhagen hat sich auf diese Frage nicht eingelassen; daher ist es denn gekommen, daß der Gegensatz, den des Grafen Unternehmen in der protestantischen Kirche überhaupt fand, in allzu nachtheiligem Lichte erscheint.

Diese neue Gemeinde unterschied sich gar nicht bloß durch ihre Gemeindeverfassung und die damit verknüpfte sorgfältigere Seelenpflege. Ein eigenthümliches Schiboleth der Sprache, ein eigenthümlicher Tropus der Lehrweise, eigenthümliche christliche Gebräuche (wie das Loos, das Fußwaschen) stellten sie als eine verschiedene Kirchenpartei dar. Hr. von Schrautenbach theilt uns folgendes Bekenntniß des Stifters der Gemeinde mit: «Obschon ich ein Genie habe, das zu Extravaganzen aufgelegt ist, so sehr als einiges Menschen seines» — ein Bekenntniß, welches bei dem Stifter einer eigenen Gemeinde in der That etwas Bedenkliches hat. Schwärmerei — das ist also natürlich der nächste Vorwurf, der den Grafen sammt seiner Gemeinde getroffen hat. In Bezug auf diesen Vorwurf, ist die Art, wie ihn Hr. Varnhagen beseitigt, besonders schön und wahr. Die wahre Frömmigkeit des Grafen ist es, nach Varnhagen, welche vor den Abwegen der Schwärmerei ihn schützte. Bei verschiedenen Anlässen, wo Extreme, die sich in der Gemeinde zeigten, erwähnt werden, kommen schöne Bemerkungen vor

S. 162. «Inzwischen hielt seine ächte Frömmigkeit, die stets auf ihren innersten Kern zurückging und aus höherem Stoffe auch die geringeren Werke der Klugheit leistete, ihn vor den persönlichen Lockungen des Wahns und der Einbildung, die in solcher Richtung liegen, treulich bewahrt. Er meinte, von dergleichen Ereignissen dürfe man nicht viel reden. Auch seien die Wunder nicht um der Gläubigen willen, sondern wegen der Ungläubigen,» Ebenso S. 125. «Hier aber ist wieder die ächte Frömmigkeit in Zinzendorf anzupreisen, deren Fülle auch die Leistungen der Verstandesklugheit ersetzte, und jedem eröffneten Treiben würdigen Gehalt gab; oder wenn dieser auszugehen drohte, auch schon wieder in andere Richtungen übergegangen war.» «Die gewagtesten Wege, die bedenklichsten Gestaltungen, welchen sein und der Seinigen schwärmerischer Eifer sich oft wohl überließ, haben in dem innersten Kern seines Wesens stets einen Gegenhalt gehabt, welcher trügerischen Mißbräuchen, ärgerlichen Enttäuschungen und Beschämungen meist glücklich Trotz bot.»

Weniger scharfsinnig leitet Southey das Maaßhalten des Grafen, zu dem er nach jeder Abschweifung wieder zurückkehrte, von dem Takte des Weltmannes ab; allein dieser, für sich genommen, reicht in diesem Gebiete nicht aus. Auch die Entscheidungen durch das Loos, gegen welches Southey unerbittlich loszieht, werden von unserm Biographen keineswegs als Resultate der Schwärmerei, sondern vielmehr als das «natürliche Ergebniß eines festen Glaubens an die erhöhte Würksamkeit des Welterlösers» angesehen. Dagegen giebt unser Biograph gern das gänzliche Ungeschick Zinzendorfs zur Behandlung der Lehre als solcher zu, obzwar wunderlicherweise der Graf selbst in seinen naturellen Reflexionen ganz anders über sich urtheilt. «Ich habe die Bequemlichkeit nicht, unter die Leute zu gehören, die entweder vom Gefühl regieret, oder durchs Gefühl satis-

facirt, oder auch nur durchs Gefühl amusirt werden: ich gehöre unter die denkenden Leute, und unter die Leute, die sehr abstrakt denken, die geschwind denken, und denen die Gedanken zu nahe an einander hängen, um einem oder mehreren übrigen Bildern dazwischen Raum zu lassen. Ich verwerfe die Empfindung nicht; ich halte sie für einen besondern Tropum der Providenz mit dem menschlichen Gemüth zu handeln; ich habe durch meinen Beruf was davon kennen gelernt; ich bin selbst nicht ohne Empfindung geblieben; und in so ferne sie unter die inneren Fakultates gehört, so habe ich doch das unentbehrlichste davon bei Gelegenheit auch zur Hand gehabt: aber ich kann mich auf keine Weise unter diejenige zählen, die die Empfindung als ein Talent anzusehen haben.» Das Wahre, was diesen Heros des Gefühls — denn das ist der Name, der ihm gebührt, — zu dieser Allen, die ihn kennen, seltsamen Aeußerung bringt, ist die Masse der Gedanken, die allerdings bei aufgeregter Phantasie sich in ihm drängte, der es aber an einem ruhigen Abflusse und an einem Mittelpunkte fehlte. Wie dieses Ungeschick im geordneten Denken den Grafen in der Theologie zu Häresieen leitete, die übrigens gar nicht so übel gemeint waren, das bemerkt auch unser Verfasser. Wohl hätte er aber mehr hervorheben können, wie äußerst bedenklich es besonnenen und frommen Theologen jener Zeit vorkommen mußte, gerade einen solchen Mann als Haupt und Tonangeber an der Spitze einer Gemeinde zu sehen, einen Mann, der z. B. in einer Herrnhager Rede sagen konnte: «Wir sind hier eine Versammlung, eine Synagoge des Heilands, unsers Spezialvaters; denn Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, ist nicht unser direkter Vater, das ist eine falsche Lehre, und einer von den Hauptirrthümern, die in der Christenheit sind. Was man so in der Welt einen Großvater, einen Schwiegervater nennt, das ist der Vater unsers Herrn Jesu

Christi.» Oder, wie es in einer andern Rede heißt: «die Prediger Gottes des Vaters sind professores des Satans, die viel davon wissen, was Gott für Grundplane für den Menschen hat.»

Mit der Schwärmerei ist überall geistlicher Hochmuth gepaart. Da nun die Welt in der Gemeinde nicht bloß diese oder jene mehr vorübergehende Extravaganz, da sie auch das ganze auf die Sache des Heilands gehende Wesen als Schwärmerei nahm, so paarte sich auch mit diesem Vorwurf aller Orten der des geistlichen Hochmuthes. Auch unparteiischere Stimmen aus jener Zeit lassen sich so vernehmen. Der als scharfsinniger Staatsmann ausgezeichnete, von den Theologen als Synkretist, und zwar auch nicht ohne Grund, verfolgte Hr. von Loen äußert sich in einer merkwürdigen Abschilderung Zinzendorfs, welche auch unser Vf. S. 260. aufgenommen hat, also: «Hätte den Grafen nichts als der bloße Ehrgeiz geplagt, wo hätte er ihn besser vergnügen können, als an einem großen Hof, wo ihn seine Geburt, sein Verstand und seine Wissenschaft zu den ersten Staatsämtern würden erhoben haben, und wo er allenfalls genug von sich in der Welt hätte können reden machen: Es muß also, nach aller Wahrscheinlichkeit, etwas von Religion und Frömmigkeit in seinen Bewegungen mit unterlaufen, wenn man auch gleich zugiebt, daß im Geistlichen der Hochmuth ja so viel, wo nicht noch mehr Nahrung, als im Weltlichen findet.» — So viel nun zeigen die Gegenschriften gegen Zinzendorf und die Gemeinde aufs deutlichste, daß der vornehmste Grund jenes Vorwurfs kein anderer als der ist, den die westindischen Pflanzer gegen die Missionare vorbrachten: Sie wollen die Leute zu besseren Christen machen, als wir sind. Aber auch unser Biograph offenbart hier ein mangelhaftes religiöses Urtheil. Es zeigt sich nämlich, wie auch er in dem Wahn des des natürlichen Menschen befangen ist, der zwar von der

Liebe und den Liebesbeweisen Gottes, aber von dessen Zorn nichts vernehmen will. Was der Graf von sichtbarer Manifestation göttlicher Aushülfe erzählt, das betrachtet Hr. Varnhagen als göttlich. Wo aber der Graf von Strafgerichten redet, welche Gott über die Verächter der Gemeinde gesendet hat, da meint er Selbstsucht und geistlichen Hochmuth zu finden. Er führt folgende Stelle aus Zinzendorf an: «Eine Person ist rasend worden, und wenigstens neun Jahre blieben, zwei andere haben, ohne daß man sie angeredet oder genannt, zu der Zeit, da man nur in genere von demjenigen Bann geredet, womit sie, ohne unsere Reflexion darauf, behaftet gewesen, sich darüber so alteriret, daß sie vor der Gemeinde für todt hingefallen und heraus haben müssen getragen werden. Ein anderer hat gesagt, er wolle es glauben, daß ihn die Gemeinde in Zucht nehmen könne, wenn er verkrumme, das ist mit einem landkündigen Schreckexempel geschehen, und bis zu Todesnöthen gegangen, bis endlich, da er sich, von allen Aerzten verlassen, in den letzten Zügen auf einem Wagen nach Herrnhuth fahren und in die Gemeinde tragen ließ, die Wunderkur in der Gemeindeversammlung mit seiner öffentlichen Absolution zugleich erfolgte. Sie ist von vielhundert Menschen zugleich gesehen und von ihm selbst nicht nur nicht geleugnet, sondern überall und nur zu viel ausgebreitet worden. Den fünften hat einige Minuten darauf, daß er mit Verächtlichkeit und Inadvertenz aus der Aeltesten-Konferenz gegangen, nachdem er durch all ihr Bitten und Flehen nicht zu erweichen gewesen, sondern sich auf ein göttlich decisum berufen, der Donner auf der Stelle todt geschlagen.» Hieran schließt der Hr. Vf. die sehr verfehlte Anmerkung: «Man erstaunt mit Recht, denselben Zinzendorf, den man bisher gesehen, hier eine solche Sprache führen zu hören, welche eher die eines schlimmen Höflings scheinen könnte, der sich rühmt, über seines Herrn Gunst oder Zorn nach Ge-

fallen zu verfügen, als die einem frommen Gottesfreunde geziemende. Auch ist diese unter seinen wenigen Abirrungen von seinem rechten Weg und Benehmen gewiß die stärkste, und wir dürfen ihn nach solchen unbewachten Augenblicken nicht beurtheilen. Dieser ihn bisweilen anwandelnde geistliche Hochmuth, als stünden ihm oder der Gemeinde Zeichen und Wunder zu Gebote, ist von den Gegnern mit aller Härte genug vorgeworfen worden.»

Ebenso wenig möchte ein Beweis des geistlichen Hochmuthes in jenem für die Gemeinde so wichtigen Akte gesehen werden dürfen, wo sie den Herrn selbst zu ihrem Gemeinde-Haupte erhob — obwohl man zugeben kann, daß von außen angesehen «etwas Unziemliches» darin lag, wie es unser Vf. nennt. Er sagt S. 337. darüber: «Würklich konnte dieser dem Heilande absonderlich aufgetragene Gemeindedienst einerseits überaus anmaßlich, andererseits unziemlich spielend erscheinen, und so auch den Frommen, wie den weltlich Gesinnten ein widerlicher Anstoß werden. Zinzendorf aber und die Seinigen waren durch die empfangene Gnade sehr beglückt, doch ohne sich darum erheben zu wollen. Im Gegentheil fand er darin nur eine Aufforderung zur Demuth.»

Weniger als von dem Vorwurf des geistlichen Hochmuths möchte vielleicht der Graf von Anwandlungen des Selbstgefühls in anderer Hinsicht frei gesprochen werden können. Eine gewisse Eigensinnigkeit und Herrschsucht ist ihm so eigenthümlich, daß sie selbst noch aus der Spangenbergischen Darstellung hervorleuchtet. In diese Kategorie mag man schon die Art und Weise rechnen, wie Zinzendorfs ganze Persönlichkeit — und noch dazu eine so höchst singuläre Persönlichkeit — in dem Grade der Gemeinde als religiöser Stempel aufgeprägt wurde, daß, wer Einen gesehen, und Einen sprechen gehört hatte, Alle gesehen und gehört hatte. Dies ist wohl einer der nachtheiligsten Grundzüge der ursprünglichen Gestaltung der Brüdergemeinde.

In dem Stücke erscheint z. B. selbst Wesley freisinniger, in dessen Gesellschaft es keinesweges in dem Grade auf Uniformität abgesehen wurde. Unter den Klagen derer, welche sich von der Gemeinde absonderten, sowohl der etwas unlautern Personen, wie z. B. Regnier u. A. bei Fresenius, als auch der lauteren und ehrenwertheren, wie eines Moser, stehen diejenigen oben an, welche über den Methodismus und die damit verbundene Einseitigkeit klagen. Hr. von Loen, in der erwähnten Charakteristik, (bei Varnhagen S. 259.) äußert sich über diese Seite des Charakters des Grafen: «Er ist von Natur hitzig, gäh und leicht aufgebracht. Er trotzt auf seinen hohen Stand, wenn man sein Lehramt angreift, und sucht gleichwohl jenen aufzuopfern, um dieses zu erhöhen. Er schreibt sehr demüthig; wenn man aber seine Schriften angreift, so antwortet er hochmüthig. Er läßt sich nicht gern etwas sagen oder einreden. Dieses ist ein kleiner Fehler, der öfters die größesten verursacht.» Schrautenbach bemerkt (S. 65.) als «eine lästige Art» des Mannes: «sein häufiges Schmähen zuweilen bei Gelegenheiten einer Bank im Versammlungssaal, die ihm nicht nach seinem Sinne gesetzt war, und von deren unrichtiger Direktion sein Gemüth in eine große Weite ausging. Dann etwa bei dem Empfange unangenehmer Nachrichten aus dem Innern der Gemeinde oder von entfernten Posten, wie hie und da gegen den Plan gehandelt worden war, oder einer sich was zu Schulden kommen lassen; sein Gemüth kam darüber in eine Presse, die entweder ihn in die Einsamkeit trieb, oder auch sich durch einen Strom von Worten Luft machte, der nicht selten sich über einen der Anwesenden ergoß. Anmerklich war, daß er nie solcher Ausdrücke sich bediente, die beleidigend oder seiner unwürdig gewesen wären. Es waren Dissertationen über Handlungen und Denkweise, die von ihrem ersten Grund bis zu ihren äußersten Würkungen verfolgt wurden. Es konnte seyn, daß

sein physisches System einer solchen Explosion unterweilen nöthig hatte. Seine Situation aber entschuldigt ihn noch mehr. Unterweilen mochte auch innere Unzufriedenheit mit sich selbst während dem äußern Bezeigen lange wohl in ihm gearbeitet haben. ««Macht mich doch nicht noch ridikûler, als ich schon bin»» sagte er einst auf einer Reise, da er gegen einen fremden Menschen, der schweigen mußte, sich heftig ausgelassen hatte, und einer der Anwesenden auch ein Wort dazu legen wollte, wie so gar Unrecht der Mensch habe. — Das Angenehme an ihm war, daß ein solcher Blick in sich selbst ihn nicht warf, nicht mit den Menschen um ihn her, die nun eine Schwäche an ihm gesehen hatten, verlegen machte, sondern man ihn den Moment darauf wieder in seinem Gleichgewicht und seiner Ueberlegenheit fand, mit der größten Heiterkeit in die interessantesten Betrachtungen eingehend. Der Uebergang aus einer Gemüthslage in eine andere, ohne Nachschmack der vorigen, zeigte vornehmlich vom Ressort des Mannes. Es geschahe nicht selten, daß er aus einer der heftigsten Unterredungen über Ereignisse, die ihn auch wohl in die äußerste Verlegenheit setzten, unmittelbar in den Versammlungssaal trat, und dort beim Anblick der Gemeine eine Rede hielt voller Empfindung, als ob seine Seele der allerheitersten Bilder voll gewesen wäre.» — Hat doch selbst der treue Spangenberg nicht immer mit seinem hochgeliebten Grafen im Bande der Bruderliebe bleiben können. Es traten Perioden des Zerwürfnisses und des Mißverständnisses ein. In seiner Lebensbeschreibung von Rißler werden diejenigen besonders angedeutet, die in Folge der eingerissenen Leichtfertigkeit und sündlichen Verirrungen in der Brüdergemeinde eintraten, wo Spangenberg eine strengere Zucht und Rüge verlangte, als dem Grafen gut schien, und nach einer längeren Periode der Entfremdung dann wieder seinen Brief unterschreibt: Ihr alter Joseph. In solchen Fällen, wo ein vielleicht auch wohl

gegründeter dissensus eintrat, ließ der Graf öfters mit sich reden, aber zuweilen hieß es dann ohne Weiteres von dem Dissentirenden: «Der liebe Bruder ist von der Einfalt abgekommen.» — Viele konnten sich auch nicht in jene Selbstdemüthigung des Grafen finden, die allen Würden entsagte, ihn mit jedem Schuhknechte, der ein Bruder in Christo war, Brüderschaft machen ließ, und neben welcher dann doch wieder ein merkliches Behaupten seines Ranges herging — mit dem Händekuß, durch welchen ihm gehuldigt wurde, mit dem adeligen Haushalt, mit dem gräflichen Air, welches Zinzendorf zum Theil in der Gemeinde, vorzüglich aber nach der Welt zu behauptete. Aber gerade von dieser Seite aus betrachtet, entfaltet sich wohl der Jüngersinn des Grafen am rührendsten und schönsten. Er hatte eben würklich in der Schule seines Heilandes gelernt beides, hoch seyn und niedrig seyn; mit dem Apostel wußte er geltend zu machen (2 Kor. 11, 5.), daß er auch auf Rang und Ehre Anspruch machen könne, und doch auch wieder in der Liebe Aller Diener zu werden. Das wahrhaft Vornehme und Adelige in des Grafen Wesen bemerkten Alle, die ihn kannten. Wer ihn beobachtete, wenn er in volkreichen Städten, wie Amsterdam und London, durch die Straßen ging, und eine Zeitlang ihm folgte, konnte die unwillkührliche Ehrerbietung bemerken, mit der ihm aus dem Wege gegangen und Raum gemacht wurde. Und eine solche Persönlichkeit mußte auch dann von selbst ihre äußere Würde behaupten, nachdem sie freiwillig sich derselben entledigt hatte. Imponirend tritt diese noble Persönlichkeit des Grafen hervor in Steffen's Walseth und Leith. Auch Varnhagen macht öfters darauf aufmerksam, so sagt z. B. S. 55., nachdem erwähnt worden, wie selbst die Frommen jener Zeit für einen vornehmen Herrn durchaus eine vornehme Laufbahn verlangten, mit seiner Charakteristik: «Aber Zinzendorf, von ächtem Christensinn beseelt, dachte eben deßhalb ganz anders.

Ihm war Alles vornehm und erhaben, was den Dienst des Heilandes betraf; Alles gering und schlecht, was diesem fremd erschien. Die Vornehmheit, die er gleichwohl Zeit Lebens behielt, und die ihn und seine Werke mächtig tragen und durchkämpfen half, wurde ihm, wie auch er selbst sich ihrer entkleidete, von der umgebenden Welt noch immer aufgedrungen, er war würklich zu vornehm an Geist und Sitte um die Demuth, die er empfand, durch ungebährdiges Abwerfen des Aufgedrungenen, wieder zum Hochmuth umzukehren.» — Endlich muß man auch noch die verschiedenen Perioden und Zustände in dem Leben des Grafen unterscheiden. Wie Schrautenbach bemerkt, so waren die Perioden, wo er sehr ins Gedränge kam, auch diejenigen, wo er sich besonders hart und heftig äußerte. So war dieses namentlich der Fall in einer gewissen Periode seines Lebens. Wie sollte das auch an Zinzendorf auffallen, wenn man selbst den in viel höherem Grade auf sich wachsamen und gegen sich strengen, und daher auch in früherer Zeit der Gesetzlichkeit beschuldigten Spangenberg hie und da den Leidenschaften unterliegen sieht! Zur nähern Charakteristik mag folgender Auszug dienen, zunächst aus einem Briefwechsel Spangenbergs mit dem ehrwürdigen Abt Steinmetz von Klosterbergen, sodann aus einem Briefwechsel des Grafen mit Pastor Struensee in Halle.

Im zehnten Bande der Weimarschen Acta Ecclesiastica von 1746 wird folgender Brief Spangenbergs an den Abt mitgetheilt:

«Ich sehe noch immer auf Sie als einen Flügelmann, addressire mich daher an Sie in meiner Angelegenheit, suche dabei nichts vor mich, sondern für meinen Herrn gelobet in Ewigkeit. Dem zur Schande geschiehet es, daß zwei Heere von Leuten, die von ihm sich rühmen, gegen einander stehen. Ich meine das sogenannte Pietistische auf der einen, und die Brüdergemeinde auf der andern Seite. Wundern kann ich

mich darüber nicht sehr, denn Laodicea, worunter ich das pietistische, separatistische und quakerische Gesindel verstehe, kann freilich mit Philadelphia nicht harmoniren, sondern ist das einzige, so dagegen stehe directe. Ohne Zweifel ist es vom Heiland weislich so dirigiret worden, daß unsere Brüder, so oft sie auch Frieden gesucht, ihn noch nirgends weniger gefunden als bei denen Leuten, die man Pietisten und Separatisten nennet. Denn weil es ihm darum zu thun ist, die Brüdergemeinde, darunter er sein Regiment hat, unverderbt zu erhalten, so hat er sie vor den lauen Menschen, die weder kalt noch warm sind, in Gnaden behüten wollen. Da sollten aber solche Männer, wie Ew. Hochwürden, darauf denken, wie wenigstens die Seelen, die so unschuldig dazu kommen, wie jener mit seinem Stücklein Holz, als der Ketzer sollte verbrannt werden, möchten zu rechte gewiesen und vor dem Uebel bewahrt werden.»

Die Antwort von Steinmetz lautet:

«Ich war recht herzlich erfreuet, da ich nach dem Erbrechen des von Ew. Hochehrwürden an mich erlassenen Zuschreibens, dero Namen unter demselben erblickte, in der Hoffnung, mein Herz würde darin dergleichen so etwas finden, als ich ehemals bei Dero Umgang mehrmaken genossen. So vergnügt ich aber bei der ersten Ansicht Dero Briefs gewesen, mit so vieler Wehmuth und Betrübniß meines Herzens habe ich solchen nach dessen Durchlesung aus den Händen gelegt. Denn ich muß es Ihnen recht aufrichtig bezeugen, daß ich darinnen fast gar keine Spur mehr von dem Sinn unseres innigen und wahrhaftigen Heilandes gefunden, der mir dieselben ehemals wichtig und theuer gemacht hat. — Von unserm auserwählten Lamme Gottes, welches unsere Sünden selbst geopfert an seinem Leibe, heißt es: Welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, u. s. w. 1. Petr. 2, 21 ff. In Ew. Hochehrwürden Zuschrift stund ein recht stachlichtes

und schmähsüchtiges Schelten solcher Leute, darunter sich wenigstens manche befinden, die dem Gott am Kreuz, gelobet in Ewigkeit, angehören, und sich weder an Ihnen, noch an ihrer Gemeinde, auch sonst jemanden durch liebloses Schelten vergriffen haben, nämlich, die Leute, die man, wie Sie sich ausdrücken, Pietisten nennet. Alle diese schelten Sie nicht nur ein laues Laodicea, sondern auch verächtlich Gesindel, und kombiniren sie, wie die offenbaren Lästerer des Reiches Gottes seit mehrern Jahren gethan, um sie recht odiös abzubilden, mit den Quakern, Separatisten, mit denen sie doch niemals Gemeinschaft gehabt. Sie imputiren ihnen, daß die schändlichsten Greuel nicht nur unter ihnen schleichen, sondern das Ruder führen: Sie schreiben ihnen nicht nur grobe Lügen, sondern auch grobe Dummheit und Unverstand zu u. s. w.»

In Fresenius Buche: Berichte und Nachrichten von Herrnhuthischen Sachen — welche Sammlung übrigens keinesweges aus dem besten Geist hervorgegangen ist — wird zuerst ein Brief des Grafen an den Pastor Struensee mitgetheilt, einen trefflichen evangelischen Mann, den Zinzendorf gern näher hatte an die Gemeinde attachiren wollen, der aber nicht darauf eingegangen war; in diesem Briefe bittet ihn Zinzendorf aufs Neue freundlich, da sich auch in Halle eine Brüdersocietät sammeln werde, dieser als Vorsteher zu dienen. Struensee lehnt ganz liebreich und ehrerbietig, aber entschieden auch diese Aufforderung ab, weil er, wie er sagt, viele Bedenken hat «sowohl in Ansehung der sonst theuer geschätzten Person (des Grafen), als auch der jetzt so genannten mährischen Kirchenverfassung halber.» Darauf folgt ein Schreiben des Grafen, welches mit dem vorhergehenden höchst liebreichen in gar grellem Widerspruch steht und zugleich auch noch eine seltsame eigentlich nichts rechtes sagende Entschuldigung wegen eines gegen Struensee gerichteten groben Ausspruchs des Grafen enthielt, der in den Büdingischen Sammlungen abgedruckt wor-

den war, und worüber sich Struensee gegen den Grafen beschwert hatte.

«Ihr Schreiben habe zurecht erhalten. Mir ist leid, daß das in den Büdingischen Sammlungen steht; ich habe es aber nicht drucken lassen. Es stehen etliche Haupt-Errata darinnen, und das ist eine reale. Die Büdingischen Sammler haben eine starke Lauge gekriegt. Ich hoffe, sie werden künftig besser gehen. Denn es stehet mehr darinnen, das nicht hinein gesollt hätte. — Ihre Erklärung ist schlecht, und ich sehe daraus, daß Sie die Comedie mit der mährischen Sekte auch mitspielen, und der infamen Beschuldigung, als ob wir uns von der lutherischen Religion trennten, wenn wir uns von etlichen boshaftigen Pfarrern — die uns theils mit continuirlich abschlägigen Antworten, wenn wir uns ihnen submittiren wollen, theils mit unerträglicher Tyrannei, wenn wir uns ihnen subsummirt hatten, von sich gestoßen — scheiden, mit theilhaftig zu machen, kein Bedenken haben. So gehören Sie denn mit in die Litanei unserer Kirche an Ihrem Orte. Adieu! bis Sie und alle von Ihrer Art sich im Staube und in der Asche beugen über all den unverantwortlichen Proceduren mit dem edlen Kleinod der Kirche, die ich in die lutherische Religions-Armee gebracht, und so lange ich und meine Kollegen leben, daraus nicht entlassen; vielmehr alle, die sich so gegen sie bezeugen, und das Kind lieber zerhauen, als erhalten sähen, für unächte Lutheraner (wie ohnedem alle Pietisten sind) halten will. Das, was etwa hie und da an uns auszusetzen seyn mag, ist eine läppische Entschuldigung; denn ist an ihnen nichts auszusetzen? kurz: Herr Fuhrmann und Hr. Stuensee sind ganz allein Schuld daran, wenn in Berlin oder Halle ein mährisches Bet-Haus wird, und die Bethäuser sollen doch lutherisch, und nicht der gegenseitigen Jurisdiktion unterworfen seyn. Denn so lange es eine bloße Injurie ist, daß wir zur evangelisch-lutherischen

Gemein-Kirche nicht gehören, so lange dulden wir's. Sobald es aber was beweisen soll, so ist eine unerweisliche Lästerung altioris indaginis. Ich grüße Ihren Herrn Schwiegervater und Frau dabei u. s. w." — Wer kann wohl hier die Sprache der Leidenschaft verkennen?

Weit schmerzlicher als die angeführten persönlichen Vorwürfe gegen den Grafen mußten ihm und der Gemeinde die einer feinen Sinnlichkeit und Wollüstigkeit seyn; um so mehr, je weniger Wahrheit ihnen zu Grunde lag, und je mehr sie andererseits durch den Schein auf das allerstärkste begünstigt wurden. Hr. Varnhagen hat namentlich diesen Punkt mit vielem Geist behandelt. Er giebt mit des Grafen eigenen Worten dessen Ansicht von Ehesachen, und theilt darauf Proben (und zwar bei weitem noch nicht die schlimmsten) der albern spielenden und wollüstig schlüpferigen Gemeindelieder mit, wie auch speciellere Nachrichten von den ehelichen Verhältnissen unter den Brüdern, von dem Eindringen des Grafen in die geheimsten ehelichen Verhältnisse der Neuverlobten u. s. w. Das Wesentliche in den Ansichten des Grafen über das Geschlechtsverhältniß reducirt sich auf die zwei Sätze: naturalia non turpia und: dem Reinen ist Alles rein. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, meinte er, daß in den kindlich gewordenen Gläubigen mit der Einmischung des Sündlichen in den Geschlechtsverhältnissen auch die Scham aufhören müsse; daß diese, wie alle Verhältnisse, eine naive Oeffentlichkeit vertrügen, und wegen ihrer tiefen symbolischen Bedeutsamkeit auch auf dieselbe Weise, wie im Hohen Liede, symbolisch angewandt werden könnten. Und wie nun jede seiner jedesmaligen Richtungen mit einseitiger Heftigkeit verfolgt wurde, so auch diese, so daß die aus dem Geschlechtsverhältnisse hergenommene Symbolik eine Zeit lang Grundtypus des erbaulichen Ausdrucks wurde. Dazu kamen dann, wie sich leicht erwarten läßt, unverschuldet durch den Grafen, nachdem ein-

mal von ihm der Anstoß gegeben worden, Uebertreibungen und Zügellosigkeiten von andern Individuen. Wer möchte nun nicht in dieser Beziehung dem beistimmen, was schon von Loen darüber ausspricht! «Wenn er die heilige Schrift erkläret, oder von geistlichen Dingen spricht, so braucht er öfters solche Redensarten, die ganz außerordentlich sind, und sehr von der Eigenschaft der heiligen Sprache abgehen; wenn er von der Liebe des Heilandes redet, so treibt er nicht selten die Einbildungskraft so weit, daß er dazu die schlüpferigen Vorstellungen der fleischlichen Liebe entlehnt. — Ich glaube, daß der Graf diese Sachen in dem besten Sinn von der Welt mag geschrieben haben! Ich selbst bin auch nicht in Abrede, daß sie in einem reinen geläuterten Verstand von der Braut Christi wohl also mögen angebracht werden; allein man muß gleichwohl die Mystik hier nicht zu weit treiben. Die Bilder von der fleischlichen Liebe sind voller Unreinigkeit und Befleckung: sie erwecken solche Begriffe und Vorstellungen, die sich zu einer reinen Andacht gar nicht schicken; ja sie machen selbst die Unschuld und die Schamhaftigkeit erröthen. Kein Apostel, kein Heiliger bedienet sich solcher Ausdrücke, die man in den herrnhuthischen Liedern findet. Warum bleiben wir nicht einfältig bei der Sprache des Evanglii?» — Hr. Varnhagen hat schon Menschenkenntniß genug, um Zinzendorfen nicht persönlich irgend einer Unreinigkeit zu beschuldigen, und erklärt sich eben jene Extravaganz aus der Kindlichkeit des Mannes, verbunden mit der überschwänglichen Phantasie. Wohl hätte aber noch viel stärker, als es geschehen ist, das aus dieser Extravaganz hervorgehende Verderbniß für die große Masse der Gemeinde hervorgehoben und gerügt werden sollen; wenngleich wir, zwar nicht in Betreff aller, aber doch in Betreff einer großen Anzahl Gemeindeglieder für richtig halten, was der Vf. S. 432 sagt, «der gute Grund sei immer bei den Brüdern geblieben, und in Fällen, wo es darauf an-

kam, aus aller Umdämmerung wieder hervorgetreten.» Gewiß kann man es aber bei der genauen Kenntniß, wie weit sich die Extravaganzen erstreckten, den Gegnern nicht verargen, wenn sie, z. B. Männer wie Bengel, in heiligem Eifer zuweilen selbst mit Abscheu von der neuen Kirche sprechen, in welcher solche Verirrungen sichtbar wären.

Ein gleich häufig wie die übrigen vernommener Vorwurf ist endlich noch der der Unredlichkeit und Falschheit des Grafen selbst und der Gemeinde im Ganzen. Auch ein Schrautenbach spricht ihn hier nicht ganz frei. «Wer genau mit ihm umging — heißt es S. 51. — kannte an ihm eine innige Herzensredlichkeit, die aus allen seinen Reden leuchtete, und in seinem täglichen Gange, und in den entscheidenden Gelegenheiten seines Lebens sich gezeigt hat. Doch liest man nicht einen Tacitus, wenn man ihn gekannt hat, ohne seiner sich zu erinnern. Eine gewisse, manchmal bedenkliche, Verdacht schöpfende Politik, eine tiefe Dissimulation, eine gewisse Zärtlichkeit mitunter für seine Autorität, die niemand ihm bestritt, ein Wegwerfen gewisser Dinge, die noch geworfen werden sollten (?) — waren theils in ihm liegende, theils aus seiner Erziehung und dem Genio der Welt und der Höfe, die er in seiner Jugend gekannt hatte, ihm nachgebliebene Züge des Charakters, die seinen Brüdern an ihm nicht unbekannt waren, weder aber der intimsten Hochachtung vor ihm, noch dem vollkommensten unbegrenzten Vertrauen in seinen Willen etwas benahmen.» Allerdings ist es wohl richtig bemerkt, daß einerseits der diplomatische Weltton des Grafen, andererseits sein sanguinisches Temperament ihn in manchen Punkten verleiten konnten, und verleitet haben mögen, von der ganz geraden Straße abzuweichen. So mag z. B. sein sanguinisches Temperament ihn verleitet haben, jenen oben berührten hitzigen Brief an Struensee zu schreiben und dasselbe, verbunden mit gewandter Politik, ihn nachher

wieder dazu bestimmt, den ersten milden und den zweiten harten Brief bloß für eine Probe zur Versuchung des Mannes auszugeben. Gewiß aber haben auch seine Gegner in vielen Fällen Dissimulation und Falschheit gesehen, wo ganz andere Motive zu Grunde lagen. Die hitzige Phantasie des Grafen brachte es mit sich, daß er von Gesprächen und Aeußerungen Einen Punkt vorzugsweise im Auge behielt, die übrigen vergaß, nachher aber wohl mit Heftigkeit behauptete, daß sie gar nicht vorgekommen seien. Uebelwollenden oder Unkundigen mochte dies als beabsichtigte Unwahrheit erscheinen. Dazu kam die Weltklugheit, welche den Grafen oft im Kampf mit seinen Gegnern so leitete, daß er mit besonderem Geschick ihren Schlägen auszuweichen wußte. Berechnete Klugheit war man an vermeintlichen Schwärmern nicht gewohnt. Was war natürlicher, als daß die einen auf Rechnung absichtlichen Betruges das setzten, was die andern als Schwärmerei verschrieen. Wohl mögen die Gegner oftmals gewünscht haben, daß Zinzendorf mit der Taubeneinfalt weniger Schlangenklugheit verbinden möchte. Dasselbe war ja auch bei Wesley der Fall. Selbst dem redlichen Spener wurde seine vorsichtige Mäßigung als Falschheit und schlaue Dissimulation angerechnet. Solche Männer können es eben der Welt nie recht machen. Sind sie ungemäßigt, so heißen sie grobe Schwärmer; wissen sie sich zu beschränken, so dissimuliren sie. Endlich hat auch nachweislich die Welt den Grafen mit jenem Vorwurfe gebrandmarkt, um seiner wahrhaften damals noch so seltenen Toleranz willen. Er ging überall nur auf das Eine aus, die Seelen für den Herrn zu gewinnen. Alles andere wollte er bei ihnen stehen lassen, es würde doch mit der Zeit selbst fallen. So konnte er denn wechselsweise den Cardinal von Noailles zu seinem Umgange suchen und den Socinianer Crell, für die armen vertriebenen Schwenkfelder beim römischen Kaiser sich verwenden, und dem Pabst

ein katholisches Gesangbuch dediciren — unter Quäkern und Inspirirten, Katholiken, Puritanern, Juden suchte er auf, wer von Herzen Gott fürchtete, um ihn zu dem seligen Glauben einer Befreiung aus Gnaden zu bringen. Wer ihn nun — zumal in jener engherzigen Zeit — mit so vielerlei Volk umgeben sah, der glaubte natürlich, daß dies nicht ohne Dissimulation geschehen könne. Gewiß aber konnte es Zinzendorf in vollster kindlicher Einfalt des Herzens. Unser Vf. ist nicht geneigt, seinem Helden nach dieser Seite hin etwas Wesentliches zur Last zu legen; vielmehr rechtfertigt er den Grafen von dem letzten Gesichtspunkte aus. Dem urkundlichen Zeugnisse über den Glauben der Brüder, wo sie erklärten «auch in der Meinung Gutes zu stiften, eine Wahrheit verläugnen, sei Unrecht und Sünde,» hatte Zinzendorf «einsichtig» hinzugefügt, «doch sei nicht nöthig, die Gotteswahrheiten alle, zu jeder Zeit, an allen Orten und jedermann zu bezeugen.» Varnhagen bemerkt, worin wir ganz beistimmen: «Ihn darf hierbei die Art, wie Christus selbst den Pharisäern geantwortet hat, vollkommen rechtfertigen; allein die richtige Klugheit, die er ausdrückt, und vielleicht doch klüger verschwiegen hätte, wurde ihm von Gegnern nur allzu oft als eine schlechte Weltrücksicht ausgelegt, die sich auch in den höchsten Dingen handeln und abfinden lasse.»

In hohem Grade anziehend, wie sichs erwarten ließ, ist die Schilderung von Zinzendorfs Anlagen und Geistesgaben bei Varnhagen. Auch Schrautenbach hat schon Treffendes in dieser Beziehung. «Zinzendorf — heißt es bei Varnhagen S. 493. — war ausersehen zu lebendigem Würken auf Welt und Menschen, und darin ist er gewiß den ersten Menschen aller Zeiten zu vergleichen. Hierzu waren alle Talente in ihm vereinigt. Fähigkeit, einen großen würdigen Gegenstand zu erfassen und in allen seinen Zersplitterungen und Verfremdungen niemals zu verlieren, richtige Einsicht im Allgemeinen von Welt und Menschen, taktvolles Urtheil über sie

im Einzelnen, vielartigste Klugheit und Gewandtheit sie zu behandeln, Leichtigkeit zum Anordnen und Ausführen, erfinderische Mannichfaltigkeit in Hülfsmitteln und Auswegen mit stets festem Absehen auf das Ziel, kühnes Vorschreiten und behutsames Maaßhalten, Stärke des einsamen, wie des öffentlichen Handelns, Muth, Geistesgegenwart, Ausdauer, ohne welche nichts vollbracht wird, zu allem diesen das unauslöschliche Feuer der arbeitsamsten Thätigkeit und die stets gerüstete Macht der Beredtsamkeit der schriftlichen und mündlichen, das wahre Musterzeichen des Staatsmannes — wir fragen, welcher wesentlichen Eigenschaft Zinzendorf zu einem solchen wohl noch entbehrte? Ein Staatsmann unstreitig war er, ein Staatsmann erhabener Art, wie der Fürst und das Reich ihn bedingten, denen sein Dienst gewidmet war. Er floh die hiesigen Geschäfte nur aus Liebe zu den höchsten, die allein ihm genügen konnten. Auf diesem Standpunkt und auf dieser Bahn möchte gegenwärtige Lebensbeschreibung ihn vorzugsweise gezeigt haben. Doch so große und reiche Eigenschaften, eine wie glänzende Persönlichkeit sie auch für die Welt gebildet hätten, würden hier noch wenig bewürkt haben ohne den tiefen und mächtigen Gehalt, der sie als heilige Flamme durchleuchtete und bewegte, die Glaubensbegeisterung und Frömmigkeit, welche von Anbeginn und bis zum letzten Hauche das Leben Zinzendorfs erfüllten.» Mit dem Gesammturtheil über Zinzendorfs Schriften, welches Varnhagen S. 500. giebt, kann man nicht anders als übereinstimmen: «Der Werth dieser Arbeiten ist sehr ungleich, es findet sich kein einziges durchgebildetes, gediegnes Werk darunter; aber in den meisten schöne Gedanken, hinreißendes Gefühl, anmuthige und geistreiche Wendung.» Schrautenbachs Urtheil S. 10. ist dieses: «Die Reden des Grafen sind oft wenig ausgearbeitet; sie zeigen uns aber doch den Mann, auf den dieselben Umstände und die Versammlung, die ein Perikles vor sich hatte, den Effekt gemacht haben würde, daß nichts in ihnen, was ein feines

Ohr beleidigt, zu finden seyn würde. Darüber berufen wir uns auf das Genie des Mannes und seine Talente, die nicht geleugnet werden können, und auf die würkliche Verschiedenheit seiner Reden. Er ist seines Sujets voll; seine Vorstellung ist lebhaft, er hat den Ausdruck und die Wendung in seiner Gewalt. Wenn beide oft zu tadeln sind, so finden wir ihn doch nie, daß er den Ausdruck sucht, oder Beifall sich erwerben, oder besondern Affekt erregen will, oder an dem Erhabenen hinan klettert. Ebenso finden wir auch wenig Schleppendes, sondern unterweilen das Radotage, das denkenden Leuten so gemein ist; manchmal auch allerdings zu wenigen Bedacht, und daher mißleitete Einbildung. Aber diese Fehler vergütet er dem sehr, der an den Materien, die er behandelt, Geschmack hat.» — Von Zinzendorfs Poesien ist nicht viel zu sagen; er dichtete im eigentlichen Sinne stans pede in uno. Bekanntlich herrscht in der Brüdergemeine der Gebrauch, daß der Geistliche einen Vers vorsagt, den dann die Gemeinde nachsingt, und so das ganze Lied durch. Selbst hier improvisirte der Graf, und wenn dann einmal der erste Vers mit dem Schlußreim «liebe Schwester» abgesungen war, und sich in der Geschwindigkeit kein anderer Reim fand, so folgte darauf eine: «Gnaden-Esther.» Ja, die Gemeinde von Schustern und Schneidern mußte geduldig mit singen, wenn Zinzendorf vorsang:

Du Räthsel der Vernunft,
Du Thohu vehabohu, (Finsterniß, Chaos)
Von der gesammten Zunft
Der blutlichtscheuen Uhu;
Du Wunder aller Welt,
Mixtura inconfusa,
Du bist's, der mir gefällt,
Dein Gnadenstuhl fraß Usa (2 Kg. 6, 3.)

Ein Liedchen indessen theilt Schrautenbach mit und aus ihm Varnhagen, so sinnig und innig, daß wir uns den Abdruck nicht versagen können:

Ach, einem Thomasglücke
Auf ein paar Augenblicke,

Dem wollt' ich zu gefallen
Gern tausend Meilen wallen.
Mich zum Gerippe sehnen,
Und einen Bach voll Thränen
Aus meinen Augen schütten,
Wenn Er sich ließ erbitten!

Doch, lieber Gott, was wähl' ich?
Mach mich im Glauben selig:
Willst du die Augen binden,
Das Herz kann blindlings finden.

Von den Werken des Grafen wird, wie natürlich, auch von Varnhagen das «*Περὶ ἑαυτοῦ* oder natürliche Reflexionen über sich selbst» als das geistreichste ausgezeichnet. Es ist voll von Esprit. Schrautenbach empfiehlt die Londoner und die Berthelsdorfer Reden. Wie gewandt übrigens Zinzendorf die Sprache zu handhaben wußte, erkennen beide Biographen an. Bekanntlich schreibt niemand unpuristischer als Zinzendorf; die geistreichen Aeußerungen, die er selbst hierüber thut, giebt Varnhagen S. 502. Wir können uns nicht versagen auch diese Stelle mitzutheilen: «Ich weiß, daß die bigarrure des stili, welchen ich auf den Kredit eines meiner Herren Gegner nunmehr ins siebzehnte Sekulum setze, mit Vorbehalt, mein jus quaesitum auf die Schreibart des sechzehnten, debito loco et tempore, auch wieder hervorzusuchen, in Deutschland ganz abkommt, und daß der Charakter des achtzehnten Sekuli, welches sich sehr mit der Bagatelle occupirt, und über welches unsere späten Nachkommen gewiß mehr kritisiren werden, als wir über alle vorhergehenden, hat es bei unsern Landsleuten so mit sich gebracht, daß sie es kurz um mit der freien deutschen Sprache in dreißig Jahren dahin haben wollen, wohin es mit der französischen, die doch von dem nutu eines einzigen und ziemlich absoluten Kollegii dependirt hat, binnen hundert Jahren gekommen ist; ohne im geringsten zu konsideriren, daß sich ein französischer Professor in der Provinz zu Tod schämen würde, wenn er ander Französisch redte und schriebe, als zu Paris; da hingegen in Deutschland fast

auf einer jeden Universität der Jargon des Landes in vollem Flor bleibt, darinnen die Universität liegt. — Dieser Inkorrigibilität des Dialekts ungeachtet sind sie fast alle eins worden, ihre Sprache wortreicher zu machen même aux dépens du sens commun, und sich lieber nur halb und noch zehnmal unverständlicher als zuvor auszudrücken, ehe sie ein fremd Wort brauchten. Wie die ehrbare deutsche Tracht abkam, die in einem Theil des Reichs und zu Zürich noch am eigentlichsten obtinirt, so behielten sie die Prediger; daher ich immer den Separatisten gezeigt, daß sie diese Tracht der Prediger billiger zur Modestie als zum Hochmuth auszulegen hätten. So geht mir's mit dem stilo des siebzehnten Sekuli. Ich halte darüber, ja ich pouſſire ihn weiter als zuvor und vermehre seine lateinische und griechische und französische emphases mit englischer, auch wohl holländischer Energie: aber gewiß nicht sowohl, um mich in diesen Sprachen zu exerciren, als aus der allerseriösesten Absicht, meinen wahren Sinn so gut als möglich auszudrücken, und von aller Aequivocation zu befreien, und dabei freilich Einigen lieber ganz unverständlich zu bleiben, denen ich doch mit einer noch so deutschen Expression mich nicht deutlicher machen könnte, hingegen andern und gesetzten Leuten, die sich das Forschen nicht verdrießen lassen, eine möglichst unzweideutige Auskunft zu geben. Ich bin von Herzen bereit, alle die fremden in einheimische phrases zu verwandeln, sobald mir jemand aequipollente Ausdrücke in meiner Muttersprache dazu zeigt. Bis dahin will ich den englischen und holländischen bon sens imitiren, der alle benachbarten Staaten naturalisirt hat, die ihm seinen Sinn ganzer machen helfen; denn das ist ja der Zweck aller Sprachen: das dient ad esse der Sprachen, die Eleganz gehört nur ad bene esse.»

Wir können nicht umhin, schließlich noch einen Blick auf das Verhältniß des von uns vorzüglich berücksichtigten Biographen und seine persönliche Stellung zu dem, was den Inhalt sei-

ner Biographie ausmacht, zu werfen. Wir haben die außerordentliche Verehrung des Verfassers für seinen Helden kennen gelernt, die große Achtung und Ehrerbietung vor dem Walten des Geistes Christi in ihm; auch ist das Buch seinem Freunde Steffens gewidmet. Bei dieser Bewandtniß kann man nicht umhin, sich herzlich zu freuen, daß das Thun und Treiben eines Zinzendorfs, eines zu seiner Zeit so viel geschmähten und von der Welt ausgestoßenen Knechts Christi, in unsern Zeiten, wo auf die herrnhuthische Frömmigkeit Alles losschlägt, einen solchen Sachwalter gefunden hat, wie Herrn Varnhagen van Ense. Diese Freude wird nun aber freilich nicht wenig getrübt, bei einem Blick auf das persönliche Verhältniß des Hrn. Varnhagen zu dem was Zinzendorfs Glauben und Lebens-Seele war: «Ich war unbefangen bemüht,» heißt es in der Vorrede, «dem Manne seine Voraussetzungen zu lassen.»

Das innere und äußere Leben eines Mannes wie Zinzendorf nöthigt also gebietend diesem Historiker Achtung ab; wenn nun aber dies Leben, wie er selber zugesteht, der Bach ist, der aus jener lebendigen Quelle der Voraussetzungen hervorfloß, soll diese praeconcepta opinio sich nicht als göttliche Wahrheit erweisen aus dem, was sie ex post erzeugte? — Wie dem aber auch sei, so viel wird man denn doch glauben von einem Manne, wie der Verf., erwarten zu dürfen, daß das, was als Folge jener glücklichen Voraussetzungen bei Zinzendorf ihm so wohl gethan, und so sehr Achtung abgenöthigt hat, ihm wenigstens einen ähnlichen Eindruck machen und mit inniger Theilnahme von ihm begleitet werden wird, wenn es in seinen nächsten Kreisen ihm entgegentreten sollte, wie dies ja würklich in Berlin der Fall ist. In dieser Erwartung sieht man sich nun freilich getäuscht, wenn man des Herrn van Ense's Anzeige der Briefe eines Verstorbenen liest, welche sich im Jahrgang 1830 September S. 446 und 448. in den wissenschaftlichen Jahrbüchern für Kritik findet. Man kennt die

Bitterkeit und Geringschätzung, mit welcher jener vornehme Anonymus aus der Zerstreuung seines Wanderns auf die frommen Kreise seiner Heimath zurückblickt. Glaubt doch selbst Göthe (in seiner ebenfalls in den Jahrbüchern befindlichen Anzeige S. 471.) ihn besser zu ehren, wenn er einige hierauf bezügliche Aufsätze «für von fremder Hand eingeschoben» hält. Herrn Varnhagen dagegen haben die vornehmen Geißelhiebe, wie es scheint, nicht wenig delektirt. «Einen Kreis gesellschaftlicher Zustände — heißt es — voll frömmelnden, geistlichen und dabei plump hoffährtigen Treibens stellt der Verf. mit guter Laune und scharfem Witz in ganzer Blöße hin. Dringende Anspielungen auf bestimmte Verhältnisse und Personen scheinen nur leicht verhüllt, und für die Kundigen leicht zu errathen. Wir aber, ungewiß, ob mehr dem Süden oder dem Norden von Deutschland diese Bilder angehören sollen, oder ob sie nicht dennoch nur ein bodenloses Gespinnst dichtender Willkühr sind, haben an ihren schalkhaften Umrissen und bunten Farben unser vorübergehendes Ergötzen, ohne uns mit ihrer Deutung aufzuhalten.» Die Divergenz zwischen diesem wegwerfenden Urtheil über das, was so nahe ist, von dem über das, was bald ein Jahrhundert trennt, und was wesentlich in gar nichts verschieden ist, darf uns keinesweges Wunder nehmen. Es ist ja dies durchaus nichts neues in der Geschichte. Aber ein schlagender Beweis ist es für die Unwahrheit und Unredlichkeit gegen sich und Andere, worin diejenigen befangen sind, denen dies begegnet. So schmerzhaft es ist, so können wir nicht umhin der Anzeige jener Biographie noch eine andere Zugabe aus jener Anzeige der Briefe des Verstorbenen hinzuzufügen, welche einen gar zu merkwürdigen Beitrag zur Charakteristik des Biographen giebt. Bekanntlich sind jene Briefe mit dem vertraulichen Du an eine vornehme Dame gerichtet, deren vertrautes Verhältniß zu dem Verfasser in vornehmen Dunkel bleibt. Für das Urtheil nun unseres Biographen über jenes Verhält-

Bayerische Staatsbibliothek München

niß haben wir in der That keinen anderen Namen als den eines vornehmen Gallimathias, welcher, wenn er seine schönen Redensarten abstreift, des Hofes eines Ludwigs des XIV. würdig erscheint. «Jeder vorhandene Name eines bestimmten Verhältnisses erscheint hier unzureichend, wir müssen erkennen, daß hier das höhere Gebiet deutscher Gemüths- und Geisteseigenheit erschlossen ist, wo alles sich individualisirt und idealisirt, und kein vorhandener Maaßstab für die selbständigen Lebensgebilde dient, welche vielleicht kein früheres Beispiel noch stärkere Nachfolge haben. In dieser Sphäre der Wahrheit und Innigkeit ist jede Gestaltung schön und richtig, wenn auch nicht jedem gewöhnlichen Sinne sofort verständlich.» — Wir haben nichts weiter hinzuzusetzen, als etwa nur noch dies, daß Herr Varnhagen den innern Widerwillen gegen den Zinzendorfischen Pietismus, den er überall da zu haben scheint, wo die Sache aus dunkler historischer Ferne ihm in seine unmittelbare Nähe eintritt, überall in vorliegender Biographie zu verleugnen gewußt hat, wenn man nicht etwa die Stelle ausnimmt, wo er von Zinzendorfs Reisen bemerkt: daß derselbe meist allein neben dem Wagen hergegangen, «wenn er nicht etwa dem Kutscher oder einem Fremden mit seinen Bekehrungsversuchen zugesetzt habe.» Die Phantasie mochte hier dem Hr. Verf. die Würklichkeit so lebhaft vor Augen stellen, und die Besorgniß, daß ihm von Irgendwem einmal etwas Aehnliches begegnen könnte, erwecken, daß er darüber vergaß, wie in dieser Biographie an anderen Stellen diese Bekehrungsversuche als ein schönes Zeichen einer Seele dargestellt sind, welche ganz vom Mitgefühl gegen eine in Sünden versunkene Welt durchdrungen ist.

Druck von W. Plötz in Halle.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tholuck, August,

Vermischte Schriften größtentheils apologetischen Inhalts

Bd.: 1

Hamburg (1839)
Polem. 2701 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10776856-6